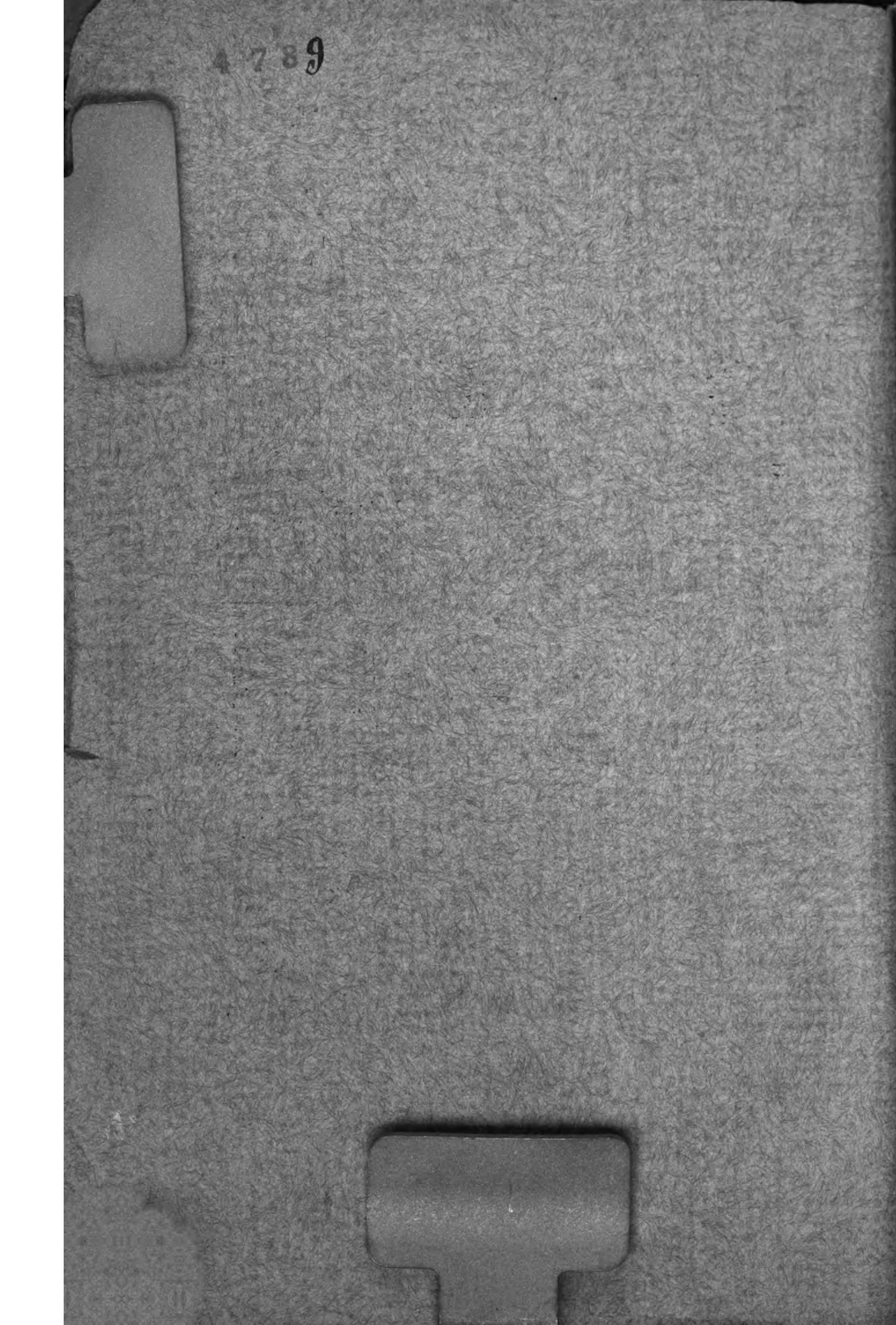


„…etter, die die Welt bedeuten –"

Roman von

Hanns von Zobeltitz

Verlag von W. Vobach & Co, Berlin Leipzig Wien



„Bretter, die die Welt bedeuten —"



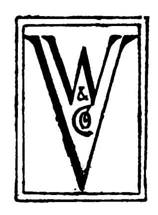
Druck von
W. Vobach & Co.
Leipzig.

„Bretter, die die Welt bedeuten –“

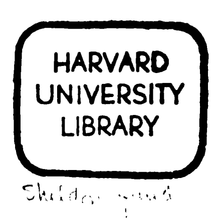
Roman

von

Hanns von Zobeltitz



Verlag von W. Vobach & Co.
Berlin • Leipzig • Wien.


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Erstes Kapitel.

„Seine Exzellenz sind sehr beschäftigt,“ hatte der alte Emke zuerst gesagt, als er die Visitenkarte in Empfang nahm. Emke war im Laufe seiner langen Dienstzeit ein Menschenkenner geworden. Eine Dame in Trauerkleidung — hm — Trauerkleider liebten Exzellenz nicht gerade, Trauerkleider deuteten fast immer auf ein Anliegen, oft auf eine Bettelei hin. So etwas mußte nach Möglichkeit ferngehalten werden. Aber er blinzelte doch unter seinen buschigen, weißen Brauen, die wie zwei schmale, weiße Bürstchen in dem roten, glattrasierten Gesicht standen, auf die Karte hinunter: „Dorothea von Lindenbug.“

Hm — Bittstellerinnen mit adligem Namen waren eigentlich doppelt lästig. Die hatten immer gleich Tränen in den Augen, und Exzellenz waren so weichherzig — und nachher schimpften Exzellenz.

„Seine Exzellenz sind wirklich sehr beschäftigt —“

„Bringen Sie nur die Karte hinein. Exzellenz wird mich schon empfangen.“

Emke hob die dicken Augenlider ein wenig.

Die Stimme tat's ihm an. Er hörte ja hier im Vorzimmer des Intendanten tagaus, tagein die verschiedensten Stimmen, er kannte sich aus. Eine gewöhnliche Bittstellerinnenstimme war das nicht. Es lag etwas eigen Sicheres darin.

Er trat vom rechten Fuß auf den linken, und dann wieder vom linken auf den rechten. Immer, wenn er schwankend in seinen Entschlüssen wurde, verlegte er das Schwergewicht seines Körpers von dem einen Fuß auf den andern.

„Gnädiges Fräulein werden aber sehr lange warten müssen.“

„Das tut nichts. Ich habe Zeit.“

Hm — hm!

Am Ende hatte diese hübsche junge Dame gar nichts mit der Bühne zu tun? Hübsch war sie — Himmelkreuzdonnerwetter! — verteufelt hübsch. Auch darin kannte Emke sich aus. Man ist doch nicht umsonst zwanzig Jahre lang bei der Intendanz des Herzoglichen Hoftheaters!

Groß war sie und schlank; schlank wie eine junge Tanne. Und ein Paar Augen hatte sie im Gesicht, schwarz wie die Nacht. Exzellenz sahen so etwas außergewöhnlich Hübsches auch nicht ungern.

„Wollen gnädiges Fräulein Platz nehmen? Ich will mal zuschauen, was sich machen läßt. 'ne Weile dauern wird's freilich.“

Dorothea ließ sich auf den nächsten Stuhl sinken. Sie war todmüde. Nicht so körperlich, wie geistig. Die Spannkraft ihrer Seele war am Erlöschen.

Sie schloß auf ein paar Momente unwillkürlich die Augen. ‚Da glaubt man immer', dachte sie, ‚der eine große neue Schmerz tötet den andern älteren. Und dann lebt jener, den man längst niedergekämpft meint, jäh wieder auf, stärker als je!'

Vor knapp zwei Stunden war sie in Gemar angekommen, noch zu früh, um sofort zu Exzellenz von Rakolski zu gehen. So schlenderte sie langsam durch die Straßen, in denen ihr jede Ecke, jedes Haus so wohlbekannt, so vertraut war. Und da kamen die Erinnerungen. Vor dem altersgrauen Schloß stand sie und sah hinauf zu den Fenstern des Damastsaales, auf dessen Parkettboden sie ihre ersten Triumphe gefeiert hatte. Vor dem Hause, in dem die Eltern gewohnt, stand sie, und die Bilder von Vater und Mutter stiegen wieder vor ihr auf: der goldige, leichtlebige, elegante Vater, der die Sorgen von sich abzuschütteln wußte wie ein paar Sprühregentropfen; die ernste, gütige Mutter, die so schwer trug und doch immer, immer ein liebes, mildes Lächeln auf dem frühverblühten Gesicht hatte! Nun ruhten sie beide in der kühlen Erde, hatten ihr Kind, das sie so heiß geliebt und so verzogen hatten, allein zurückgelassen, allein und hilflos —

Und dann war Dorothea hinausgegangen in den weiten Park an der Elm. Dort hatte sie sich die stille Bank unter den Buchen gesucht, auf der sie Abschied genommen von dem einen, den sie nie vergessen konnte — nie, niemals. Der um ihretwillen in die Ferne gegangen war, und der nun auch den ewigen Schlaf schlief, in fremdem Boden, niedergeworfen von einer heimtückischen Kugel.

Drei Jahre nur, daß sie dort im Park mit ihm gesessen. Im Frühling damals. Und nun herbstete es schon leicht, zum drittenmal. Achtzehn Jahre war sie damals gewesen — und seitdem hatte jedes Jahr ihr einen Trauerfall gebracht, bis sie nun allein, ganz allein und hilflos im Leben stand.

Hilflos?

Nein! Nicht hilflos! Hilflos ist nur, wer mutlos ist!

Dorothea öffnete die Augen weit, fast gewaltsam.

Sie war doch nicht mutlos! Sie war doch fest entschlossen, den Kampf aufzunehmen — den harten Kampf mit dem Leben. Sie hatte doch ein Ziel vor sich, ein großes, schönes Ziel. Wo ein Ziel war, mußte auch ein Weg sein. Mußte — mußte — mußte —

Gerade über alles Leid und alle Schmerzen führte dieser Weg zum Ziel. Ihr fiel ein, was Goethe in der „Iphigenie", die sie so liebte, den Arkas sagen läßt:

„Die Schmerzen sind's, die ich zu Hilfe rufe;
Denn es sind Freunde, Gutes raten sie."

Ihre Augen wurden wieder hell. Sie sah sich um.

Nicht viel anders, dies Wartezimmer des Intendanten, als bei einem großen Arzt. Aber doch wieder eine besondere Prägung, wenn man genauer zusah. Drüben an der Wand die Bilder des verstorbenen Herzogs und der Herzogin-Witwe — natürlich, wie hätte diese gewaltige Theaterfreundin hier fehlen dürfen. Darunter eine lange, mit rotem Samt gepolsterte Bank. Da saßen, wie es schien, die minder Anspruchsvollen oder die minder Beachteten. Ihr hatte der alte, weißhaarige Diener gnädigerweise einen besseren Platz angewiesen, ein

zierliches Rokokostühlchen mit goldener Lehne vor dem einzigen Tisch im Raum, einem mächtigen Renaissancetisch. Noch ein paar andre Stühle standen um ihn herum, jeder in einem andern Stil. Ein bißchen zusammengesucht das Ganze, vielleicht aus den ausrangierten Beständen der herzoglichen Schlösser.

Auf Dorotheens Seite war es fast leer, nur in einer Fensternische saß ein blasser Jüngling, der liebevoll eine rote Samtmappe umklammert hielt. Drüben auf der Wartebank aber harrten vier weibliche Gestalten. Rechts eine leidlich junge, leidlich hübsche Person mit großem Hut und in elegantem Bolerojäckchen. Links, auf reichlich Armeslänge fast wie absichtlich getrennt, drei ehrwürdige Matronen. Sehr ehrsam; die mittelste hatte sogar eine Handarbeit herausgenommen und häkelte. Häkelte im Vorzimmer Seiner Exzellenz, mußte also wohl Erfahrung haben, wie lange man hier warten durfte.

Die leidlich Junge, leidlich Hübsche hatte wohl weniger Geduld. Sie schlenkerte mit den Füßen, die in schicken Chevreaustiefeletten staken, und dann und wann gähnte sie. Die drei ehrenwerten Damen tuschelten eifrig. Ab und zu fing Dorothea ein Wort auf. Einmal sprach die eine von ihren Kindern, einmal die andre von der Küche; dazwischen wisperten sie über den Inspizienten, wie es schien, einen sehr gestrengen Herrn. Und bisweilen schoß ein Seitenblick auf die leidlich Junge, leidlich Hübsche, der von der andern Hälfte mit einem maliziösen Lächeln quittiert wurde.

Ein paarmal ging die Tür drüben. Ein Bote hastete mit einer Aktenmappe quer durch das Zimmer,

um im Allerheiligsten — nach diskretem Anklopfen — zu verschwinden. Einmal kam ein Offizier. Dorothea erschrak, denn sie meinte, er müßte sie kennen. Aber es war ein Irrtum. Er schritt auch, ohne sich umzusehen, sporenklirrend durch den Raum, blieb eine ganze Weile bei dem Intendanten und kam ebenso wieder, ohne rechts und links zu blicken, zurück. Jetzt erst sah Dorothea, daß er die Abzeichen der Flügeladjutanten trug. Dann tauchte ein Mann mit wallenden Künstlerlocken und einer großen Rolle unter dem Arm auf, setzte sich breitbeinig an den Tisch und starrte sie recht unverschämt an. Er schien nicht übel Lust zu haben, ein Gespräch zu beginnen, und rollte seine Papiere auseinander. „Die Entwürfe für die neuen Dekorationen zum ‚Sommernachtstraum', wenn es Sie interessiert —" Nein, es interessierte sie nicht. Oder ja, es interessierte sie, aber eine Unterhaltung mit dem todfremden Manne — um aller guten Götter willen, das ging doch nicht! Dann mußte sie leise über sich selber lächeln: das stak gar zu fest im Blut, diese peinliche Rücksichtnahme auf gute Form — und so manches davon mußte gewiß aufgegeben und abgestreift werden.

„Frau Baechtold!" Der alte Diener steckte den Kopf ins Zimmer und rief den Namen. Es mußte ähnlich auf dem Gericht sein, wenn die Parteien aufgerufen wurden.

Die Mittelste, Ehrwürdigste der drei Parzen stopfte eilfertig ihre Häkelarbeit in den Pompadour und stapfte in das Allerheiligste.

„Fräulein Kretzing und Madame Wiederstein! Aber 'n bissel balli, meine Damen!"

Und zum drittenmal: „Fräulein Gerdini!“ Worauf die leidlich Junge, leidlich Hübsche wie eine Bachstelze durch das Zimmer hüpfte.

Drinnen schien es eine etwas erregte Auseinandersetzung zu geben. Trotz der doppelten Tür schallten die Frauenstimmen in das Wartezimmer, bis dann eine starke männliche irgendein Machtwort zu sprechen schien.

„Seine Exzellenz glätten wieder mal die erregten Wogen,“ meinte der Dekorationsmaler mit dem lockigen Haupt. „Diese Choristenblase liegt sich ewig in den Haaren, und die alten Schachteln sind die Schlimmsten.“

Es dauerte eine Weile. Dann tat sich wieder die Tür auf, die drei Parzen kamen im Gänsemarsche heraus, gefolgt von der leidlich Jungen, leidlich Hübschen. Alle vier hatten hochgerötete Gesichter. Kaum waren sie aus dem Bereich des gestrengen Herrn, so machten die drei Ehrwürdigen vor der leidlich Jungen, leidlich Hübschen einen tiefen Knicks, ganz tief, ganz devot und voll bitteren Hohns: „Ihre Dienerin, Fräulein Gert!“ „Wohl bekomm's, Mademoiselle Gerdini!“ — „Verzehren Sie's in Gesundheit, Jungfer Adelheid!“

Und die leidlich Junge, leidlich Hübsche knickste wieder. „Ganz nach Ihren Wünschen, meine Damen!“

Da kam gerade der alte Diener zurück. „Seine Exzellenz lassen bitten, gnädiges Fräulein!“ meldete er respektvoll.

Gleich darauf stand Dorothea vor dem Intendanten.

Der Verdruß schien Herrn von Rakolski noch auf der hohen Stirn geschrieben. Er erhob sich jedoch sofort und streckte Dorothea beide Hände entgegen. „Fräulein Diedel! Wahrhaftig — Fräulein Diedel!

Verzeihen Sie, daß ich Sie warten lassen mußte. Diese nichtsnutzigen Zänkereien des Personals, Neid, Eifersucht, Klatschereien — ah, Sie können das ja doch nicht verstehen! Aber nun willkommen, herzlich willkommen! Lassen Sie sich mal ansehen — famos, großartig! Bitte, hierher, Fräulein Diedel — hier an meine grüne Seite. Ich freue mich so herzlich, Sie zu sehen —"

Plötzlich stutzte er und wurde ein wenig verlegen. Er hatte erst jetzt bemerkt, daß Dorothea Trauerkleider trug, und es schoß ihm plötzlich durch die Erinnerung, daß ihm vor zwei oder drei Monaten, oder war's noch länger her, die Todesanzeige von Frau Oberstleutnant von Lindenbug zugegangen war. Woher nur? Man kann doch unmöglich alles behalten, und schließlich war man seit der Versetzung Lindenbugs und seinem Tode ja auch gesellschaftlich ziemlich auseinandergekommen. Aber leid tat einem das arme, hübsche Ding da — solch eine vater- und mutterlose Waise — sehr leid. Viel Vermögen war gewiß auch nicht vorhanden.

„Mein armes, liebes Kind!" Er änderte seinen Ton. „Sie haben Schweres durchzumachen gehabt." Nochmals drückte er ihr die Hand. „Nun setzen Sie sich aber endlich, Fräulein Diedel. Hat die Mama sehr gelitten?"

„Der Tod war ihr eine Erlösung —" Dorothea mußte alle Kraft zusammennehmen, um antworten zu können. Die Tränen wollten ihr in die Augen schießen. Aber sie überwand sich. „Noch nicht fünfzig Jahre ist Mama alt geworden —"

„Sie kommen doch von Blankenburg, Fräulein Diedel?" Der Intendant hatte sich jetzt endlich erinnert.

„Nicht wahr, Mama lebte doch zuletzt in Blankenburg im Harz?“

„Jawohl, Exzellenz. Mama wollte dort ein Pensionat gründen. Aber ihre Hoffnungen schlugen fehl — wie so vieles im Leben —“

„Und Sie stehen nun ganz allein?“

„Es ist so, Exzellenz.“ Wieder faßte Dorothea all ihre Kraft zusammen. Einmal mußte es doch gesagt werden. „Ich komme mit einer Bitte — mit einer großen Bitte, Exzellenz!“

Herr von Rakolski hatte sich schon etwas Aehnliches gedacht. Ihm wurde ungemütlich zumute. Was konnte das junge Mädchen wollen? Eine Unterstützung? Die Lindenbugs waren immer sehr stolz gewesen. Seine Fürsprache? Nun ja — man mußte zusehen, was zu machen war. Schon aus alter Freundschaft. Und dann war Diedel wirklich ein liebes Mädel. Vielleicht konnte man Hoheit interessieren. Hoheit hatten Diedel ja schon ausgezeichnet, als sie noch ein halber Backfisch war.

„Was ich tun kann, liebes Kind, was in meinen schwachen Kräften steht, das soll ganz gewiß geschehen,“ sagte er eifrig.

Sie schöpfte tief Atem. Ueber ihr blasses, schönes Gesicht flog eine leichte Röte. Es war doch sehr schwer, sich so ganz offen auszusprechen. Unsagbar peinlich war es.

„Ich muß etwas weit ausholen, Exzellenz,“ begann sie dann. „Als Papa zu kränkeln anfing und den Abschied einreichen mußte, kaum ein halbes Jahr nach seiner Versetzung von hier, erfuhren wir, Mama und

ich, eigentlich erst, wie trübe es mit unsern pekuniären Verhältnissen bestellt war. Exzellenz haben Papa ja gekannt in seinem sonnigen Optimismus. Er glaubte den General sicher in der Tasche zu haben, und so hatte er im Vertrauen auf eine glänzende Laufbahn das kleine Vermögen Mamas bis auf einen winzigen Rest aufgebraucht. Auch den verschlang seine Krankheit. Wir waren dann auf Mamas Witwenpension angewiesen, und wenn Mama gesund geblieben wäre, würden wir bei ihrer Umsicht und Sparsamkeit wohl ausgekommen sein. Aber da wurde auch sie krank. Es kamen sehr, sehr schlimme Tage — Wochen — Monate, bis sie dann die lieben Augen schloß, mit der Sorge um meine Zukunft im Herzen —"

Der Intendant war aufgestanden. Er ging ein paarmal durch das Zimmer und blieb dann wieder vor Dorothea stehen. „Sie armes Hascherl! Lieber Gott, wie traurig das doch ist! Aber es ist recht, daß Sie zu mir gekommen sind. Wir wollen überlegen, was zu tun ist. Natürlich muß für Sie ein standesgemäßes Unterkommen gefunden werden. Nur nicht verzweifeln, liebe Diedel! Sie sind noch so jung, ich darf auch das sagen: Sie sind hübsch, sehr hübsch sogar, das Leben liegt vor Ihnen. Gewiß, es wird alles noch gut werden. Lassen Sie nur hören: Haben Sie schon irgendwelche Pläne, irgendwelche bestimmte Wünsche?"

Da sagte sie schnell und kurz: „Ich will zur Bühne, Exzellenz!"

Und wieder flutete das Rot, diesmal in einer dunklen Welle, über ihr Gesicht.

„Unsinn —!"

Herr von Rakolski war erstaunt, war geradezu erschrocken.

„Pardon, Fräulein Diedel! Es ist aber wirklich eine ganz unsinnige Idee!" erklärte er eifrig. „Damit dürfen Sie mir nicht kommen. Das sind einfach Phantastereien, und ich würde unverantwortlich handeln, wenn ich diese unterstützen wollte. Ich denke gar nicht daran! Also, das ist für mich abgetan. Da habe ich denn doch etwas Vernünftigeres für die Tochter meines alten Freundes und Kameraden in petto; im Frühjahr verheiratet sich Fräulein von Wächtern, und damit wird die Stellung der Hofdame bei Prinzeß Elisabeth frei. Nun — was würden Sie dazu sagen?"

Das Blut war aus dem schönen Mädchengesicht gewichen. Blaß und traurig sah Dorothea aus. Dabei lag ein Zug entschiedener Ablehnung um den feingeschnittenen Mund.

„Exzellenz sind sehr gütig," sagte sie. „Aber ich eigne mich so gar nicht zu solcher Stellung. Ich muß es ehrlich gestehen: ich bin eine viel zu selbständige Natur, um mich derart in eine fremde Persönlichkeit hineinfinden zu können, wie es eine Hofdame muß."

Sie hatte bescheiden, aber sehr bestimmt gesprochen. Der Intendant hörte und sah ihren festen Willen. Er war verdrossen. Was fiel dem Mädchen ein? Lächerlich, eine solche Chance auszuschlagen — in ihrer Lage! Aber es war doch etwas in ihrer Art, das ihn fesselte und ihm imponierte.

„Liebes Kind," meinte er, „Sie sind eine kleine Törin. Wer muß sich denn nicht in fremde Persönlichkeiten

finden, muß sich nicht fremden Verhältnissen unterordnen? Jeder muß das, ich auch, und zwar mehr, als Sie ahnen. Aber des Menschen Wille soll ja wohl sein Himmelreich sein. Wenn Sie also von der guten Prinzessin Elisabeth nichts wissen wollen, werden wir etwas andres für Sie suchen."

„Exzellenz, ich will zur Bühne!"

Wieder sagte sie es ganz kurz und knapp, mit scharfer Bestimmtheit.

Jetzt wurde der Intendant wirklich ärgerlich.

„Und ich will davon nichts hören. Verstehen Sie mich, Diedel! Wie der Blinde von der Farbe sprechen Sie! Was ahnen Sie von den Widerwärtigkeiten dieses Berufs, von den hundert Gefahren und Fallstricken, die er stellt? Was wissen Sie von den Brettern, die die Welt bedeuten — bedeuten sollen? Großer Gott! Was wissen Sie davon, wie viele sich berufen fühlen und wie wenige auserwählt sind! Das bißchen Tand und Schimmer blendet Sie einfach."

Dorothea hatte sich daraufhin erhoben. Langsam und schwer.

„Dann muß ich gehen, Exzellenz — vielen herzlichen Dank für alle Güte —"

„Ach was! Dank hin — Dank her! Von Dank ist gar nicht die Rede! Und gehen? Wahrhaftig schon wie eine verletzte Tragödin —"

„Nein! Nein, Exzellenz!"

„Da setzen Sie sich wieder hin, und wir unterhandeln weiter wie zwei vernünftige Menschenkinder. Wie in aller Welt kommen Sie denn nur auf die vertrackte, unselige Idee?"

Sie hatte ihn gar nicht angesehen während des letzten Teils der Unterredung. Nun aber hob sie die Augen.

„Exzellenz, Sie tun mir wirklich unrecht," sprach sie offen. „Das bißchen Tand und Flitter tut es bei mir nicht. Und alles, was Sie mir von den Widerwärtigkeiten und Gefahren sagten, habe ich mir selber schon gesagt. Aber den Gefahren, meine ich, kann man aus dem Wege gehen, und Widerwärtigkeiten kann man überwinden. Hier sitzt es, Exzellenz, im Herzen sitzt es mir: da ist der große Drang in mir lebendig geworden, der unwiderstehliche Trieb!"

„Das sagen sie alle! Und jedes kleine Lichtlein glaubt eine große Leuchte zu werden. Fräulein Diedel, Fräulein Diedel, wissen Sie denn überhaupt, ob Sie auch nur eine Spur von Talent haben? Wer in aller Welt hat Ihnen denn diesen Floh — pardon! — in das allerliebste Oehrchen gesetzt?"

Zum erstenmal huschte ein leichtes Lächeln über ihr Gesicht, als sie fast schalkhaft erwiderte: „Ein kompetenter Beurteiler, glaube ich, der Intendant des Herzoglichen Hoftheaters zu Gemar, Exzellenz von Rakolski."

„Aber — na, hören Sie — ich dächte doch —"

„Vor vier Jahren debütierte hier ein Backfisch im Offizierskasino. Man gab die ‚Zärtlichen Verwandten'. Seine Hoheit der Herzog beehrten die Vorstellung mit seiner Gegenwart. Vielleicht würde er sich erinnern, daß, nachdem der Vorhang gefallen war, der Herr Intendant dem jungen Ding über sein Spiel einige ganz besondere Schmeicheleien sagte — sogar sagte: ‚Diedelchen, ich engagiere Sie vom Fleck weg!'"

Herr von Rakolski mußte denn doch lachen, herzlich lachen. „Da sieht man wieder einmal, wie vorsichtig unsereiner sein muß," meinte er. „Das hatte ich freilich vergessen. Ja, Fräulein Diedel, Sie wissen ja aber selbst, daß es nicht ernst gemeint war. Allerdings, jetzt besinne ich mich, daß Sie Ihre Sache famos machten — für solch eine blutjunge Dilettantin nämlich."

„Ich habe seitdem sehr viel an mir gearbeitet, Exzellenz."

„Sprechen Sie doch mal was, Fräulein Diedel!"

Es war fast, als ob sie darauf gewartet hätte. Und wenn es ihn ärgerte, daß er sie in einer Augenblicks-eingebung aufgefordert hatte, so half das nichts mehr. Sie war schon aufgestanden, einige Schritte seitwärts getreten und begann die berühmten Einleitungsworte aus Goethes „Iphigenie":

„Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines —"

Er war überrascht. Welch prachtvolles Organ hatte Dorothea, wie Glockenton klang ihre Stimme. Aber das war es nicht allein. Es war Auffassung in dem Vortrag. Dies junge Mädchen hatte sich wirklich in die Gestalt der Iphigenie hineingedacht. Freilich, die Schulung fehlte; hier und dort kam ein Wort nicht klar genug heraus, dann und wann ging eine Endsilbe ver-loren. Aber wie sah dafür das Mädel aus! Hübsch, sehr hübsch hatte er sie vorhin gefunden. Jetzt erst erkannte er, wie schön sie war. Nicht zu leugnen: sie war eine blendende Bühnenerscheinung mit ihrer eben-mäßigen, hohen, schlanken Gestalt, dem klassischen Profil, den dunklen, leuchtenden Augen und der Fülle

ebenholzschwarzen Haares, das der kleine Trauerhut kaum zu bergen wußte.

Bis zum Schluß ließ er sie sprechen:

„So gib auch mich den Meinen endlich wieder,
Und rette mich, die du vom Tod errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode!"

„Bravo!" Unwillkürlich klatschte er in die Hände. „Das heißt, Fräulein Diedel" — er mußte ja doch einschränken, wenn er nicht unnötige Hoffnungen in ihr erwecken wollte — „das heißt, recht brav für eine Dilettantin. Das Tippelchen auf dem i fehlt aber noch überall."

Ueber ihr Gesicht leuchtete es.

„Ich weiß, wie wenig ich kann, wieviel ich noch zu lernen habe," sagte sie. Aber dann kam sie auf ihn zu und hob beide Hände bittend vor die Brust. „Exzellenz, raten Sie mir, helfen Sie mir! Lassen Sie mich nicht gehen! Ich muß zur Bühne! Es gibt keinen andern Weg für mich. Erzieherin — ich habe ja das Examen nicht gemacht. Diakonissin — der Beruf, der dazu gehört, fehlt mir so ganz und gar. Stütze — um Gottes willen! Das so wenig wie Hofdame. Und dann, Exzellenz, ich fühle doch, ich weiß doch, der Himmelsfunke lebt, lodert in mir! Ich muß — ich muß!"

Da stand sie nun dicht vor ihm, sah ihn mit ihren großen, dunklen Wunderaugen flehend an, und er wurde schwankend; schalt mit sich, daß er's wurde, und überlegte doch schon, wie er raten, helfen könnte.

„Es ist ja Unfug, Fräulein Diedel! Es ist ja unverantwortlich!" brummte er. Aber er fuhr fort: „Uebrigens bin ich wirklich nicht genug Fachmann, um

Ihnen gut raten zu können. Da müßte man mal — ich will mal hören, ob der Ecker noch drüben im Bureau ist. Kennen Sie ihn? Nein, natürlich nicht — er ist erst hergekommen, nachdem Papa versetzt war. Unser erster Regisseur."

Während er sprach, hatte er schon geschellt. Der alte Diener kam. Jawohl, Herr Ecker war noch im Bureau. „Ich lasse ihn auf ein paar Minuten bitten. Wer ist noch im Vorzimmer?"

„Herr Klingelberg."

„Um aller guten Götter willen. Sagen Sie ihm, ich hätte keine Zeit. Sagen Sie dem blonden Jüngling, ich sei schwerkrank. Emke, sagen Sie ihm, ich sei tot! Fräulein Diebel, das ist nämlich ein Dichter, der alle Monate einmal mit einem neuen Jambendrama bei mir erscheint und mir persönlich daraus vorlesen will, und dazu ist er ein Protegé der Prinzessin Elisabeth — schrecklich! — Wer sonst noch, Emke?"

„Herr Wiedehold, Exzellenz."

Der Intendant stöhnte. „Ja, das hilft nichts. Die neuen Prospekte muß ich begutachten. Lassen Sie ihn herein, Emke. Sie müssen entschuldigen, Fräulein Diebel."

Dorothea trat ganz tief in eine der Fensternischen.

Ihr Herz war so voll. Nach aller Ermutigung war jetzt etwas wie frohe Siegesgewißheit in ihr. Sie fühlte ja deutlich, welchen Eindruck sie gemacht, daß sie schrittweise Terrain gewonnen hatte. Der gute alte Rakolski! Dankbar sah sie zu ihm hinüber. Er stand jetzt neben dem Dekorationsmaler am Arbeitstisch, hatte den Zwicker aufgesetzt und beugte sich über die Zeichnungen.

Die letzten vier Jahre waren auch nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Die Fältchen in dem glattrasierten Hofmannsgesicht hatten sich vertieft, das Haar war fast weiß geworden. Und Dorothea erinnerte sich plötzlich, daß er schon vor Jahren einmal zu ihrem Vater gesagt hatte: „Theaterjahre sind Kriegsjahre und sollten von Rechts wegen doppelt zählen!"

Theaterjahre sind Kriegsjahre! Ja doch! Der Kampf würde auch ihr nicht erspart werden. Das Ringen würde schwer werden. Aber hinter Kampf und Ringen stand der Sieg — der herrliche, große Sieg!

Dann pochte es, und Herr Ecker erschien. Ein langer, hagerer Mann mit einem finsteren, blassen Gesicht. Man konnte ihm nicht ansehen, wie alt er sein mochte, vielleicht zählte er kaum dreißig, vielleicht schon fünfzig Jahre. Beinahe wie ein Geistlicher sah er aus, aber nicht wie ein milder, sanfter Seelenberater, sondern wie ein Fanatiker.

Wieder schlich die zage Unsicherheit in Dorotheens Herz. Sie fürchtete sich fast vor dem Mann in dem eng anliegenden, schwarzen Gehrock, der nun zum Urteil über sie aufgerufen war.

Der Intendant entließ den Zeichner und sprach leise mit dem Regisseur. Von ihr war die Rede. Ein paarmal blickte Rakolski zur Fensternische hinüber. Dann rief er sie. Nicht mehr „Fräulein Diedel", sondern „Fräulein von Lindenbug".

„Hier — Herr Ecker will Sie sprechen hören."

Sie fühlte, ohne ihn anzusehen, die Augen des fremden Mannes musternd auf sich ruhen. Es war, als zergliedere er sie.

Langsam kam sie näher. „Was soll ich sprechen?" fragte sie beklommen.

Aber im gleichen Moment sah sie in den Augen des Regisseurs ein helles Aufleuchten, gleich einem Ausdruck der Zufriedenheit, des Wohlwollens, das ihr einige Sicherheit wiedergab. Und es klang nicht unfreundlich, als er erwiderte: „Bitte — es kommt zunächst nicht so darauf an. Sprechen Sie etwas, von dem Sie glauben, daß es Ihnen liegt. Prosa, wenn möglich."

Sie sann einige Augenblicke nach. Prosa — Prosa? Das lag ihr eigentlich weniger. Schließlich fielen ihr die Worte der Amelia aus den „Räubern" ein:

„Du weinst, Amelia?" Bis zum Schluß sprach sie, bis: „Ha, ich will ihn fliehen! Fliehen! Nimmer sehen soll mein Auge diesen Fremdling!"

„Und nun Verse, bitte, gnädiges Fräulein. Vielleicht den großen Monolog der Jungfrau."

Das glückte ihr, empfand sie, besser. Sie fühlte auch während des Sprechens, daß Ecker sehr aufmerksam folgte.

Dann entstand eine Pause, bis der Intendant fragte: „Nun, lieber Ecker, Ihr Urteil?"

Der Regisseur machte Dorothea eine kleine, höfliche Verbeugung. „Ohne Zweifel ein schönes Talent. Daß die Begabung noch nicht entwickelt ist, wird sich das gnädige Fräulein gewiß selbst sagen. Ob sie ganz hält, was sie heute verspricht — wer vermag das mit Bestimmtheit zu sagen —"

„Weiter, weiter!" drängte Rakolski.

Ecker sah auf Dorothea. Es war, als ob er etwas in ihrem Gesicht zu lesen versuchte, als forschte er nach

den Regungen ihrer Seele. Wie in Blut getaucht stand sie da. Aber auch sie bat: „Sagen Sie mir ganz offen, was Sie denken. Ich bin ja so dankbar.“

Er überlegte noch einen Moment. Dann sagte er: „Gnädiges Fräulein, Sie haben so vieles, was Sie für eine erfolgreiche Laufbahn zu prädestinieren scheint. Eine glänzende Erscheinung — bitte, ich muß das betonen, denn es ist für unsern Beruf wichtig — ein schönes, ausdrucksvolles Antlitz, ein Paar sprechende Augen, ein herrliches Organ, das Sie immerhin schon recht anerkennenswert geschult haben. Aber, wenn ich ganz ehrlich sein soll, zureden kann ich dennoch nicht.“

„Bravo!“ rief Rakolski.

„Und warum nicht?“ fragte Dorothea tonlos.

„Es ist schwer zu erklären, dies Warum, denn eigentlich spricht nur eine innere Stimme zu mir: Rate ab! Unser Beruf ist so voller Dornen, gerade für ein junges Mädchen aus Ihren Kreisen, er birgt so viele Enttäuschungen, daß nur ein eiserner Wille und nur der übergewaltige Trieb der Seele darüber hinwegtragen können.“

„Das habe ich mir längst selber gesagt. Das hat mir Exzellenz auch schon, mit andern Worten, vorgehalten. Ich bitte Sie, nehmen Sie an, ich hätte diesen eisernen Willen, es lebte in mir der Himmelsfunken — bei Gott, ich fühle ihn ja! — und dann entscheiden Sie. Sie entscheiden über mein Lebensschicksal!“

Wieder sah er sie aus seinen seltsamen Augen forschend, prüfend an.

„Wie alt sind Sie, gnädiges Fräulein? Verzeihen Sie die unter andern Verhältnissen unhöfliche Frage.“

„Ich wurde im Sommer einundzwanzig Jahre."

„Waren Sie immer ganz gesund? Haben Ihre Nerven je versagt?"

„Ich habe Nerven wie Stahl. Ich bin nie krank gewesen, ich entsinne mich wenigstens nicht."

„Wissen Sie, daß Sie noch völlig Anfängerin sind? Daß Sie von Grund aus lernen müssen? Daß es sich dabei erst zeigen kann, ob Sie auch das Temperament für unsre Kunst besitzen?"

„Ich weiß es. Ich werde nie kleinmütig sein."

Es war gleichsam Schlag auf Schlag gegangen: Rede und Widerrede.

Noch einmal ruhte der forschende Blick auf Dorothea. Vielleicht mochte Ecker die Antwort auf seine letzte Frage zu ergründen suchen, die sie nicht beantwortet hatte.

Dann sagte er plötzlich: „Gut also. Ich glaube jetzt, man kann es verantworten. Versuchen Sie es — und Thalia sei Ihnen gnädig."

„Sie sind ein Verräter!" schrie Rakolski auf.

Aber Dorothea stürzte auf Ecker zu, mit ausgestreckten Händen. „Ich danke Ihnen! Wie danke ich Ihnen!" rief sie mit bebender Stimme.

Sie war fieberhaft erregt, ihr Gesicht glühte, ihre Augen strahlten. ‚Wie wunderschön ist sie!' dachten die beiden Herren wieder, und beide sagten sich zugleich, welch köstliche Mitgift diese Schönheit gerade für die Bühne bedeutete. Sagten sich, wie selten die Theatergeschichte von häßlichen Schauspielerinnen berichtet, die Triumphe feiern konnten. Das waren dann wahrhafte Genies. Aber selbst starke Talente brechen sich ohne die Wundergabe der Schönheit nur schwer Bahn. Das

Publikum will schöne Frauengestalten auf den Brettern sehen, die die Welt bedeuten. Und das Publikum ist allmächtig.

Der Intendant hatte sich wieder auf den Sessel vor seinem Arbeitstisch gesetzt und bat Ecker und Dorothea, auch Platz zu nehmen. Er war, nun die Würfel gefallen schienen, selbst gehobener Stimmung, lächelte dem jungen Mädchen zu und klopfte dem Regisseur auf die Schultern. „Na ja, mein Lieber, ein Verräter sind Sie, dabei bleibt es. Aber ich verstehe Ihre Entscheidung, verstehe sie vollkommen. Nun müssen wir jedoch weiter beraten: Was soll Fräulein von Lindenbug zunächst tun?"

Vorhin hatte Dorothea einen sehnsuchtsvollen Blick aus dem Fenster geworfen. Drüben, jenseits der Straße, breitete sich die stattliche Front des Herzoglichen Theaters. Das Denkmal der beiden Dichterfürsten Goethe und Schiller erhob sich davor. Ihr träumte, aber sie wagte den Gedanken kaum völlig auszudenken: ‚Dort, gesegnet von ihnen, wirst du deinen Einzug in Thaliens Reich halten.'

Da begann Ecker: „Eine gründliche Schule muß die Grundlage bilden. Exzellenz wissen das besser als ich. Bringt man eine Anfängerin gleich auf einer größeren Bühne heraus, so ergibt sich fast immer ein Mißerfolg, der nicht wieder gutzumachen ist. Es gibt eigentlich nur zwei Möglichkeiten. Entweder eine gute Theaterschule — Berlin bietet ja gerade jetzt zu dem Besuch die reichste Gelegenheit — oder der Anfang auf einer ganz kleinen Bühne, die sozusagen das Handwerk in der Praxis lehrt. Ich denke, das gnädige Fräulein wird zweifellos den ersten Weg wählen."

Das war die erste Enttäuschung auf der neuen Laufbahn. Ade, du Traum — du schöner Traum —

Und die Enttäuschung, auf ein Engagement in Gemar verzichten zu müssen, tat's nicht allein. Der Besuch einer Theaterschule in dem teuren Berlin, wie sollte sie den erschwingen?

Sie schwieg und senkte traurig den Kopf.

Der Intendant suchte ihr zu Hilfe zu kommen. „Sie können vor Herrn Ecker ganz offen sprechen, Fräulein von Lindenbug," sagte er. „Auch über Ihre pekuniäre Lage. Es ist ja wahrhaftig keine Schande, ein armes Mädchen zu sein. Wie steht es: Werden Sie den Besuch einer Theaterschule auch ermöglichen können?"

„Nein," kam es gepreßt von Dorotheens Lippen. „Wenn ich alles zusammennehme, was mir bleibt, sind es kaum dreitausend Mark. Ein letzter Notgroschen — ich müßte ja doch auch wohl daran denken, daß ich ihn mir möglichst für meine Bühnenausstattung reserviere."

Es entstand eine Pause.

Ecker sah wieder prüfend auf das junge Mädchen. Er dachte: ‚Du hättest doch wohl abraten sollen. Du würdest gewiß abgeraten haben, wenn du das gewußt hättest. Vom Holze derer, die sich die teure Ausbildung ermöglichen, indem sie ihre Schönheit verkaufen, ist das Mädchen nicht. Und der andre Weg über die Schmiere wird ihr gewiß zu dornenreich sein.'

Mit hängendem Kopf saß Dorothea da. Aber plötzlich hob sie die Augen. Ihr Entschluß war gefaßt. Es mußte ja sein.

„So raten Sie mir, wie und wo ich ein Unterkommen an einer kleinen Bühne finde,“ sagte sie fest. „An einer Bühne, an der ich wirklich lernen kann.“

Die Blicke der beiden Herren begegneten sich.

„Exzellenz haben vielleicht von dem alten Neesemann gehört, bei dem Herr Maurer begann. Er ist ein alter Praktikus, um den es eigentlich schade ist. Augenblicklich gondelt er mit seiner Truppe zwischen einigen kleinen, holsteinischen Städten hin und her. Wenn ich einmal bei ihm anfragte, und wenn Exzellenz einige empfehlende Worte hinzufügten —“

„Das ist ein guter Gedanke!“ Rakolski nickte lebhaft Beifall. „Der Mann ist nicht übel, soviel ich weiß. Ist jedenfalls einer der Besseren. Wir können es wenigstens versuchen.“

Ecker stand auf und bot Dorothea die Hand. Ein paar Augenblicke hielt er sie fest in der seinen. „Glückauf, gnädiges Fräulein!“ sagte er ernst. „Und möge es Sie niemals gereuen —“

* * *

Dorothea hatte sich von Rakolski verabschieden wollen. Aber er ließ es nicht zu. Sie mußte heute sein Gast sein. „Meine Frau würde es mir nie verzeihen, wenn ich die kleine, liebe Diedel, die nun ein großes, schönes Mädchen geworden ist und eine große Künstlerin werden will, ihr nicht brächte. Fräulein Diedel, machen Sie sich auf eine Strafpredigt gefaßt. Daß Sie nicht zuerst zu meiner Frau gekommen sind, verzeiht sie Ihnen so leicht nicht“

Es wurde nicht so schlimm. Die gute Exzellenz konnte ja überhaupt nie ernstlich böse werden. Sie war viel zu beleibt und viel zu bequem dazu. Wie eine Kugel rollte sie sich tagsüber, wenn es sein mußte, durch die lange Zimmerreihe der Dienstwohnung; wie ein fetter, kleiner Pudding thronte sie fast allabendlich in der Intendanturloge und folgte ohne sonderliches Verständnis, aber mit brennendem Interesse den Vorgängen auf der Bühne. Ehedem, als Marienbad ihr noch jährlich ein paar Pfund abnahm, sollte sie von starker Eifersucht auf jede hübsche Erscheinung zwischen den Kulissen beseelt gewesen sein — wer kann das der Gattin eines Intendanten verdenken! — jetzt hatte sie sich auch das abgewöhnt. So konnte sie ohne Herzenskämpfe für das Theater im allgemeinen und für das Hoftheater in Gemar im besonderen schwärmen und bald eine junge Schauspielerin, bald einen ersten Helden begönnern. Aus der großen Geselligkeit machte sie sich nichts, fast zu wenig für die Frau eines Mannes, der zu den oberen Hofchargen zählte. Die Hofgesellschaften selbst waren ihr sogar eine Qual, schon weil sie dekolletierte Toiletten vorschrieben, was ihr von Jahr zu Jahr peinlicher werden mußte. Aber den freundschaftlichen Verkehr im eignen Hause pflegte und liebte „Tante Pummelchen", wie Ihre Exzellenz heimlich von halb Gemar genannt wurde. Ganz Gemar aber kannte sie mit ihren drei Möpsen, die sich so ähnlich sahen, daß angeblich nur sie selber die kugelrunden Vierfüßler mit Sicherheit zu unterscheiden vermochte; sogar der Intendant mußte sich darauf beschränken, zu wissen, daß Siddy ein rosarotes, Liddy ein marineblaues und

Piddy ein stahlgrünes Seidenbändchen um den Hals trugen und daran zu erkennen waren.

Ihre Exzellenz hatte vor hellem Vergnügen in die Hände geklatscht, als sie „Diedelchen", das „süße Diedelchen" wiedersah. Sie hatte Dorothea, die ihr die Hand küssen wollte, sofort stürmisch an ihr Herz gezogen; und als Siddy, Liddy und Piddy sich dem jungen Mädchen wohlgeneigt erwiesen, hatte Ihre Exzellenz schmunzelnd gemeint: „Ja, diese klugen Tierle wissen, was schön ist."

Aber nachdem Ihre Exzellenz erfahren hatte, was Diedel nach Gemar führte, was heute vormittag auf dem Intendanturbureau erwogen und beschlossen worden war, hob sie die Hände beschwörend gen Himmel. Trotz all ihrer Schwärmerei für die Bühne konnte sie Dorotheens Wille und Absicht nicht verstehen, nicht billigen. „Kindle — das Theater! Kindle, es ist was Herrliches darum! Aber für dich — großer Gott, mir graust bei dem Gedanken, daß du Komödie spielen sollst. Ich kenne das doch! Ueber fünfzehn Jahre kenne ich das nun."

„Fritzle," wandte sie sich dann an ihren Mann, „bist du denn ganz von Sinnen, daß du das zugibst? Unser Diedelchen! Wo nimmst du denn nur den Mut der Verantwortung her? Du weißt doch am allerbesten, wie viele Fallgruben solch armem Ding gestellt werden — du weißt es sozusagen aus eigenster Anschauung. Was? Anfangen auf einer Schmiere? Denn viel was Besseres wird das Wanderensemble dieses braven Herrn Reesemann doch nicht sein. Bei den Meerschweinchen, wie es ja wohl im Theaterjargon heißt? Fritzle, ich kenne dich

nicht wieder. Ich bin wahrhaftig nicht adelstolz, aber unser Diedelchen mit Krethi und Plethi zusammengeschmiedet, den Spießern von Ritzebüttel oder Buxtehude zur Schau gestellt — Fritzle, das Herz dreht sich mir im Leibe um —"

Herr von Rakolski tat, was er stets tat, wenn Ihre Exzellenz sehr lebhaft wurde: er tat nämlich gar nichts. Er saß ihr gegenüber, drehte die Daumen übereinander, eine Weile links- und eine Weile rechtsherum, und schwieg, bis der Sturm sich ausgetobt hatte, was nach seiner langjährigen Erfahrung bei der Kurzatmigkeit seiner Gattin nie allzulange auf sich warten ließ.

Sonst sah er dabei immer abwechselnd auf Siddy, Liddy und Piddy und stellte vergleichende Beobachtungen über den geistreichen Ausdruck der drei Mopsgesichter an, die in solchen Momenten starr und steif zu ihrer Gebieterin hinaufzublicken pflegten. Heute aber sah er nur auf Dorothea. Es war ein Zug in ihrem schönen Antlitz, von dem er nicht loskommen konnte. Je länger seine Frau sprach, desto mehr vertiefte er sich. Die starken Brauen zogen sich zusammen, daß sie sich oberhalb des feinen Nasenrückens fast berührten, die unteren Zähne nagten ganz leicht an der Oberlippe, und die großen Augen sahen starr und wie trotzig vor sich hin. Trotzig — wahrhaftig ja! Und gewissermaßen beruhigte ihn das: es war ganz gut, sehr gut war es, wenn das Mädel einen Trotzkopf hatte. Sie würde ihn brauchen können in der harten Lebensschule, die vor ihr lag. Trotz war ja doch wohl der Stiefbruder von Willensstärke.

Endlich ging nun Ihrer Exzellenz doch die Luft aus. Sie holte noch ein paarmal tief Atem, stieß noch

einmal hervor: „Fritzle, das vergebe ich dir nie!“ und dann schwieg sie.

„Ja,“ wollte er da sagen, „ja, Trudel, du hast vollkommen recht —“ Das war nämlich sein in langer Erfahrung erprobtes Rezept. Wenn er Tante Pummelchen beweisen wollte, daß sie unrecht hätte, begann er stets mit der starken Versicherung, daß sie absolut im Rechte wäre; daran ließen sich dann die „Wenn“ und „Aber“ desto bequemer anfügen.

Er kam jedoch diesmal nicht zu Worte, denn Dorothea sagte sofort: „Exzellenz sind so gütig!“

„Du sollst Tante sagen, Diedelchen —“

„Liebe Tante, du bist so gütig, und ich bin dir so dankbar. Ich habe das ja auch alles schon hundertfach erwogen und überlegt, auch heute morgen wieder, als mir Seine Exzellenz fast die gleichen Vorstellungen machte —“

„Hat das der Fritz wirklich getan?“

„Gewiß, liebe Tante, und sehr ernst. Aber ich habe mir nun einmal meinen Weg und mein Ziel vorgezeichnet, und ich will den Weg gehen, und ich werde mein Ziel erreichen.“

„Ach, du Törin!“

„Vielleicht bin ich das. Nur weiß ich bestimmt, daß ich auf jedem andern Wege gewiß nicht glücklich werden würde.“

Sie hatte so bestimmt gesprochen, daß Tante Pummelchen nicht sofort eine Erwiderung fand. Aber doch nicht nur, weil Dorothea so eigen fest sprach. Es kam noch etwas andres hinzu. Aus der Stimme des jungen Mädchens war ihr ein Unterton entgegengeklungen,

der sie rührte. So sprechen Frauen, die irgendein großes Unglück, irgendeinen großen Schmerz noch nicht völlig überwunden haben. Nun freilich — das arme Diebelchen hatte beide Eltern verloren —

„Trudel, können wir nicht endlich Kaffee trinken?" fragte Rakolski dazwischen.

Diese Männer waren doch entsetzlich materiell. Aber man tat am besten, ihnen in allen Kleinigkeiten zu willfahrten, und man liebte doch auch selbst den gemütlichen Kaffeetisch. Es hatte sich heute sowieso schon alles verschoben.

So erhob sich denn Tante Pummelchen und kugelte ins Nebenzimmer. Hinter ihr her kugelten sich Siddy, Liddy und Piddy. Dann erst folgten Rakolski und Dorothea. „Das alles werde ich noch oft hören müssen, Fräulein Diebel," raunte er ihr unterwegs leise zu. Sie antwortete nicht.

Dann saß man um den runden Tisch, auf dem die silbernen Kannen, ein Geschenk Ihrer Hoheit der Herzogin-Witwe zur silbernen Hochzeit, blinkten. Umständlich und mit betonter Behaglichkeit schenkte Tante Pummelchen den Kaffee ein. „Natürlich doch Kaffee, Diebelchen, und nicht labbrigen Tee, zu dem mein Fritzle schwört, seit der ‚Fünfuhrtee' bei den Allerhöchsten Herrschaften modern geworden ist —" Umständlich kreisten die silbernen Schalen mit dem Napfkuchen und den gebutterten Grahambrotschnitten. Ihre Exzellenz teilte an Siddy, Liddy und Piddy aus und genehmigte sich selber ein reichliches Portiönchen.

„Ach, liebe Trudel, denke daran, was der Arzt —" wagte Seine Exzellenz schüchtern zu bemerken.

„Der Doktor kann mir gestohlen bleiben. Ich werd' halt doch immer dicker, ob ich mich kasteie oder nicht. Gottlob, seien wir froh, wenn's mir noch schmeckt."

Bei der zweiten Tasse Kaffee begann Tante Pummelchen plötzlich wieder vom Theater und Dorotheens Plänen zu sprechen. Aber ihr lebhafter Geist hatte, wie sie es bei andrer Gelegenheit wohl auszudrücken liebte, inzwischen einen „Hopser" gemacht. Sie sprach nicht mehr von Widerwärtigkeiten, Fallstricken, Schwierigkeiten, sondern sie rechnete mit Tatsachen.

„Kindl, hast du 'nen Begriff, was die Kostüme kosten, wenn du dich nur so halbwegs anständig herausbringen willst? Ich sag' dir, das rennt ins Geld. Aber da erlaub' nur, du armes Hascherl, daß ich an dein liebes Mütterl denk' und ein bissel für dich mit sorge. Weißt, Fritzle," fuhr sie in ihrem halben Schwäbisch fort, das ihr immer noch von den Kindesschuhen her anhaftete, „ich werd' mal mit der Ehlinger ein vernünftig Wort reden. Die wollt' halt so schon allerlei Kostüme ausrangieren. Und dann, gell, dann will ich mich hinter die lange Karoline stecken. Nämlich, Diedel, das ist, wenn du's vergessen hast, die Kammerfrau von der Prinzessin Elisabeth. Aber Karoline darf nur die Hoheit sie heißen, sonst wird s' fuchtig, denn sie will allemal die Frau Karola sein. Also mit der will ich reden. Die hat immer Staat von der Hoheit zu verkaufen, einmal, zweimal getragen. Und eh's der Kleiderjude kauft, ist's doch besser, man verschafft's so 'nem lieben, armen Mädel wie unserm Diedelchen. Was wirst denn rot, Diedel? 's ischt noch nimmer eine Schand' gewesen, wenn man kein' vollen Geldsack hat."

Die gute Exzellenz kam am Kaffeetisch immer etwas ins Schwatzen, heute aber besonders. Es währte nicht lange, und sie stak mitten in alten Erinnerungen. Von der Herzogin-Witwe und der Prinzeß Elisabeth samt der langen Karoline ging es auf die Zeiten, in denen Dorotheens Vater als junger Hauptmann nach Gemar versetzt worden war, in die Tage zurück, in denen sich die Freundschaft mit Rakolskis wieder angesponnen hatte. Wie Dorothea Tante Pummelchen hörte, vergaß sie fast, daß diese Freundschaft eigentlich gar nicht recht über die Gemarer Zeit der Eltern hinausgedauert hatte, so lebhaft schilderte sie Exzellenz. Dorothea sah dabei gleichsam sich selber wieder aufwachsen, vom Schulröckchen an bis zum ersten langen Kleide und dem ersten Jahr, in dem sie in die Geselligkeit eingeführt wurde, dem Jahr, in dem Himmel und Erde ihr mit duftenden Rosen bestreut geschienen.

„Weißt noch, Diedel? Kannst dich noch erinnern?"

Und dann fiel plötzlich ein Name, der Dorothea das Blut ins Gesicht schießen und sie darauf bleich wie eine Schwerkranke werden ließ.

„Wenn ich so denk', wie hübsch du immer ausgeschaut hast, du holde Siebzehn damals. Einmal besonders — das hab' ich nimmer vergessen. Das war bei Kratz — ja, der gute Oberst Kratz, der ist halt nu' auch schon in die himmlischen Heerscharen versetzt worden. Ganz deutlich seh' ich dich noch, Diedelchen, in deinem rosa Fähnchen den ersten Lancier tanzen mit dem armen Kastrop. Ach, du meine Güte, das arme, liebe Kerlchen. Muß den der Ehrgeiz packen, meld' sich nach Deutsch-Südwest, und kaum ist er drüben, grad' noch im Anfang

von dem gruseligen Krieg, da kriegt er einen Schuß in die Stirn. Von oben herab, aus 'nem Baum hat ihn solch infamigter Schwarzer erschossen."

Ganz tief in den Sessel hatte sich Dorothea zurückgelehnt, hatte die Augen geschlossen und dankte dem Himmel, daß die Dämmerung schon leise ins Zimmer kroch.

„Ja, der Kastrop! Ein bissel leicht soll er ja gewesen sein und 's Herz immer in der Hand. Aber solch hübsches, flottes Kerlchen, man hat ihn halt liebhaben gemußt. Nachher ist der Bruder noch mal hier gewesen — weißt du, Diedelchen, der Aelteste, der Majoratsherr — und hat bezahlt, was so zu zahlen war. Ein paar Schulden hat ja halt jeder Leutnant. Der Fritzle da, wie wir geheiratet haben, der hatte auch die ganze Hucke voll. Gell, Fritzle, wenn ich nicht so gut Ordnung gehalten hätt'!"

Aber Fritzle hörte nicht mehr. Der Diener hatte ihm gerade eine Visitenkarte gebracht. „Der Herr bittet in einer ganz dringenden Angelegenheit —" Fritzle hatte das Monokel und das Intendantengesicht aufgesetzt.

„Es ist wahrhaftig zu toll! Denkt man mal, daß man einen ruhigen Abend hat! Aber nein — bis hierher wird man verfolgt. Als ob dazu nicht das Bureau da wäre?"

„Wer ist's denn?" fragte Ihre Exzellenz. „So reg' dich doch nicht so auf, Fritzle. Du kriegst noch mal 'nen Schlaganfall."

„Maurer — Herr Edgar Maurer —"

„Unser neuer erster Held, Diedelchen. Großartig! So nimm ihn doch an, Fritzle. Er käme halt doch sicher nicht, wenn's nicht ein' ganz besondere Ursach' hätt'."

Der Intendant erhob sich brummend. „Führen Sie Herrn Maurer in mein Zimmer. Ich lasse bitten," beschied er den Diener. „Ja — großartig. Das sagt die Frau so. Aber auch anspruchsvoll, Fräulein Diedel, über alle Maßen anspruchsvoll. Ich bin doch wahrhaftig neugierig. Na — man wird ja hören. Uebrigens," schloß er schon halb im Hinausgehen, „der Maurer hat auch bei den Meerschweinchen angefangen —"

Es dauerte ein Viertelstündchen. Der Diener brachte die Lampen. Tante Pummelchen schwatzte und schwatzte, spielte dazwischen ein wenig mit den Möpsen und schlürfte langsam die letzten Schlucke aus ihrer Tasse.

Und Dorothea saß mit halbgeschlossenen Lidern und sann der Vergangenheit nach. Was hatte der eine Name wieder alles in ihr aufgewühlt: Seligkeit der Seligkeiten, maigrünes Hoffen, jubelnde Gewißheit, Harren und Bangen, bittere Enttäuschung, Trauer und Schmerz! ‚Ein bißchen leicht, sagten die Leute,' meinte Frau von Rakolski, ‚sei der Geliebte gewesen!' Ja! Ja doch: ein Philister war er nicht. Er ging nicht dem Vater Usus und der Mutter Schema nach, er konnte wohl auch nicht mit dem Pfennig rechnen. Er überlegte auch nicht, wo sein Herz jubelte, ob das Mädchen, das er liebte, den „richtigen goldenen Hintergrund" besaß. Was hatten sie denn beide damals überlegt? Schulden hatte er gehabt. Großer Gott, was bedeuteten diese paar hundert, diese paar tausend Mark vielleicht für den Bruder, dem der Zufall der Geburt die großen Familiengüter in den Schoß geworfen hatte? Was hätte es für diesen Bruder bedeutet, wenn er von seinem Ueberfluß dem jüngeren die

bescheidene Rente sichergestellt haben würde, die sie beide zur Verheiratung gebraucht hätten? Wie sicher hatten sie beide auf ein frohes Ja gehofft, auf ein Ja gerechnet, bis dann das kühle, ablehnende Nein kam, das sie trennte und Konrad hinaustrieb in die Ferne, in den unglückseligen Krieg —

Draußen klangen Schritte, klang die Stimme des Intendanten und eine andre, fremde, wohlklingende. Der Schauspieler verabschiedete sich wohl, der „Kollege", der auch „bei den Meerschweinchen" angefangen hatte.

Dann ging plötzlich die Tür.

„Gestatte, Gertrud, ich glaube, du kennst Herrn Maurer noch nicht persönlich — Herr Edgar Maurer — Fräulein von Lindenbug! — Herr Maurer kann uns einiges von Herrn Reesemann erzählen, Fräulein Diedel."

Dorothea war aufgeschreckt. Sie sah jenseits des Tisches, im Lichtkreis der großen Lampe, einen schlanken jungen Mann mit scharfgeschnittenem, bartlosem Gesicht, einem Profil von wahrhaft klassischen Linien und einem Paar großer, leuchtender Augen, die fragend auf sie gerichtet waren. Um den weichen Mund spielte ein leichtes Lächeln.

Sie sah, wie er Ihrer Exzellenz die Hand küßte, sah, wie er ihr selber eine tadellose Verbeugung machte.

Und sie empfand und wußte im gleichen Augenblick mit prophetischer Gewißheit, daß dieser Mann in ihrem Leben eine große Rolle spielen würde. Es war ihr nicht anders, als ob ihr Schicksal in der weißen, schmalen, wohlgepflegten Hand liege, die er ihr entgegenstreckte: „Ich darf Sie als Kollegin begrüßen, gnädiges Fräulein. Per aspera ad astra!" —

Zweites Kapitel.

„Eine Minute Aufenthalt!“ riefen die Schaffner.

„Schnell, schnell, Minna! Der Zug fährt gleich wieder ab.“

Recht hilflos stand Dorothea auf dem Bahnsteig. Hinter ihr kramte Minna, die treue, alte Minna, die die Eltern schon durch ein halbes Dutzend Garnisonen begleitet hatte, aus den unergründlichen Tiefen des Abteils dritter Klasse ein Stück Handgepäck nach dem andern heraus. Mit aller Seelenruhe. Das war von ihren vielen guten Eigenschaften vielleicht die beste: aus ihrer Ruhe ließ Minna sich nicht bringen.

Der Ostwind pfiff über den Bahnhof, und es war bitterkalt, doppelt empfindlich kalt nach der langen Fahrt in dem überheizten Wagen. Dorothea fröstelte, und zum erstenmal durchzuckte sie der beängstigende Gedanke: ‚Nur sich nicht erkälten. Nur nicht heiser werden.‘

„Hast du alles, Minna? Liebe Minna, so eil' dich doch!“

„Man bloß noch die Plaidhülle, gnä' Fräulein —“

Dann fuhr der Zug weiter in die Winternacht hinaus. Das helle Licht, das aus den Wagenfenstern auf den Bahnsteig gefallen war, verblich. Der Wagen, aus dem sie gestiegen, war einer der letzten gewesen, nun standen sie, ganz am Ende des Perrons, im Dunkeln. Nur von fern leuchteten, vom Bahnhofsgebäude her, ein paar trübselige Gaslaternen.

„Gepäckträger scheint's in Neumöller noch nicht zu geben,“ meinte Minna gelassen. „Ich wer' man gehn und sehn, daß ich 'ne Mannsperson krieg'. Alleine

schaff' ich's doch nich. Aber Sie müssen derweil hierbleiben, gnä' Fräulein, und aufpassen. Acht Stück sind's."

Dorothea schlug den Kragen der Pelzjacke hoch. Jetzt fröstelte sie nicht mehr, sie fror. Acht Stück, natürlich, die gute Minna hatte ja möglichst wenig Gepäck aufgeben wollen, um zu sparen. Es kostete sowieso noch genug. Sparen, sparen war jetzt die Losung. Sparen, wieder sparen und noch einmal sparen. Eine erste Liebhaberin mit ganzen fünfundsiebzig Mark Monatsgage muß wohl sparen, sparen, sparen —

Es begann leicht zu graupeln. Dorothea sah mit Schrecken, wie sich die Flocken auf den kleinen Berg des Handgepäcks legten. Wenn die Hüte litten! Und in der Plaidhülle hatte Minna das Kostüm der Maria Stuart untergebracht, weil der große Koffer schon fort war, als die gute Exzellenz Rakolski es endlich schickte. Abgelegter Kram aus Gemar! Ach, und doch wie willkommen für die erste Liebhaberin an den vereinigten Stadttheatern von Neumöller, Herte und Tenburg, Direktion Eduard Neesemann. Du lieber Gott! Und Neumöller, dies Neumöller sollte die größte Stadt unter den dreien sein!

Wo nur Minna blieb?

Direktion Eduard Neesemann! Immer, wenn Dorothea an den Namen dachte, fiel ihr der Kontrakt wieder auf die Seele, den sie hatte unterzeichnen müssen. Vier enggedruckte Seiten und — so schien es ihr — auf jeder Seite ein halbes Dutzend Wolfsgruben. Vater hatte manchmal von den militärischen Kriegsartikeln erzählt, daß fast jeder Artikel den Tod androhte. In diesem Vertrag aber hieß es immer wieder: Die

Direktion ist berechtigt, das Mitglied sofort zu entlassen —, die Bühnenleitung kann den Vertrag an jedem Tage der vereinbarten Probezeit lösen —, die Bühnenleitung ist nur zur Zahlung eines Drittels der Gage verpflichtet, wenn —, der Bühnenleitung steht an jedem Tage eine achttägige Kündigung frei, wenn —

Wo blieb nur Minna?

Ueberhaupt dieser Vertrag! Wie das alles werden sollte? Was man für Verpflichtungen auf sich nehmen mußte — für fünfundsiebzig Mark Monatsgage. Die männlichen Mitglieder hatten es noch gut, denen wurden wenigstens die historischen Kostüme geliefert. Aber die armen Frauen waren verpflichtet, für alle ihre Kostüme selbst zu sorgen — bei fünfundsiebzig Mark Monatsgage! Wozu war man überhaupt nicht verpflichtet? Fiel es Herrn Direktor Neesemann ein, lebende Bilder zu stellen: man mußte mitwirken. Gab es ein Ballett: man mußte mitwirken. § 6 schrieb es vor. Nun — auf Balletts verzichtete Neumöller wohl.

Endlich — endlich kam Minna. Ihre lange, hagere Gestalt tauchte schattengleich im fallenden Schnee auf, hinter ihr her hastete ein Bahnangestellter, den sie irgendwie aufgetrieben hatte. Sie kommandierte schon von weitem: „Die Plaidhülle müssen Sie aber nehmen, gnä' Fräulein. Den einen Hutkarton und die Schirmtasche nehme ich. Mann, Menschenskind, fassen Sie den Koffer nicht so ungeschickt an!"

Draußen vor dem Bahnhofsgebäude hielt zum Glück noch ein vereinsamter Hotelomnibus. „Zum schwarzen Raben", richtig, so hieß ja die Karawanserei, die ihr Edgar Maurer namhaft gemacht hatte.

Edgar Maurer! Immer, wenn sie an ihn denken mußte, geschah's mit einer Empfindung der Scheu. Und doch fühlte sie, daß sie allen Grund hatte, ihm dankbar zu sein. Denn eigentlich war es wohl seine Empfehlung gewesen, die Herrn Direktor Neesemann bewog, eine gänzlich „Neue" zu engagieren — mit fünfundsiebzig Mark Monatsgage. Herr Neesemann hatte es klipp und klar geschrieben: „Nur auf die Empfehlung von Edgar Maurer, den mein Kunstinstitut zu seinen Mitgliedern gezählt zu haben sich allzeit zur besonderen Ehre anrechnet."

Der Hotelomnibus wackelte und rüttelte langsam über das entsetzliche Pflaster. Dann und wann suchten die beiden einzigen Insassen, Dorothea rechts, Minna links, durch die beschlagenen Scheiben zu spähen. Es war nicht viel zu sehen. Kleine, ein- und zweistöckige Häuser, ab und zu eine trüb brennende Gaslaterne, ab und zu ein Schaufensterchen, ein paar durch das Schneegeriesel hastende Menschen.

Sie saßen sich schweigsam gegenüber; Dorothea in tiefen Gedanken; Minna mit ihrem unzufriedensten Gesicht. Wenn Dorothea einmal zu ihr hinübersah, las sie immer wieder in den alten, verwetterten Zügen: ‚Warum tust du mir das an?' Und dann biß das junge Mädchen die Zähne zusammen, zwang ein Lächeln der Zuversicht herauf und nickte der Getreuen zu, als wollte sie ihr versichern: jetzt aber kommen wir in einen Palast!

Ein Palast war nun freilich das Hotel „Zum schwarzen Raben" nicht. Als der Rumpelkasten endlich nach einem letzten gewaltigen Ruck vor seinem Stammhause hielt, als Dorothea herauskletterte, sah sie zuerst

das Haus wie eine einzige schwarze, unfreundliche Masse vor sich stehen; nur ein paar Fenster zu ebener Erde waren erleuchtet, und aus dem Flur drang ein schwacher Lichtschimmer.

Eilig hatte man es hier augenscheinlich nicht. Der Kutscher mußte erst einigemal mit der Peitsche knallen, bis die Tür ging. Ein Etwas, das halb Kellnerjunge, halb Hausdiener zu sein schien, kam und machte sich wortlos an den Koffern zu schaffen. Dann folgte ein kleines Männchen in einem grauen Rock, mit Pantoffeln an den Füßen, schlürfte bis fast an die Tür und wartete hier auf die Gäste.

„Ich möchte ein Zimmer mit zwei Betten.“

„Schön — das kann wohl angehen,“ sagte der kleine, graue Mann, rührte sich aber nicht vom Flecke, betrachtete vielmehr erst noch ein Weilchen musternd die beiden Frauen; vielleicht wog er auch das Gepäck in Gedanken ab. Was die beiden wohl hier in Neumöller wollten, schien er zu überlegen. Jetzt, im Winter?

Als Dorothea ziemlich scharf wiederholte: „Ein Zimmer mit zwei Betten!“ riß er sich ein wenig zusammen. Dies junge Ding da hatte ja solch eignen Befehlston. War vielleicht eine Dame vom Lande, eine Gutsbesitzerstochter, oder kam zum Besuch auf ein Gut in der Nachbarschaft? Man konnte nicht wissen.

„Jawohl, das kann schon angehen,“ sagte er noch einmal und begann sehr gemessenen Schritts durch den Flur und dann eine schmale Holztreppe voranzugehen. Dann und wann blieb er stehen, pustete wie ein Blasebalg, hüstelte und schob sich dann wieder ein Stück hinauf. Bei jedem Schritt klappten seine Pantoffeln.

Es war zum Nervöswerden. Endlich, im ersten Stock, öffnete er eine Tür, ging in das Zimmer, strich am Hosenboden ein Streichholz an und entzündete ein Licht. „So, meine Damens, Nummer vier. Wenn's so recht ist."

Ein großer kahler Raum, eisig kalt. Wenn's so recht ist? Es mußte wohl so recht sein. Was konnte man vom „Schwarzen Raben" in Neumöller erwarten?

„Ja — nur muß gleich tüchtig geheizt werden."

„Das kann wohl angehen. Wenn die Damens noch was essen woll'n, komm'n sie woll herunter."

Er ging immer noch nicht. Er schien zu überlegen. Dann holte er endlich aus der Brusttasche ein Papierblatt und einen kurzen Bleistiftstummel heraus. „Die Anmeldung —"

Bei dem trüben Licht der Kerze schrieb Dorothea eiligst ihren Namen: „Fräulein Linden und Begleitung." Einen Moment zögerte sie. Da wurde auf dem vorgedruckten Zettel auch nach dem Stand gefragt. Also: „Schauspielerin." Es war ihr ganz eigen zumute, als sie es hinschrieb — zum erstenmal.

Der Herr des „Schwarzen Raben" mußte sehr neugierig sein. Er las in aller Gemütsruhe.

„Ach, Sie sind von den Speelers!" meinte er dann. Es klang interessiert, aber auch ein wenig verächtlich, und Dorothea glaubte etwas wie einen Seitenblick auf das Gepäck zu bemerken, das inzwischen mit vielem Geräusch erschienen war. Nun, jedenfalls hatten die beiden stattlichen Koffer eine beruhigende Wirkung. Der „Schwarze Rabe" nickte gnädig, mit einem fetten Lächeln sogar, breitete seine Fittiche und verschwand,

nachdem er noch einmal versichert hatte, es würde sofort tüchtig geheizt werden.

Ueber Dorothea kam plötzlich, als sie mit Minna allein war, etwas wie eine totale Ermüdung. War's eine Folge der langen Fahrt, war's der unfreundliche Empfang? Sie wußte es selbst nicht. Hilflos ließ sie sich auf den nächsten Stuhl fallen. Es fehlte nicht viel, und die Tränen wären ihr in die Augen geschossen.

Aber da sah sie auf Minna. Sah, wie die schon im Zimmer umherräumte, wie sie schon die Betten einer Prüfung unterwarf, schon einen Koffer geöffnet hatte und ein Paar warme Schuhe herausnahm —

Und sie straffte sich: Nur nicht mutlos werden! Nur den Kopf hochhalten!

Sie sprang auf. „Nun wollen wir es uns aber gemütlich machen, Minna! Alte, gute, liebe Minna! Ein paar Tage werden wir doch hier im ‚Schwarzen Raben' logieren müssen. Uebrigens — das Zimmer ist gar nicht so unübel —"

Minna bückte sich noch tiefer über den Koffer. „Wenn's nur nicht zu teuer ist, gnä' Fräulein," sagte sie mit ihrem unverwüstlichen Phlegma.

„Wenn's nur nicht zu teuer ist —" Das sagte sie jetzt immer. Zwanzigmal am Tage. Denn sie führte die Kasse und rechnete sich immer wieder vor: Fünfundsiebzig Mark monatlich! —

Eine Stunde später ging Dorothea nach unten. Es war inzwischen im Zimmer wirklich nicht so „unübel" geworden; der Hausdiener hatte mächtig eingekachelt, der Ofen sprühte, und Minna hatte dem großen Zimmer einen Anstrich der Behaglichkeit gegeben.

Die Welt sah mit einem Male für Dorothea wieder sonniger aus. Und gerade darum hatte sie Hunger, veritablen Hunger. Den hatte Minna auch; aber Minna weigerte sich, mit ihrem „gnä' Fräulein" hinunter in das Restaurationszimmer zu gehen. Einmal hielt sie das nicht für recht passend, denn trotzdem sie von der Dienerin zur „Begleitung" avanciert war, wollte sie ihre richtige Stellung von früher immer gewahrt wissen; und dann lebte in ihr ein Abscheu vor den teuren, dünnen Restaurationsbrötchen mit den noch dünneren Schinkenscheibchen darauf; die unergründlichen Tiefen des Handgepäcks bargen bessere Schätze, die sie noch aus der Heimat mitführte.

Als Dorothea in die Gaststube eintrat, gereute sie's fast sofort. Ein dicker Tabaksqualm schlug ihr entgegen. Am liebsten wäre sie umgekehrt und zu Minnas Buttertopf zurückgeflüchtet. Doch da stand schon der „Schwarze Rabe" in höchsteigner Person und bekomplementierte sie zu einem kleinen Tisch in der Ecke, versicherte, daß die Schnitzel vorzüglich und das Bier ganz frisch angesteckt wäre.

Nicht rechts noch links hatte sie gesehen. Nun sie aber saß, ließ sie die Blicke doch vorsichtig umherschweifen, freilich nur, um sie gleich wieder auf einen großen grauen Fleck auf dem Tischtuch zu konzentrieren. Denn sie war von allen Seiten neugierigen Männeraugen begegnet, die sie anstarrten wie ein Tier im Zoologischen Garten; und überall hatten sich die Männerhäupter, alte und junge, zueinander geneigt; sie fühlte förmlich, wie man über sie tuschelte: „Das soll wohl die Neue von die Speelers sein?"

Es war eine ganz impertinente Empfindung, die ihr das Blut in die Wangen trieb.

Aber dann kam das Schnitzel, und alles, was wahr ist, es machte dem „Schwarzen Raben“ Ehre, und Dorothea erwies ihm auch Ehre. Sogar vom Bier nippte sie. Und wieder kam ihr die Welt sonniger vor. Das war ja nun nicht anders! Wenn Rosa Poppe in Berlin in das Restaurant Adlon getreten wäre, hätten sich sicher auch aller Augen auf sie gerichtet, und die Männerhäupter, alte und junge, hätten sich tuschelnd zueinandergebeugt. Mochten die Neumöller ihr Vergnügen haben. Man mußte sich daran gewöhnen. Man mußte sich ja voraussichtlich noch an vieles gewöhnen — an sehr vieles! Unwillkürlich schossen ihr wieder ein paar Worte von Edgar-Maurer durch den Sinn: „Mein gnädiges Fräulein, lassen Sie sich durch nichts überraschen, durch nichts verblüffen, lassen Sie sich aber auch nichts gefallen und wahren Sie sich immer den Humor. Denken Sie stets daran, was für uns vom Bau besonders gilt, daß das ganze Leben auch nur eine einzige große Komödie ist — grad wie auf den Brettern, die die Welt bedeuten.“ —

Am andern Morgen schien die Sonne ins Hotelzimmer. Dorothea hatte vorzüglich geschlafen, wie eben solch junger Mensch nach einem anstrengenden Reisetag schläft. Sie sprang auf und lief zum Fenster: wahrhaftig, die Sonne leuchtete strahlend über den weißen Schnee, der sich über den ganzen Marktplatz in unberührter Reinheit breitete, der die Dächer krönte und die Gesimse der netten, niedrigen Häuser; die Bäume zu beiden Seiten des Platzes waren wie versilbert vom

Rauhreif, und darunter tummelten sich ein paar fröhliche Buben mit Pelzkappen über den blonden Haaren auf einer langen Schlidderbahn. Ein herrlicher Wintermorgen. Alles sah so freundlich, so hell, leuchtend hell aus. Weiß Gott, am Ende war Neumöller so unübel nicht!

Die fröhliche Stimmung hielt an. Sie trotzte sogar Minna, die sich heute mit der Hotelakkuratesse oder vielmehr dem Mangel an Akkuratesse so wenig anfreunden konnte wie mit dem Kaffee des „Schwarzen Raben". Sie hielt sogar an, als Minna ihre Hornbrille und das Buch der Bücher herauskramte, um mit ihren wenig schönen, aber desto zuverlässigeren Zahlen die Reisekosten einzutragen.

„Nur heut' nicht stöhnen, Minna — liebste Minna, nur heut' nicht! Es kommt ja doch alles, wie es kommen muß, und du wirst sehen, es kommt alles besser als du denkst!"

Die gute Stimmung hielt an bis zur Mittagsstunde, bis Dorothea sich anschickte, den Gang zum Direktor zu machen, um sich vorzustellen. Da sank ihr das Herz ein wenig, aber sie schraubte es gleich wieder, förmlich gewaltsam, in die Höhe. „Auf nach Valencia!" Wo stammte das Wort gleich her? Richtig, aus Pius Alexander Wolffs „Preziosa". Vielleicht oktroyierte ihr Meister Reesemann auch ein Röllchen daraus auf, denn die Preziosa sollte ja immer noch auf den kleinen Bühnen unsterblich sein. —

Der Weg nach dem direktorialen Heim war nicht weit, nur „um die Ecke". Hier in Neumöller lag wahrscheinlich alles „nur um die Ecke".

Aber der Herr Direktor war nicht zu Hause. Dafür empfing die Frau Direktor, das heißt, sie öffnete Dorothea selbst die Flurtür.

„Fräulein Linden? Nur herein in die gute Stube. Der Direktor ist im Schützenhaus. Aber ich freue mich, Sie zu sehen. Bitte, hier — hier —“

Eine große, starke Frau war's. Der „Grenadier“, hatte Edgar Maurer erzählt, hieß sie bei der Truppe. Der „Grenadier“ oder „die Alte“. „Stellen Sie sich gut mit dem Grenadier, gnädiges Fräulein. Sie hat nicht nur das Kassenwesen, sie regiert überhaupt.“

Der Grenadier hatte eine mächtige Stimme. Es dröhnte in dem kleinen Zimmer, wenn sie sprach. „Ein Wagnis mit Ihnen, Fräulein Linden, ein Wagnis vom Direktor. Ich weiß alles, blutige Anfängerin — ja! Aber von unserm großen Edgar so warm empfohlen. Und wie sagt doch Raupach in ‚Kaiser Friedrichs Tod‘? ‚Wer niemals wagt, vollbringt kein Meisterstück!‘ So, bitte, hier setzen Sie sich. Verzeihen Sie, wenn ich weiter arbeite. ‚Eine Arbeit, die uns Vergnügen macht, heilt ihre Mühe‘, heißt's beim großen Kollegen Shakespeare. Na, ja — Vergnügen ist's freilich nicht immer —“ Und sie lachte wieder, daß das Zimmer dröhnte.

Aber diese gewaltige Frau, fand Dorothea, hatte ein gutes Gesicht, matronenhaft zerfurcht und doch mit den deutlichen Spuren einstiger Schönheit. Und sie hatte fast zierliche Hände, denen man die fleißige Arbeit kaum ansah.

Ein großer Haufen von Kleidungsstücken lag vor ihr auf dem Fußboden, ein Berg bunter Lappen:

Männerhosen und Wämser und Mäntel, Theatergarderobe, zerschlissener Tand, den sie stopfte und flickte. Es mußte eine Sisyphusarbeit sein. Dabei stand ihr Mund nicht still, und was sie herausdröhnte, war wohlwollend und hatte Hand und Fuß, wenn es auch oft komisch klang.

„Ueber die Komödie wird der Direktor mit Ihnen sprechen. Mulier taceat in ecclesia — das Weib soll sich um das Geschäftliche nicht scheren. Ja, wenn das so ginge. Wo's geht, sprech' ich wirklich nicht mit, wenn die guten Herren und Damen auch oft das Gegenteil behaupten. Aber um das allgemein Menschliche muß ich mich schon kümmern. Wo wohnen Sie? Im ‚Schwarzen Raben'. Ja, Fräulein Linden, das wird Ihnen doch auf die Dauer zu teuer werden. Das infame Geld! ‚Was, wenn ich's hab', mir so überflüssig, und hab' ich's nicht, so unentbehrlich scheint,' wie der weise Nathan spricht. Sie müssen sich ein Privatquartier suchen. Warten Sie mal, ich hab' noch ein paar Adressen, die besten Zimmer sind freilich schon fort."

Die Frau Direktor schleuderte die Landsknechtspluderhose, an der sie einen neuen Boden einsetzte, zu ihren Genossen und fuhrwerkte mit der Rechten in die Rocktasche. Die mußte unergründlich tief sein. Bis über den Ellbogen verschwand der Grenadierarm in der Unterwelt. Und dann kamen allmählich zum Vorschein: ein Schlüsselbund, ein Portemonnaie, eine Zigarettendose, ein Paket Schweden, ein Hausschlüssel, ein Flurschlüssel, ein Taschentuch. Die ganze Bescherung speicherte sich im Schoß auf. „Natürlich zu unterst, immer das letzte. Da haben wir's endlich, das Notizbuch. So —

nur ein Momentchen Geduld noch — Geduld, du junger, rosenwangiger Cherub, um mit Othello zu reden — hier: Frau Malermeister Thomser, Breite Straße 54. Das wird am Ende was für Sie sein. Können Sie sich die Adresse merken?"

„Ich habe ein ausgezeichnetes Gedächtnis, Frau Direktor."

„So! So! Na, das werden Sie brauchen können. Denn wissen Sie, Fräulein Linden, hier bei uns gilt's, Rollen lernen! Unser Publikum verlangt alle Neuheiten. Das Repertoire kann gar nicht abwechselnd genug sein. Die Kleinstädter sind noch toller wie die Großstädter, sie denken auch, was der verrückte Grembe im ‚Don Juan' und ‚Faust' sagt — was sagt er doch gleich? — ‚Nur Abwechslung gibt dem Leben Reiz und läßt uns seine Unerträglichkeiten vergessen.' Immer will Publikus was Neues — ‚Verleg' Sie sich auf Neuigkeiten! Nur Neuigkeiten ziehn uns an,' heißt's im ‚Faust' — den von Goethe — und heißt's bei uns. Ja, das Repertoire macht Ansprüche hier —" Die Frau Direktor schob eine Pause ein und füllte Schlüssel, Taschentuch, Zigarettendose, Notizbuch wieder in ihr Verließ zurück. „Ja, Ansprüche auch an die Toilette der Damen." Das letzte begleitete ein etwas forschender Blick.

„Ich bin so leidlich gerüstet —"

„Na, das ist schön. ‚Die Kleidung kostbar, wie's dein Beutel kann, doch nicht ins Grillenhafte; reich, nicht bunt; denn es verkündigt oft die Tracht den — Shakespeare sagt — ‚den Mann', aber es paßt auch, paßt erst recht, ‚die Frau'. So — ja — und nun gehen Sie nur nach dem Schützenhaus und suchen Sie sich

den Direktor auf. Sie müssen entschuldigen, ich muß nämlich auch an das Mittagessen denken, denn der Direktor denkt auch, wie's im Götz heißt: ‚Wenn ihr gegessen und getrunken habt, seid ihr wie neu geboren.'"

Also machte sich Dorothea auf den Weg zum Schützenhaus. Ihr schwante schon: im Schützenhaus befand sich das Theater; zu einem eignen Theaterbau hatte sich Neumöller noch nicht emporgeschwungen. Der Weg schien ziemlich weit. Sie mußte sich mehrfach zurechtfragen; es lag hier doch wohl nicht alles „um die Ecke".

Das Schützenhaus lag sogar vor dem Tor. Und die getretene Bahn hörte bald auf, Dorothea mußte das Kleid ordentlich raffen; ein Glück, daß ihr Minna fürsorglich die Gummigaloschen übergezogen hatte.

Aber das tat ja nichts. Im Gegenteil, der tiefe Schnee hatte seine Reize. Und die Luft war so frisch und erquickend. Dorothea lächelte vor sich hin. Wenn alle so waren wie der zitatenreiche Grenadier, so mußte sich's mit den Leuten leben lassen. Das war ja in ihrer Art eine geradezu prächtige Frau. Resolut und tatkräftig, und das Herz auf dem rechten Fleck!

Hatte der Schulbub, den sie zuletzt nach dem Schützenhaus gefragt, nicht gemeint: „Gleich rechts!" Wahrscheinlich das große Gebäude dort. Hm — leidlich stattlich, aber schön ist anders. Die reine Kaserne, viel Geschmack hatte der Neumöller Architekt nicht entwickelt.

Im eiskalten Korridor lungerte ein Arbeiter herum. „Wo treffe ich den Herrn Direktor?"

„Von de Speelers? Da müssen Sie hintenherum. Vorne is allens geschlossen.“

Also noch einmal durch den Schnee. Und dann ein vergebliches Pochen an drei, vier Türen, bis Dorothea endlich die Klinke der fünften Tür entschlossen, ohne zu klopfen, aufdrückte.

Wahrhaftig — der Theatersaal!

Dorothea sah geradeaus auf die Bühne.

Der Vorhang war aber nur zu dreiviertel aufgezogen.

Dort oben aber stand, agierte, sprach eine kleine Gruppe Menschlein.

Was sie sprachen, was sie agierten, konnte Dorothea zunächst nicht erkennen und unterscheiden. Der und jener sprach laut, der und dieser murmelte nur — er „markierte“ seine Rolle, wie es in der Theatersprache heißt. Die Leutchen trugen Straßenkleidung. Aber es mußte doch wohl ein Kostümstück sein, denn es war von einem Omar die Rede und von einer Krone.

Dann wußte sie's mit einem Male —

> „Nie war dein Haupt so würdig, sie zu tragen,
> Als jetzt, da sich zum ersten Male
> Die Kraft des Talismans an dir bewährte.“

Probe also zu Fuldas „Talisman“ war's, zu der sie hinzugekommen.

Ganz vorn, dicht neben dem Souffleurkasten, stand ein schmalbrüstiger, sehr großer Mann. Das Gesicht konnte Dorothea nicht sehen, denn er drehte dem Zuschauerraum den Rücken zu. Aber er mußte die Regie leiten. Dann und wann unterbrach er das Spiel. Auch jetzt wieder. Er schien sehr ungnädig. Er war grob.

„Herr Swarte, Sie scheinen zu denken, daß Sie bei Meerschweinchen sind. Herr Swarte, Sie befinden sich im Rahmen eines anständigen Ensembles. Bei uns performiert man seine Rolle ordentlich. Mit solch einem Jammerlappen von Omar dürfen Sie mir nicht kommen. Das wird ja von Akt zu Akt schwächer — keine Auffassung — keine Spur von Auffassung. Und gelernt haben Sie auch nicht —"

Der große Mann hatte den Hut auf wallenden Silberlocken und paffte zwischen den einzelnen Sätzen an einer kohlschwarzen Zigarre. Dorothea sah's an den Rauchwölkchen, die in regelmäßigen Intervallen zu den Soffitten emporstiegen.

Vor ihm stand, ziemlich geknickt, ein schlanker Jüngling.

„Ich habe die Rolle aber doch erst gestern früh bekommen, Herr Direktor," stammelte er kleinlaut. „Das bitte ich zu berücksichtigen."

„Gar nichts ist zu berücksichtigen. Sie hatten den Omar ja angeblich auf Ihrem Repertoire. Ha! Repertoire! Wenn diese jungen Herren ihr Repertoire einreichen, dann steht alles mögliche und noch einiges darauf. Papier ist geduldig. Und dann wird drauflos verzapft, daß es eine Affenschande ist. Da kennen Sie aber den alten Neesemann schlecht, Herr Swarte. Schwimmen gibt's bei mir nicht, auf den Kastengeist da unten dürfen Sie bei uns nicht bauen. Beim großen Zeus: lernen heißt es — lernen — lernen — bis aufs Tippelchen! — Weiter —"

Das Spiel begann wieder.

Dorothea schwirrte es im Kopf. Alles hatte sie von dem etwas einseitig geführten Zwiegespräch nicht

verstanden. „Schwimmen“ — das war wohl ein Kunstausdruck für jemand, der nicht recht gelernt hat und sich auf den Souffleur allzu stark verläßt. Und dieser war wahrscheinlich unter dem „Kastengeist“ zu verstehen. Eins aber war klar: hahnebüchen grob konnte Herr Direktor Neesemann sein. Und ein ganz reines Gewissen hatte sie auch nicht. Auch sie hatte auf dem eingesandten Repertoireverzeichnis eine Anzahl Rollen als studiert angegeben, die sie keineswegs beherrschte. Dazu hatte ihr freilich kein andrer als Edgar Maurer geraten, mit lachenden Lippen: „Das ist nun einmal allgemeiner Brauch!“

Da sprach der Omar dort oben: „Der Mut der Wahrheit ist der Talisman!“ Er sagte „Tallisman“, und er machte dabei eine höchst merkwürdige Bewegung mit dem rechten Arm — aber das Wort hatte trotzdem seine starke Wirkung. Mindestens auf Dorothea. Am liebsten wäre sie ganz leise aus dem Theatersaal hinausgeschlichen. Stand doch gerade die Rita auch auf ihrem Repertoire.

Plötzlich drehte sich der Direktor um. Es schien, als wollte er seinem Omar die eben verunglückte Geste vormachen, aber er ließ den schon erhobenen rechten Arm sinken, hob die linke Hand vor die Augen gleich einem Schirm und schnaubte in den Zuschauerraum herunter: „Wer kraucht denn in drei Deubels Namen wieder mal dort unten herum? Ich hab' doch hundertmal verboten, daß jemand in die Probe kommt! Da soll doch gleich —“

Jetzt galt es —

Dorothea faßte sich ein Herz, trat ein paar Schritte den Mittelgang hinunter und sagte: „Ich suchte Sie,

Herr Direktor, und fand niemand, der mich zurechtwies — Dorothea Linden —“

Herr Neesemann antwortete nicht sofort. Er schien noch ein paar Sekunden lang das junge Mädchen unter dem Schutz seiner linken Hand zu mustern. Dann brummte er, verhältnismäßig gnädig: „Na, Fräulein Linden, da sind Sie gerade zu 'ner netten Komödie zurechtgekommen. Wir sind übrigens gleich fertig. Wollen Sie mich, bitte, in meinem Bureau erwarten. Draußen, dritte Tür links —“

Das „Bureau“ war ein winziges Zimmerchen, in dem eine unglaubliche Unordnung herrschte. In den Ecken lagen hochaufgetürmt die verschiedensten Requisiten, vom Schwert des Brutus bis zur Armbrust des Tell; Speere und Schilder, alte rostige Pistolen, Papierrollen, schweinslederne Bände, ein Schachbrett, ein Eselskopf. An den Wänden lehnten Versatzstücke, die sich in der Ausbesserung zu befinden schienen; vielleicht malte der Herr Direktor in den Mußestunden, wenigstens prunkten ein paar Farbentöpfe nebenbei auf dem Fußboden. Am Fenster stand ein Schreibtisch, dicht bedeckt mit Büchern, ausgeschriebenen Rollen und einem wirren Haufen von Briefen. Auch zwei Stühle gab es. Aber auf dem einen ruhte eine Königskrone, und auf dem zweiten stand ein höchst merkwürdiges Ding. Es war ohne Zweifel ein alter Blumentopf, mit buntem Papier beklebt. Er stand umgedreht, mit der Oeffnung auf dem Stuhl; oben durch die kleinere Oeffnung ragte eine dünne Holzstange hervor, und auf der stak eine große geschälte Kartoffel, die ganz grobkörnig zu einer Art von Menschenkopf zurechtgeschnitten war, den drei kleine bunte Hühnerfedern krönten.

Dorothea zog es vor, sich nicht zu setzen. Sie brauchte auch nicht lange zu warten, denn Herr Neesemann erschien sehr bald. Er schüttelte ihr kordial die Hand. „Willkommen im Grünen, Fräulein Linden. ‚Linden' haben Sie sich ja wohl als Bühnennamen erwählt. Früher hätte man eine Linderini vorgezogen. Aber Linden ist auch schön. Also nochmals, willkommen im Grünen, Fräulein Linden. Wenn's jetzt draußen auch Schnee ist — grün ist ja die Farbe der Hoffnung, und wir beide hoffen doch wohl gegenseitig das Beste voneinander. Sie sind mir ja von meinem großen Schüler Edgar Maurer so warm empfohlen." Er paffte immer noch an seiner kohlschwarzen Zigarre und schien es auch nicht für nötig zu halten, deshalb um Entschuldigung zu bitten. „Mit Ihnen werd' ich gewiß nicht den Verdruß haben, wie mit diesem Herrn Swarte. Himmel, hast du keine Flinte! Ist das ein Ignorant. Aber er geht, er geht — beim großen Zeus — er geht! Oder genauer genommen: er wird gegangen. Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen? Ja so —"

Die Krone erhielt einen kleinen respektlosen Schupp mit der linken Fußspitze, so daß sie zur Erde polterte. Den Blumentopf aber faßte der Herr Direktor sorgsam mit beiden Händen und trug ihn zum Tisch am Fenster, wobei die Kartoffel rhythmisch hin und her pendelte. „Schön — nicht, Fräulein Linden? Ich seh's an Ihrer allerliebsten Nasenspitze, Sie wissen gar nicht, was das ist. Das ist die Pagode, die in ‚Narciß' auf dem Kamin von Doris Quinault steht und dann zertrümmert wird. Man kann doch nicht jedesmal

eine wirkliche Porzellanpagode erschaffen — na, da hilft man sich eben. Famos — was? Meine Erfindung —"

„Nun —" sprach der Direktor weiter, „geschäftlich ist ja wohl zwischen uns alles klar? Freut mich." Er zögerte ein wenig, fast als ob er auf irgend etwas, eine Frage, eine Bitte, wartete. „Ja — morgen haben Sie noch einen freien Tag. Das heißt: um elf Uhr natürlich Probe. Warten Sie einmal —" er kramte unter den Papieren auf dem Tisch und brachte endlich ein recht ansehnliches Heft zum Vorschein — „hier, das ‚Rautendelein'. Was — das ist doch mal nett von mir? So bin ich immer, wenn ich nicht mal anders sein muß. Sie haben ja das ‚Rautendelein' auf Ihrem Repertoire — gehen Sie mir die Rolle heute noch einmal ordentlich durch. Bitte, nehmen Sie sie gleich mit. So — und nun wollen wir abmarschieren. Ich taxiere, draußen wartet so ziemlich die ganze Blase. Da kann ich Sie ja sofort bekannt machen —"

Es ging wie ein Mühlrad. Und Dorothea ging es auch wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Kaum zwei Worte hatte sie gesprochen.

Dann, dicht vor der Tür, blieb Herr Neesemann noch einmal stehen. Er faßte Dorothea kordial am Ellbogen und sah ihr gerade ins Gesicht, bis ihr die dunkle Röte in die Wangen stieg. Da lachte er wohlwollend. „Sie brauchen nicht rot zu werden, wenn solch alter Mann Sie mal ein bissel genau betrachtet. Ja — unser Edgar Maurer hat mir nicht zuviel geschrieben. Sie sind wirklich ein selten schönes Menschenkind! Und wenn der alte, vielgeschmähte Raupach sagt:

‚Die Schönheit bleibt im Kerker wie auf dem Throne immer Königin!‘, so gilt das erst recht für die Bühne. Allein tut sie es freilich nicht, Fräulein Linden. Die Hauptsache bleibt das Genie, der große Gottesfunke! Ja — oder doch mindestens das Talent, wenn es mit großem Fleiß verbunden ist. Ja — nun, wir werden ja sehen.“

Dorothea atmete tief auf, als sie die frische Winterluft einatmen konnte. Ihre Wangen glühten noch. Es war ja alles so freundlich gewesen, was der Direktor gesprochen hatte, aber es kam alles wie aus einer fremden Welt. Und diese fremde Welt sollte nun ihre eigne werden!

Draußen stand in der Tat eine kleine Gruppe Herren und Damen. Der unglückselige Herr Swarte war nicht darunter; man sah seine Silhouette mit dem tiefgebeugten Haupt noch auf der Chaussee, dicht schon an den ersten Häusern der Stadt. Der trug wohl nun auch Erwartungen und Hoffnungen zu Grabe.

„Herrschaften — hier: Fräulein Dorothea Linden. Mir ganz besonders empfohlen von Seiner Exzellenz Herrn von Rakolski — Sie wissen, der Gemarer Intendant — und von meinem lieben Schüler und Freunde Edgar Maurer.“

Der Herr Direktor, der drinnen in dem kleinen Zimmer, zumal zuletzt, so menschlich natürlich gesprochen, hatte jetzt wieder einige großartige Gesten. „Hier — Herr Willibald Sickel, unser erster Held. Frau Bernhardine Rose — bei Frau Rose darf man, ohne Zornesgluten zu wecken, sagen, unsre treffliche komische Alte. Fräulein Hanna Bargell, unsre Naive — vielleicht

werden Sie sich bald einmal ins Gehege kommen, obwohl ich Rollenneid nicht dulde. Herr Kurt Basser, Charakterspieler, Intrigant vom reinsten Wasser, und, was er nie zugeben will, ein Komiker ersten Ranges. Und nun noch unsre liebe Frau Halder, unser getreuer Kastengeist. Bauen Sie niemals auf diese Dame, Fräulein Linden. Nur das Bewußtsein darf in Ihnen sein, daß der Kasten nicht leer ist. — Aber es ist kalt, Herrschaften, wir wollen uns in Trab setzen! Meine Alte wird sonst auch ungnädig."

Allein war sie hinausgegangen zum Schützenhaus — nun wanderte Dorothea mitten in einem Trupp Kollegen zur Stadt zurück. „Kollegen!" Wie das Wort sie berührte!

Man hatte sich höchst freundschaftlich die Hände geschüttelt, man nahm die neue Kollegin gleichsam in die Mitte. Und sie gewann schon nach kurzer Zeit die Gewißheit: ein fröhliches Völkchen scheint das hier zu sein, das Völkchen der Speelers. Es ging sofort ein lebhaftes Plaudern los, ein Lachen und Kichern.

Nur der Direktor wahrte etwas ernste Würde. Er schritt auch in seinem langen, freilich schon stark strapazierten Pelz an der Spitze; neben ihm die quicke, runde, komische Alte mit einem schier unglaublichen Hut auf dem grauen Kopfe — einem Strohhut mit Rosen, jetzt mitten im Schnee. Links von Dorothea ging Herr Willibald Sickel, etwas ältlich schon für einen ersten Helden, aber stattlich und straff; nur daß das interessante Gesicht ganz eigen zerfurcht schien; rechts trippelte die Naive, ein hübsches, kleines Ding mit Quecksilberaugen und ein bissel stark aufgeputzt. Und von rückwärts

kamen die lustigen Stimmen des Charakterspielers, der zugleich Komiker sein sollte, und des Kastengeistes. Sie zankten sich beide scherzhaft: „Du sollst mir doch immer nur das erste Wort geben, Halderchen!“ — „Ja, aber wenn ich das zweite, dritte und alle folgenden nicht hinaufbrülle, bleibst du eben stecken.“ — „In meinem ganzen Leben blieb ich noch nicht stecken. Weib, was wagst du?“ — „Höre mal, Basser, schon als wir vor zehn Jahren in Tilsit zusammen waren, hieß es allgemein: ‚Schlechter lernt niemand als Basser!‘“ — „O diese Gemeinheit! Wie elend die Welt doch ist! Ein Hundestall ist sie, und der bissigste Hund drinnen ist die Verleumdung!“

Dicht hinter den ersten Häusern trennte man sich wieder mit starkem Händeschütteln. Nur Herr Sickel blieb an Dorotheas Seite. Er war unter den Gesprächigen so ziemlich der Schweigsamste gewesen. Nun fragte er: „Sie sind im ‚Schwarzen Raben‘ abgestiegen, Fräulein Linden? Ich esse meist dort. Wenn es Ihnen angenehm ist, könnten wir zusammen speisen. Wir werden ja doch wahrscheinlich viel zusammen zu tun haben.“

Es war Dorothea noch nicht aufgefallen, welch selten schönes Organ der Mann hatte. Wie ein voller, edler Metallton klang es daraus. Sie sah ihn, indem sie bejahte, interessierter an. Ein Charakterkopf, ohne Zweifel. Aber die Augen lagen seltsam tief und waren ganz schwarz umrändert. Und sie sah nun auch, wie eigen unordentlich der Herr Sickel gekleidet war. An dem Ueberzieher, der gewiß einst äußerst elegant gewesen, fehlten einige Knöpfe; der große Kalabreser schien seit

Wochen keine Bürste gesehen zu haben; das dicke, blauseidene Halstuch war wüst umgeschlungen. Und trotzdem hatte das alles einen gewissen Schmiß, etwas Künstlerisches.

„Ich komme sofort wieder herunter, Herr — Kollege.“ Das „Kollege“ wollte noch gar nicht recht über die Lippen. Und Herr Sickel lächelte. „Lassen wir's doch bei unserm ehrlichen Namen, Fräulein Linden, wie es in Ihren Kreisen Brauch ist.“ Fast etwas wie Mitleid tönte aus seinen Worten.

Dorothea huschte herauf. Wenigstens ein gutes Wort sollte die arme Minna abbekommen, und für ihr leibliches Wohl mußte doch auch gesorgt werden.

Aber die alte „arme“ Minna schien gar nicht so armselig gestimmt. Sie stand inmitten der ausgepackten Koffer, hatte im schön geheizten Zimmer eine prächtige Ordnung hergestellt, und auf dem Tisch prunkten die Reste ihres scheinbar unergründlichen Furagekobers.

Nur von tiefstem Mitleid für ihr „gnä' Fräulein“ war sie ganz erfüllt. „Es war wohl gräßlich?“ fragte sie. Und als Dorothea das Gegenteil versicherte, schüttelte sie mißbilligend den grauen, dünnen Scheitel. Und daß das „gnä' Fräulein“ unten mit einer fremden Mannsperson allein essen wollte, schien ihr erst gar gegen den Strich zu gehen. Es sei doch ein Kollege, wagte Dorothea erklärend, entschuldigend einzuwerfen. Aber Minna wiederholte nur: „'n Kollege —“, und zwar dehnte sie das Wort so verächtlich und zog dabei die Achseln so hoch, daß das „gnä Fräulein“ beinah gelacht hätte. Obwohl ihr im Grunde gar nicht zum Lachen zumute war. —

Unten saß Herr Sickel schon wartend an einem der kleinen Tische im allgemeinen Speisezimmer. Auf das Kuvert gegenüber hatte er eine rote Nelke gelegt — erstaunlich genug, wie und wo er die in der Schnelligkeit aufgetrieben haben mochte. Aber es war doch nett von ihm.

Ueberhaupt: Dorothea fand ihn überraschend „annehmbar", wie sie wohl früher gesagt haben würde. Er zeigte Manieren, hatte gewiß eine gute Kinderstube genossen, war unterhaltsam und chevaleresk. Und so vieles, was er zwischen den drei Gerichten plauderte, war für die Novize überaus interessant.

Der Direktor? Ein Ehrenmann. Versteht sein Geschäft und hat darüber hinaus wirkliches Interesse für die Kunst. Zuviel vielleicht, sonst beackerte er nicht Neumöller, Herte und Tenburg, sondern leitete längst irgendein größeres Stadttheater. Aber er hatte einen Tick für das Klassische, und das erforderte immer Opfer. Am besten zog doch die leichteste, die seichteste Ware; hier und überall.

Dorothea berichtete kurz und vorsichtig über ihren Empfang, auch daß es ihr vorgekommen wäre, als ob Herr Neesemann auf irgendeine Frage, ein Anliegen ihrerseits gewartet hätte. Da schüttelte der erste Held den Kopf. „Ja, Fräulein Linden, haben Sie denn die große Frage, die Frage aller Fragen, nicht gestellt?" Er sah wohl, daß er nicht verstanden wurde. „Aber wirklich, Sie gehören ins naive Fach — ich meine natürlich die Frage, die jeder Neuankömmling zuerst stellt: die Bitte um Vorschuß." Und sie lachten beide.

Die Frau Direktor? Der lange Grenadier? Brav, etwas stark philisterhaft trotz ihres Zitatenreichtums.

Aus den allerkleinsten Verhältnissen, und eigentlich wohl auch ein Hemmschuh für das Vorwärtskommen Neesemanns. „Bei uns, Fräulein Linden, gilt es, was fast überall gilt: die Frau kann dem Manne unendlich nützen, sie kann aber auch wie ein Ballast auf ihn wirken — und leider ist das das häufigere." Er brach jetzt ab, um dann doch schroff hinzuzusetzen: „Die Schauspielerehe ist ein Thema für sich, an dem man — an dem wir hier lieber nicht rühren wollen."

Die Komödie selber? Schlecht und recht; immerhin besser als der Durchschnitt. Wenn der gute Neesemann sich in die Brust wirft — er tut das gern — und erklärt: „Wir sind doch keine Meerschweinchen!", dann hat er gewiß recht. Ach, du lieber Gott! Meerschweinchen heißen die Kleinen der Kleinsten, die von Dorf zu Dorf ziehen, aus der Hand in den Mund leben. Nein! Den Ausdruck können wir uns mit Recht verbitten. „Vielleicht" — es klang sehr bitter, wie Sickel das sagte — „vielleicht sind wir auch keine Schmiere. Dazu ist Neesemann zu solid und hat, ich sagte es schon, seine eignen künstlerischen Instinkte. Aber trotzdem ist alles so klein — so klein — so klein."

Das Publikum? Ein großes Kind, wie schließlich überall. Heute kindlich dankbar, morgen kindisch launisch. Spottwenig Verständnis im großen und ganzen, und die groben Instinkte der Masse. Immerhin selten so grausam, wie das überfütterte und überfeinerte Großstadtpublikum.

Es hörte sich Sickel gut zu. Er sprach lebendig, in packenden Bildern, und dann mußte Dorothea immer aufs neue sein wundervolles, seltsam modulationsfähiges

Organ bewundern. Wie herrlich mochte das im großen Raume tönen! Und noch eins fiel ihr auf: welch wunderschöne Hände der Mann besaß. Schmal und doch nervig, klein fast wie eine Frauenhand und doch durchaus männlichen Charakters und auf das sorgsamste gepflegt. Das einzig Gepflegte beinahe an der ganzen Erscheinung. Als ob er sie hinübergerettet hätte aus besserer Vergangenheit in die trübe Gegenwart.

Er brauchte auch diese wunderschönen Hände beim Essen mit einer gewissen legeren Koketterie. Beim Essen? Eigentlich berührte er die Speisen ja kaum. Er trank auch nichts. Ein Glas Wasser stand vor ihm.

Dorothea empfand es sehr angenehm, daß er mit keinem Wort nach ihrer Vergangenheit fragte, wie er denn auch von der seinen nicht sprach. Ein einziges Mal fiel ein Wort, das sie stutzen machte: „Als ich in Wien debütierte —", aber er sprang sofort vom Thema ab und fuhr fast spöttisch fort: „Wien oder Posemuckel — es ist ja ganz gleichgültig."

„Hat Ihnen der Alte — pardon, ich meine natürlich den Direktor; man kommt doch unwillkürlich immer wieder in unser Rotwelsch — hat Ihnen der Direktor schon eine Rolle zuerteilt, wenn ich fragen darf?"

Sie berichtete, und mit einigem Zögern gestand sie, daß sie des Rautendeleins doch nicht ganz sicher sei — und morgen solle Probe sein. Da lächelte er gutmütig: „Sorgen Sie sich nicht allzusehr, Fräulein Linden. Ich werde als Meister Heinrich schon helfen, wo ich kann, und unser kleiner ‚Kastengeist' ist vortrefflich. Sie haben ja auch noch einen halben Tag vor sich — und eine ganze Nacht. Solch junges Gedächtnis ist so

über alle Maßen aufnahmefähig — zumal wenn die Not drängt."

Es war eine angenehme Stunde gewesen, fand Dorothea nachher.

Angenehmer jedenfalls, als die des Verhandelns mit Frau Malermeister Thomsen, Breite Straße 54. An den beiden kleinen Zimmerchen war zwar nicht viel auszusetzen, und der Preis erschien spottbillig. Aber die Frau Meisterin wollte von den Speelers nicht recht etwas wissen, und sie musterte Dorothea immer wieder, als ob sie am wenigsten gern eine schöne Schauspielerin im Hause hätte. Bis Minna in die Erscheinung trat und ein kräftiges Wort deutsch sprach. Da war die Verständigung bald hergestellt.

Minna besorgte auch den Umzug; während Dorothea in einer Ecke auf einem wackligen Stuhl kauerte und lernte — lernte, daß ihr der Kopf brannte.

„Du Sumserin von Gold, wo kommst du her?
Du Zuckerschlürferin, Wachsmacherlein!
Du Sonnenvögelchen, bedräng' mich nicht!
Geh! Laß mich! Strählen muß ich mir
Mit meiner Muhme güldnem Kamm das Haar —"

Am Abend ging sie, trotz alles Memoriereifers, in die Komödie.

An der Kasse saß der „lange Grenadier" und nickte ihr freundlich zu. „Hab's mir doch gedacht! ‚Er ist neugierig wie ein Fisch', sagt Goethe im Faust. Hab's nie begriffen, daß die Fische so neugierig sein sollen. Aber daß Sie's sein würden, das wußte ich."

Man gab den „Talisman". Aber Herr Swarte mimte nicht mit, Sickel mußte in letzter Stunde für ihn eingesprungen sein. ‚Er kann ja nicht jung genug

sein für den Omar,' dachte Dorothea zuerst. Doch bald sah sie, zum erstenmal eigentlich, wie eine gute Bühnenmaske über die Jahre hinwegzutäuschen vermag. Dann nahm sie wieder die Wunderpracht dieses modulationsfähigen Organs in Bann; wie Perlen an einer Schnur rollten die schönen, klingenden Verse Fuldas. Es war ein Genuß, aufzuhorchen und immer wieder aufzuhorchen. Allmählich aber trat ihr über das Aeußerliche hinaus die Gestaltungskraft des Schauspielers ins Bewußtsein, des Schauspielers, der eine Märchenfigur so völlig mit wirklichem Leben zu durchdringen verstand, daß man an sie glauben konnte, an sie glauben mußte, fast wie der ganze Hof des Königs Astolf von Zypern an das von Omar gewebte Zauberkleid glaubte, das doch in Wirklichkeit gar nicht existiert.

Turmhoch ragte Sickel über alle übrigen Mitwirkenden empor, das fühlte Dorothea. Die andern dort oben waren im besten Falle leidlich gut eingespielte Komödianten. Er war in Wahrheit ein Künstler. Und wie ihr, so mochte es dem ganzen Publikum gehen, das sich ziemlich zahlreich eingefunden hatte: es vergaß über dieser einen Gestalt das Mindermaß der andern, vergaß die dürftige Ausstattung, die etwas armseligen Kostüme, die wunderlich zusammengesuchten Kulissen, die spärliche Beleuchtung. Es jubelte dem Omar und immer nur dem Omar zu.

Und Dorothea wieder vergaß über dieser einen schauspielerischen Leistung dies harmlose Publikum, sie sah die behäbigen Spießbürger mit ihren noch behäbigeren Frauen kaum, die in den Pausen ihre mächtigen Butterbrote auswickelten und sich Apfelsinen schälten, die

plapperten und lachten, naiv ergriffen waren und naiv jauchzten, wenn Rita, die arme Rita dem König kündete: „Du bleibst ein König selbst in Unterhosen!"

Einsam ging sie durch dichtes Schneegestöber nach Hause, immer nur den einen Gedanken im Sinne: Wie kommt dieser große Künstler hierher? Und als sie dann vor der kleinen Petroleumlampe wieder über ihrer Rolle saß, halblaut memorierte, dem Sinn der Worte nachsann und diese immer wieder aufs neue wog und wiederholte, da schob sich der andre Gedanke und der heiße Wunsch dazwischen: Sei ihm morgen nicht ganz unebenbürtig!

Bis tief in die Nacht saß sie. Und nach kurzem, unruhigem Schlaf, im grauenden Morgen stand sie wieder auf, bereitete sich selber eine Tasse starken Kaffee — so stark ihn die Maschine nur hergeben wollte — und begann aufs neue zu lernen. Dann kam Minna. Aber sie erfuhr nur ein kurzes „Laß mich! — Störe mich nicht!" Kopfschüttelnd verkroch sich die Alte wieder. Mit ihrer braunen Bunzlauer Kaffeekanne saß sie stumm in einer Ecke des Zimmers und sah, wie ihre junge Herrin bald still vor sich hinlas, bald aufsprang, um ein paar Tanzbewegungen auszuführen, bald vor dem Spiegel über der birkenen Kommode ihr schönes Gesicht in seltsame Erregungen zu steigern wußte. ‚Eine komische Welt — eine komische Welt —' dachte sie wohl, ‚unser gnä' Fräulein macht mich angst und bange.'

Dorothea hatte die kleine goldene Uhr, das Erbteil der Mutter, vor sich neben der Rolle liegen. Dann und wann sah sie auf das Zifferblatt. Wie schnell der Zeiger sich drehte, wie die Zeit rann!

Bisweilen schüttelte es sie wie ein Fieberanfall. Die Augen schmerzten, die Schläfen brannten. Die heiße Sorge kam: wie sollst du dieser Rolle Herr werden? Sie hätte früher wohl schon den einen oder andern Teil in sich aufgenommen, geistig zu verarbeiten gesucht, aber überall fehlten die Verbindungsglieder. Manchmal war sie nahe daran, zu verzweifeln; auch daran zu verzweifeln, daß ihr Gedächtnis hinreiche, rein mechanisch die Worte festzuhalten. Dann wieder kam neues Hoffen. Sie versuchte, laut zu sprechen:

„Durchs Gebirge flog ich,
Bald wie ein Spinngeweb' im Winde treibend,
Bald wie 'ne Hummel schießend, taumelnd dann
Von Kelch zu Kelche wie ein Schmetterling.
Und jedem Pflänzlein, Blümchen, Gras und Moos,
Pechnelke, Anemone, Glockenblume,
Kurz allen nehm' ich Eid und Schwüre ab:
Sie mußten schwören, dir nichts anzutun —“

Es ging! Wahrhaftig, es ging!

Sie hätte jubeln mögen. Aber gleich kam wieder die Enttäuschung. Gleich glückte ihr der Klang nicht, den sie in die Worte hineinzuschmelzen strebte:

„— Du bist gefeit — ich sag' es dir: gefeit.
Und nun: wink' mit dem Auge, nicke nur —
Und weiche Klänge quellen auf wie Rauch,
Umgeben dich gleich einer kling'nden Mauer,
Daß weder Menschenruf noch Glockenschall,
Noch Lokis tück'sche Künste sie durchdringen —“

Zehn Uhr! Elf Uhr!

Schließlich kam es wie eine finstere Entschlossenheit über Dorothea — eine Entschlossenheit, der ein Grau Verzweiflung beigemischt war. Sie schloß die Rolle.

Mit düsterem Antlitz ging sie zu ihrer ersten Probe.

Drittes Kapitel.

Das Personal war wohl vollständig versammelt. Selbst der „junge Mann", Herr Swarte, schien wieder in Gnaden aufgenommen, hatte irgendeine kleine Rolle erhalten und stand mit gesenktem Kopf bescheiden beiseite.

Dorothea fühlte, wie aller Augen auf sie gerichtet waren. Vorn, neben dem Souffleurkasten, hatte der Direktor Posto gefaßt, mit der schwarzen Zigarre zwischen den Zähnen und dem riesigen Kalabreser auf dem Haupt. Hinter dem Versatzstück, das den Brunnen vorstellte — eine Versenkung gab's ja nicht — kauerte der Nickelmann, der dicke Basser, bereit, „aus der Tiefe" heraufzutauchen.

Neben dem Direktor stand der kleine Regietisch. Das Inspizientenbuch lag darauf, eine Klingel daneben.

Jetzt klopfte Neesemann in die Hände; dann griff er zur Klingel.

Noch einmal sank Dorothea das Herz — tief und immer tiefer. Aufschreien hätte sie mögen! Mit schrecklicher Klarheit stand ihr plötzlich vor dem Sinn, welch blutjunge Anfängerin sie war, daß sie nichts konnte, nichts mitbrachte als ehrlichen Willen und hohe Begeisterung.

Mit einem Male fühlte sie sich wieder so ganz fremd und verlassen, empfand jäh, fast abstoßend diese eigenartige Welt um sich her, den seltsamen, etwas modrig kalten Hauch aus den Kulissen, das wunderliche, unwirkliche, alle Illusion raubende Gemisch des bunten Theatertandes und der bürgerlichen Kleidung, in der die Probe stattfand. Ein eisiger Zug schlug von dem Saal zur Bühne hinauf, die im grauen Dämmerlicht lag.

Und wieder tönte die Klingel. Unwillig —

Dorothea raffte sich auf. Ihr Blick irrte umher. Auf einen Moment begegnete sie dem Auge Sickels. Er nickte ihr kurz zu, als wollte er sagen: Mut! Nur Mut!

So fing sie an zu sprechen:

„Du Sumserin von Gold, wo kommst du her?
Du Zuckerschlürferin, Wachsmacherlein! —"

Sie fühlte, daß sie schlecht sprach. Und sie riß sich gewaltsam zusammen. Nein — so schlecht: das war nicht nötig! Sie konnte es ja besser! Konnte schärfer akzentuieren, konnte ihrer schönen Stimme einen innigen, klingenden Ausdruck geben, ihrem Gesicht verträumtere Züge leihen —

Mut! Nur Mut!

Und es ging. Die Kraft wuchs ihr im Weitersprechen. Die Schemen, vor denen sie sich gefürchtet, zerstoben. Noch ehe der Nickelmann auftauchte, war sie ganz eins mit ihrer Rolle, sie fand plötzlich den rechten Ton, sie jauchzte heraus:

„Will der Herr Oheim böse sein,
Tanz' ich für mich den Ringelreihn:
Liebe Gesellen find' ich genung,
Weil ich schön bin, lieblich und jung —
Eia, juchheia! Lieblich und jung!"

Es war wie eine Erlösung von einem ungeheuren Druck. Mit einem Schlage, wie aus tiefinnerster Eingebung heraus, kam ihr alles, kamen ihr die Worte, kamen ihr die Gebärden und Bewegungen, kam ihr die Auffassung. Es war kein Zagen und kein Schwanken mehr in ihr. Auch nicht, als der Glockengießer auf die Bühne trat. Ganz natürlich, als könnte es gar

nicht anders sein, kniete sie neben dem Zusammenbrechenden nieder und sprach auf seine Frage „Wie aber kam ich, sag' mir doch, hierher?":

„Das, lieber Fremdling, wüßt' ich nicht zu sagen.
Doch laß es dich nicht kümmern, wie's geschah.
Lehn' — hier ist Moos und Heu — darauf dein Haupt
Und ruh' dich aus! Der Ruh' wirst du bedürfen."

Sie war „im Zuge". Sie wußte selbst, es glückte! Es kümmerte sie nicht, daß man mit der Dichtung ziemlich willkürlich umgesprungen war, daß der Rotstift des Herrn Direktors unheimlich gewaltet hatte, daß der Pfarrer und der Schulmeister und der Barbier ihm zum Opfer gefallen waren, da wohl das Personal nicht ausreichte — sie merkte es kaum. Nur das fühlte sie, daß sie in dem Glockengießer Sickels einen ebenbürtigen Partner hatte, daß auch sie ihm gewachsen und daß der Nickelmann mindestens nicht schlecht war. Es mußte — frohlockte es in ihr — ein Zusammenspiel geben, das sich sehen lassen konnte.

So ging wie im Fluge fast, ohne Unterbrechung durch den direktorialen Regisseur, der erste Akt zu Ende. Jubelnd kündete sie auf des Nickelmanns Werbung:

„Und ist deine Krone von eitel Saphir,
So laß deine Töchter prunken mit ihr.
Meine güldenen Haare, die lieb' ich viel mehr,
Die sind meine Krone und drücken nicht schwer.
Und ist von Korallen dein Schrein und dein Tisch:
Was soll mir ein Leben bei Molch und bei Fisch —"

Und jubelnd warf sie die Arme hoch:

„— ins Menschenland!"

Als endlich das letzte wimmernde „Quorax — Brekekex" des Nickelmanns verhallt war, lag auf einen

Augenblick ein tiefes Schweigen über der Bühne. Dann kam der Direktor auf Dorothea zu, mit einer großartigen Geste, mit abgenommenem Hut.

„Gratulor! Gratulor! Ich wußte ja, daß unser Edgar Maurer mir keine Stümperin empfohlen hatte, ich hatte Vertrauen. Aber meine Erwartungen sind übertroffen. Meine Hochachtung, Fräulein Linden! Was, lieber Sickel? Nicht wahr, Basser — sagt's doch nur, sprecht's doch nur aus: ihr seid gleich mir überrascht!"

Es war wie eine kleine Gratulationscour um Dorothea. Und sie stand, nun doch ein Lächeln der Verlegenheit auf den Lippen, in ihrer großen, inneren Erregtheit wie ein schönes Bild, wehrte bescheiden ab und war ganz von Glück erfüllt. Als Sickel ihr die Hand drückte, neigte sie ein wenig den Kopf, fast wie demütig; aber sie hob ihn gleich wieder und sah mit großen, strahlenden Augen um sich: „War's wirklich gut? Es soll noch besser werden!"

Auch die andern Akte spielten sich glatt herunter. Freilich nicht so ganz ohne Stockungen wie der erste. Dorothea selbst war nicht immer völlig sicher, der gute Kastengeist mußte hier helfen, dann und wann sprang ihr auch Sickel geschickt zu Hilfe. Aber sie empfand doch: es sind nur Lücken, die zu füllen blieben! Erst zum Schluß fand sie ganz die Sicherheit wieder, die sie im ersten Akt erfüllt hatte, fand die aus dem Herzen quellenden, in die Herzen dringenden Töne:

„In tiefer Nacht mutterseelenallein
Kämm' ich mein goldenes Haar,
Schön, schön Rautendelein!
Die Vögelein reisen, die Nebel ziehn,
Die Heidefeuer verlassen glühn —"

bis zum letzten Abschied, bis zum letzten Kuß auf die Lippen des sterbenden Geliebten, bis zum letzten klagenden: „Heinrich —“

Herr Neesemann hatte wiederholt mit Stentorstimme dazwischen gewettert, besonders die armen Elfen hatten eine schwere Viertelstunde durchzukosten gehabt. Es waren freilich ziemlich ehrwürdige Damen, die sich nur schwer in ihre luftigen Rollen hineindenken konnten. „Kinder, ihr seid wie die Mehlsäcke! Grazie, teure Mathilde, oder ich werde Ihnen Beine machen! Himmelkreuzdonnerwetter, ist das eine Hopserei! Noch einmal, Fräulein Gagert — bitte, nur heraus mit der Sprache! Hier wird nicht markiert! Lauter! Lauter!“ Auch die alte Wittichen hatte ihr Teil abbekommen. „Was murmeln Sie denn da eigentlich für einen Dialekt? Schlesisch hat's der Dichter geschrieben! Schlesisch, Frau Hulbrich, schlesisch! Was, Sie können nicht Schlesisch? Eine Schauspielerin muß jeden Dialekt beherrschen, und wenn der Autor Botokudisch vorschreibt, so hat sie eben Botokudisch zu lernen. Verstanden?“

Aber als die letzten Worte gefallen und er kommandiert hatte: „Fetzen herunter!“, wurde Herr Neesemann wieder eitel Zucker.

„Herrschaften, das gibt eine Komödie, die uns ein Dutzend ausverkaufter Häuser bringt. Famos, lieber Sickel! Ausgezeichnet, Fräulein Linden! Morgen um zwölf Uhr Kostümprobe. Ich freue mich wie ein Kind darauf, Sie im Kostüm zu sehen, Fräulein Linden. Nur recht lose, recht locker, recht fließende Falten — Ihre schöne Gestalt muß ordentlich zur Geltung kommen. Seh' einer mal an — ich glaube gar, Sie werden rot,

mein Kind! Unsinn: eine Schauspielerin muß so schön aussehen wie nur immer möglich. Denken Sie an Goethe, daran, was er in seiner ‚Stella‘ sagt: ‚Die Gestalt des Menschen ist der Text zu allem, was sich über ihn sagen und empfinden läßt!‘ Unser gewaltiger Goethe! Ja — und hier habe ich für Sie noch eine Ueberraschung.“ Er griff in die Brusttasche. „Ich wollte die heutige Probe erst abwarten, ehe ich Ihnen diese Rolle anvertraute. Die ‚Fedora‘ von Sardou! Eine Bombenrolle, eine der großen Rollen der großen Duse. Was machen Sie denn für ein Gesicht? Freuen sollen Sie sich!“

„Aber, Herr Direktor, die ‚Fedora‘ steht nicht auf meinem Repertoire.“

„Weiß! Weiß! Ich will ja auch nicht drängen. Sie sollen Zeit haben — drei, vier Tage. Ja — addio, Herrschaften! Addio!“ —

So starke Sorge Dorothea vor der ersten Probe gehabt hatte, das eigentliche „Lampenfieber“, das dem Anfänger fast nie erspart bleibt, das aber auch manchen routinierten Schauspieler immer aufs neue befällt, blieb ihr fern. Sie war ganz ruhig, sowohl während des ganzen Tages vor der Aufführung wie am Abend selbst. Sie memorierte, feilte, änderte noch einiges an ihrem Kostüm, das Minnas geschickte Hände schon vorbereitet hatten, ging zur Probe, speiste mit gutem Appetit, memorierte wieder — es war ihr fast ein Tag wie alle andern. Als Sickel sie fragte: „Gar keine Angst, Fräulein Linden?“, lächelte sie ganz ruhig und schüttelte den Kopf: „Gar nicht!“

Fast wunderte sie sich selber, wie kühl sie dem Ereignis — ein Ereignis war es doch für sie! —

gegenüberstand. Fast so, als ob etwas von Minnas stoischer Ruhe auf sie übergegangen wäre. Die saß auch auf ihrem Parkettplatz in der letzten Reihe und dachte nur: ‚Gnä' Fräulein wird's schon schön machen. Schöner, als das dumme Volk verdient.'

Und doch sollte Dorotheas Ruhe an diesem Abend noch auf die stärkste Probe gestellt werden.

Während des ersten Aktes sah sie vom Publikum so gut wie nichts. Es erschien ihr wie eine schwarze, dumpfe Masse. Sie hörte nur beiläufig hinter den Kulissen, daß das Haus für Neumöller Verhältnisse glänzend besucht wäre, und sie empfand mehr, als sie's direkt vernahm, daß sie Kontakt mit den Hörern gewann. Es war bisweilen wie ein Raunen, das aus dem Saale heraufklang. Erst der lebhafte Beifall am Aktschluß packte sie stärker. Aber auch, als der Glockengießer links, der Nickelmann rechts ihr Rautendelein zwischen sich nahmen und vor die Rampe zogen, als sie sich verneigte und der Beifall noch einmal anschwoll, auch da dachte sie eigentlich nicht an das vielköpfige Ungeheuer zu ihren Füßen, sondern es schoß ihr plötzlich durch den Sinn: ‚Wenn das Mutterchen erlebt hätte!'

In der ersten Hälfte des zweiten Aktes ist das Rautendelein nicht beschäftigt. Dorothea war in der kümmerlichen Damengarderobe und mußte ihr phantastisches Gewand in Hast mit dem der schlesischen Magd vertauschen. Die Enge des Raumes war ihr lästig, und sie mußte sich überwinden, sich in Gegenwart der Kolleginnen umzukleiden. Ihre Stimmung sank ein wenig. Auch das Wispern der drei, vier Frauen um sich herum störte sie; die eine kam und bat sie um

ein Schminktuch, um ihr „Lederzeug anzustreichen“, welchen schönen Ausdruck für das Gesichtschminken Dorothea zuerst gar nicht verstand, die zweite suchte geräuschvoll nach Nadeln, die dritte zankte sich mit dem Friseur. Dazwischen ging allerlei Klatsch und Lachen herüber und hinüber. So hörte sie auch, so wenig sie darauf achtete: „Na ja, der ganze landwirtschaftliche Verein ist im Hause — hatte heute Sitzung — die Gutsbesitzer aus der Umgebung“ — ein paar Namen fielen — „nette Leutchen darunter — höchst spendabel —“ Vielleicht war's auch eine leise Anspielung gegen sie: „Bilde dir nur nicht ein, daß das Haus so gut gefüllt ist, weil ausgerechnet Dorothea Linden als Debütantin auftritt!“ Was verschlug's?

Auch als sie dann wieder auf die Bühne mußte, achtete sie nicht auf das Publikum. Sie stand zuerst mit ihrem Beerenkorb bescheiden im Hintergrunde; sie war darauf ganz mit ihrer Rolle beschäftigt und hantierte am Herde —

„Glimmerfunken im Aschenrauch,
Knistern unterm Lebenshauch.
Brich hervor, du roter Wind,
Bin, wie du, ein Heidenkind —
Surre, surre, singe!“

Dann kam das schöne Zwiegespräch mit Heinrich, dem kranken Glockengießer —

Mit einem Male aber, ganz plötzlich, als sie sich zufällig dem Zuschauerraum zuwandte, auf einen Augenblick nur, sah sie in der Mitte der ersten Reihe ein Gesicht! Sah nur das eine —

Es war wie ein Zauber! Es war wie ein Schlag!

Dort, gerade vor ihr, hart rechts hinter dem niedrigen Souffleurkasten, saß der, den sie geliebt! Er, der im fernen Südwest, auf öder Steppe, sein Blut gelassen, der in fremder Erde ruhte! Saß weit vornüber gebeugt, und seine Augen hafteten mit heißem Glanz auf ihr. — Sie hatte gerade gesprochen:

„Meister, schlummre ein!
Wachst du auf, so bist du mein.
Wünschlicher Gedanken Stärke
Wirk' indes am Heilungswerke —"

So gewaltig war der Schreck, der sie durchraste, daß ihr die Sinne schwanden. Sie suchte mit den Händen nach einer Stütze; sie griff nach der Herdplatte, sie sank in die Knie —

Weitersprechen konnte sie nicht. Zweimal hörte sie, wie im Traum, daß die Souffleuse ihr das nächste Wort gab: „Schätze — Schätze, verwunschene —"

Es war ja nur ein Moment, war nur der Bruchteil einer Minute. Dann kam ihr die Besinnung zurück. Ein Phantom hatte sie getäuscht, eine flüchtige Aehnlichkeit hatte sie genarrt.

Sie richtete sich auf. Aber die Knie zitterten unter ihr. Mühselig zwang sie sich:

„Schätze, verwunschene, wollen zum Licht,
Unten in Tiefen leuchten sie nicht.
Glühende Hunde bellen umsunst,
Winseln und weichen mutiger Kunst.
Aber wir dienen froh und bereit,
Weil uns beherrschet, der uns befreit —"

Und dann stand sie und wagte die Augen nicht aufzuschlagen.

„Eins, zwei, drei: so bist du neu,
Und im Neuen bist du frei."

Es war ein Glück, daß nun gleich Frau Magda eintrat, daß dann nach wenigen Worten der Vorhang fiel.

Dorothea stand noch immer, während draußen der Beifall brauste. Sickel — Meister Heinrich — war schon von seinem Lager aufgesprungen. Der Direktor kam quer über die Bühne: „Hören Sie doch nur, wie sie klatschen. Das gilt unserm Rautendelein! Famos waren Sie — und nun gar die feine Nuance, die Sie da zuletzt herausbrachten, mit der köstlichen Verwirrung, als Sie da am Herd niedersanken. Einfach großartig! Fetzen hoch! Fetzen hoch! — Die Leutchen wollen Sie sehen!“

„Eine köstliche Nuance“ nannte man das, was ihr innerstes Erleben war! Eine Nuance — einen schauspielerischen Trick vielleicht —

Da war Neesemann aber schon in großen Sprüngen hinter der rechten Seitenkulisse verschwunden. Der Vorhang rauschte empor, senkte sich, hob sich noch einmal und zum drittenmal — wahrscheinlich stand jetzt der Direktor selbst neben dem Vorhangsmann und wies ihn an, durch beschleunigtes Heben und Senken des „Fetzens“ den Beifall des Publikums noch besonders „herauszukitzeln“.

Der Vorhang rauschte empor, und Dorothea mußte sich immer wieder verneigen. Ganz mechanisch tat sie es, wieder und wieder. Ihre Augen irrten über den Saal, aber sie vermochte nichts dort unten zu unterscheiden. Ein Schleier lag vor ihrem Blick.

„Umkleiden! Fräulein Linden — bitte! Es ist höchste Zeit!“

Richtig, sie mußte ja den Magdsrock für den nächsten Akt wieder mit dem wallenden Rautendelein-kostüm vertauschen. Jawohl! Natürlich! Großer Gott im Himmel — und dann weiterspielen — weiterspielen.

Bei dem Umkleiden wurde sie doch ruhiger. Es war ein Schemen gewesen, der sie erschreckt hatte. Ein Spuk ihrer erregten Phantasie! Von einer Zufalls-ähnlichkeit vielleicht geweckt! Daß man sich so täuschen lassen kann! Man mußte dagegen ankämpfen. Mit festem Willen! Die Toten erstehen ja nimmer — nimmer —

Sie wollte über sich selber lächeln, aber das Lächeln erstarb immer aufs neue auf ihren Lippen.

Dann kurz, ehe das Klingelzeichen ertönte, schlich sie sich zum Vorhang und spähte durch das kleine, runde Loch in den Zuschauerraum.

Und da sah sie ihn wieder —

Noch einmal überlief sie ein Schauer.

Aber nun sah sie auch, daß wirklich nur eine Aehnlichkeit sie genarrt hatte. Der Mann dort unten glich freilich dem Toten in einer erstaunlichen Weise. Es war das gleiche, längliche Gesicht mit der scharfen Nase, dem kühn geschnittenen Lippenpaar, dem hell-blonden, dichten Haar. Allein er war um Jahre — um mindestens fünf Jahre älter, als Konrad heute sein könnte. Und neben aller Aehnlichkeit doch auch sonst so viele Unterschiede! Das Kinn viel ausgeprägter, die Stirn von zwei wagerechten Falten durchfurcht, auch um die Augen kleine Falten und Fältchen, die sich fast bis zu den Schläfen hinzogen.

Ein schönes Männergesicht — gewiß! Der Zauber freilich, der auf Konrads Antlitz lag, der herzgewinnende

Reiz — der fehlte ihm! Hier war alles schärfer, energischer —

Freier und unbefangener spielte Dorothea weiter, fühlte wieder, wie gut ihr es glückte, fühlte sich getragen durch jenes geheimnisvolle Fluidum, das sich im Gelingen zwischen Darsteller und Zuschauer bildet. Wohl begegnete sie noch ein-, zweimal den Blicken des Mannes dort unten, der sie so stark an erstorbenes Glück gemahnt hatte. Aber er konnte jetzt ihre Fassung nicht mehr gefährden. Im Gegenteil: vielleicht klang durch diese Erinnerung gerade eine Saite in ihrer Seele auf, die ihrem Spiel besondere Stimmung gab. Die Stimmung, die zu dem Rautendelein des letzten Aktes, dem Rautendelein, das Abschied nehmen mußte von dem Geliebten, paßte —

„In tiefer Nacht mutterseelenallein
Kämm' ich mein goldenes Haar,
Schön, schön Rautendelein!
Die Vöglein reisen, die Nebel ziehn,
Die Heidefeuer verlassen glühn —"

Fünf-, sechsmal mußte nach dem Schluß der Vorhang hinauf. Der Erfolg wurde zu einem Triumph, und der Triumph galt in erster Linie der jungen Debütantin!

Als Dorothea endlich, wie in einem klingenden Glücksrausch, von der Bühne zur Garderobe ging, fand sie vor der Tür die Frau Direktorin. Hochaufgerichtet stand der „lange Grenadier" und hielt ein paar Blumen in der Hand und sprach in ihrer seltsamen Betonung Grillparzers Worte: „Dein ist die Saat und der Fleiß — darum dein der Lohn des Bewußtseins! — Aber wie Regen und Tau — träuft aus der Höhe der Erfolg!" Sie machte eine kleine Kunstpause, zitierte mit starkem

Schwung Tassos Spruch von den Lorbeerzweigen: „Wem einmal würdig sie das Haupt berührt, dem schweben sie auf ewig um die Stirn!“ — und schloß prosaisch, aber doch nicht ohne Rührung: „Na ja, Rautendelein — und wenn Sie mal irgendwo auf einer ganz großen Bühne Erfolg und Lorbeeren ernten, dann denken Sie an unser kleines Neumöller und an die alten Neesemanns zurück!“

Viertes Kapitel.

Die Stadt Neumöller erfreute sich zweier Lokalblätter. Das eine war der „Kreisanzeiger“, amtlich, würdevoll — „ahnständig“, wie Frau Direktor sagte; das andre, das „Neumöller Tageblatt“, stand weit links, kokettierte bisweilen sogar mit den Sozis, liebte es, seine spärlichen Leser mit kleinen Skandälchen zu unterhalten, „frech und uhnverschämt“ nannte es der lange Grenadier. Im übrigen bestand jede Nummer hüben und drüben aus zwei und einer halben Seite Text und sehr vielen Inseratenseiten; auf den letzteren wurden die besten Heringe, die dicksten Kartoffeln, wurden Butter und Margarine mit mehr oder minderem Erfolg von den verschiedensten Seiten angezeigt; auf den ersteren vereinten die Herren Redakteure mit Hilfe von Schere und Kleistertopf die neuesten und allerneuesten Ereignisse der Weltgeschichte, wie sie die großen politischen Zeitungen der respektiven Parteirichtungen widergespiegelt hatten. Daß dabei sowohl der Kreisanzeiger wie das Tageblatt

jedesmal um sechsunddreißig Stunden nachhinkten, tat der Liebe keinen Eintrag.

Beide Blätter brachten aber auch Theaterkritiken. Im Kreisanzeiger berichtete unter dem Pseudonym Talma Herr Oberlehrer Doktor Wolfgang Tudichum über die hehre Kunst; ein wackerer, „ahnständiger" Herr in gesetzterem Alter, den sich Herr Direktor Neesemann klugerweise dadurch zu Dank verpflichtet hatte, daß er vor zwei Jahren sein Römerdrama Tarquinius aufgeführt hatte, „angefertigt mit der berühmten Jambenspritze", wie Herr Neesemann, noch in der Erinnerung schaudernd, zu sagen pflegte. Im Tageblatt schlachtete Herr Fritz Spritze den Neesemannschen Thespiskarren im ganzen und alle Mitglieder der „Schmiere", wie er sich ausdrückte, im einzelnen immer wieder ab — „frech und uhnverschämt".

Beide Weltblätter verhalfen Dorothea zu ihren ersten Kritiken.

Herr Oberlehrer Doktor Wolfgang Tudichum verbreitete sich zuerst ausführlich über Hauptmanns „Versunkene Glocke", die er ein Produkt minderer Poetik nannte, mit unklarer Charakterzeichnung und schlottrigen Versen. Herr Hauptmann möchte sich etwas eingehender mit Shakespeare einerseits, mit Goethe anderseits beschäftigen. Immerhin wäre das Märchenspiel nicht uninteressant, und man müßte der rührigen Direktion dankbar sein, daß sie den kunstfrohen hiesigen Kreisen endlich die Kenntnis des phantastischen Zauberspuks erschlossen hätte. Dann hieß es weiter: „Das eigentliche Ereignis des Abends aber war das Debüt von Fräulein Dorothea Linden. Die junge Dame riß die Zuschauer

vom ersten Augenblick an mit sich fort. Eine blendende Erscheinung, ein herrliches Organ sind ihr von der gütigen Natur verliehen. Vor allem aber erfreute an ihr eine in der jüngeren Bühnengeneration immer seltener werdende Tiefe der Empfindung, die den Intentionen der Dichtung gleichsam vorauszueilen wußte. Sie entzückte und rührte, sie griff tief in unsre Herzen. Es gab Momente, in denen der süße Wohlklang ihrer Stimme geradezu berauschte, andre, in denen die Innigkeit ihres Spiels uns völlig in Bann nahm. Beglückwünschen wir uns zu dieser Schauspielerin, die ohne alle Zweifel sehr bald zu den ersten Sternen der deutschen Bühne gehören wird."

Herr Redakteur Fritz Spritze hatte sich nach berühmten Mustern einen wahrhaft lapidaren Stil angewöhnt. Er schrieb: „Gestern ‚schmierte' uns Reesemanns Kunstinstitut eine ‚Versunkene Glocke'. Ausstattung erbärmlich. Regie trivial. Darstellung — puh! Wie nicht anders zu erwarten. Der Glockengießer Sickel ein paar gute Momente — schade um den Mann. Rautendelein: Fräulein Dorothea Linden. Debütantin. Hübsches Mädel, gerade gewachsen. Mancher nennt sie gewiß schön: Geschmackssache. Volltönendes Organ. Tönt aber zu oft, tönt immerzu. Immerzu! Das hübsche Kind agiert auch immerzu. Immerzu! Kein Maßhalten, Anfängerunart. Brausender Beifall zu konstatieren. Galt zweifellos in erster Linie dem hübschen Mädel, das besonders den zahlreich vertretenen Agrariern (Sitzungstag des Landwirtschaftlichen Vereins) höllisch in die Augen stach. So was sieht man auf den Gutshöfen nicht alle Tage! Will aber nicht aburteilen.

Vielleicht steckt in diesem hübschen Mädel doch noch mehr: wirkliches Temperament vor allem, das bisher kaum erkennbar. Kann erst die Zukunft lehren. Warten wir's ab. Unter Herrn Neesemanns glorreichem Schmierenzepter ist Entfaltung eines Talents freilich schwer. Dixi!"

* * *

Dorothea hatte zuerst den Kreisanzeiger, dann das Tageblatt gelesen. Nun saß sie, die zusammengefalteten Blätter im Schoß, mit zusammengepreßten Lippen.

Die ersten Kritiken —

Sie hätte so gern gelacht. Ein befreiendes Lachen, das fühlte sie, wäre ihr eine Wohltat gewesen. Aber das Lachen kam nicht.

Daß die Kritik im Kreisanzeiger im Grunde nichtssagend war, fühlte sie nur zu deutlich. Hinter den hämischen Worten aber, die Herr Fritz Spritze gefunden hatte, stand doch so etwas wie ein wirkliches Urteil. Und das tat weh — tat der jungen Seele doppelt weh, weil sie ernstlich den Gründen nachsann, auf denen dies Urteil fußen mochte, und weil sie dabei darauf geführt wurde, daß ihr Rautendelein doch wohl noch weit, weit hinter den Intentionen des Dichters zurückblieb. Zu viel Theatralik! Das sagte die Kritik, wenn man sie recht verstand. Zu viel Theatralik, zu wenig Natur.

Und dann stand da noch etwas, was Dorothea zu denken gab: der Zweifel, ob sie das rechte Temperament hätte!

Temperament? Was konnte man nicht alles unter dem Begriff sich vorstellen, von ihm verlangen, in ihn

hineinlegen! Und vielleicht war's schließlich nicht mehr als ein Wort, ein leeres Wort, das sich Herrn Fr. Sp. in die Feder gedrängt hatte, da er just kein andres fand.

Aergern durfte man sich nicht. Aber weiterarbeiten mußte man. Mein Herr Fr. Sp., wir wollen dir schon beweisen, daß die Anfängerin entwicklungsfähig ist — meinethalben auch, daß sie Temperament hat!

Weiterarbeiten —

Jetzt konnte sie wirklich lachen. Aber so recht befreiend war auch dies Lachen nicht.

Da lag ja die Sardousche Fedora. Eine Bombenrolle, wirklich — man mußte dankbar für sie sein. Aber zwölf Bogen, und für übermorgen mittag war schon die erste Probe angesetzt. Dabei mußte sie heute abend im „Wallenstein" die Thekla spielen — gottlob, die Rolle saß! Und morgen gab's wieder die „Versunkene Glocke".

An Arbeit fehlte es also nicht. Blieb nur zu hoffen, daß die Arbeit lohnte, daß der Erfolg mit ihr war.

Wie hatte doch Herr Fritz Spritze geschrieben: „Kann erst die Zukunft lehren. Warten wir's ab!"

Dorothea wollte wieder lachen, aber es wurde ein kleiner Seufzer daraus. Immerhin doch laut genug, daß Minna, die in der Kammer nebenan das duftige Rautendeleinkostüm bügelte, auf einen Augenblick ihr altes, gutes Gesicht durch die Türspalte steckte: „Na ja — gnä' Fräulein haben eben geseufzt. Das hab' ich mir immer gedacht — hier wird noch ville geseufzt werden —"

Aber Dorothea schüttelte den Kopf. „Es war nicht so schlimm gemeint, Minna. Du mußt auch nicht darauf hören, wenn ich mal ein bissel stöhne. — Aber den Theklakragen für heute abend darfst du mir noch zurechtkrausen.“ Es war immer das beste Besänftigungsmittel für Minna, wenn man ihrem Tätigkeitstrieb eine neue Richtung zuwies.

Einen Moment hielt Dorothea die Zeitungsblätter noch in der Hand. Dann legte sie beide auf die Tischplatte — sie wollte zur Fedora greifen. Doch da fesselte, im zufälligen Hinschauen, auf der letzten Seite des Kreisanzeigers ein Inserat ihre ganze Aufmerksamkeit —

Sie starrte auf das Blatt wie in einem Bann. Und dann lachte sie wieder, aber diesmal klang es gallebitter.

Jetzt wußte sie, wer der Mann gewesen war, der sie gestern abend von seinem Parkettplatz aus unverwandt angestiert hatte, der Mann, in dem ihre Phantasie auf eines Atemzugs Länge den geliebten Toten gesehen!

Ludolf Kastrop, der älteste Bruder, der Majoratsherr. Kein andrer —

Daß sie nie daran gedacht hatte, daß ihr nie der Gedanke gekommen war: Schneeholm mußte ja hier in der Nähe liegen! Schneeholm, von dem Konrad so oft mit Begeisterung gesprochen hatte, Schneeholm, das er dabei doch nie ohne Bitterkeit hatte nennen können! Schneeholm mit seinen dunklen Buchenwäldern und dem unergründlich tiefen Evesee, Schneeholm mit dem alten Schloß der Kastrops, in dem sie einst die dänischen Könige willkommen geheißen! Schneeholm, das den

Aeltesten des Geschlechts zum Millionär machte und den jüngeren Geschwistern nur ein karges, ach so karges Almosen gab — ein Bettelbrot!

Da stand es ja — und war's nicht gerade in der Verbindung zum Lachen komisch: „Dominium Schneeholm. Holzauktion am 15. November. Frhrl. v. Kastropsche Gutsverwaltung."

Die nervige, kleine Faust fiel schwer auf das Zeitungsblatt.

Wie sie dies Schneeholm haßte! Wie sie diesen kalten, berechnenden Ludolf Freiherrn von Kastrop, Majoratsherrn auf Schneeholm, haßte! Diesen Mann, dessen enges Herz ihr den Weg zum Glück versperrt hatte, der den eignen Bruder in die Ferne, in den Krieg gejagt!

Vor ihrem geistigen Auge stand plötzlich wieder sein Antlitz — zum Greifen deutlich. Aber sie sah nicht mehr die Aehnlichkeit mit dem geliebten Bruder in diesen Zügen. Sie sah nur die Falten und die Fältchen, die sich fast bis zu den Schläfen hinzogen, sah die zwei wagerechten, tiefen Furchen auf der Stirn. Gleich Kainszeichen erschienen sie ihr —

Am Abend saß Herr von Kastrop wieder im Parkett, wieder wie gestern in der ersten Reihe. Aber diesmal allein; von den andern Grundbesitzern hatte sich keiner eingefunden, sehr zum Leidwesen des „langen Grenadiers" an der Kasse. Das Haus war überhaupt sehr schlecht besucht, und die Vorstellung, fand Dorothea, wirklich im Sinne des Herrn Fritz Spritze, schmierenhaft. Nur der Max Piccolomini Sickels erhob sich über den Durchschnitt, aber auch er hatte etwas eigen

Flattriges, Unsicheres, Ueberhastetes, das sie erstaunen machte.

Daß dieser Herr von Kastrop dort unten saß, was tat es? Es irritierte sie nicht — es durfte sie nicht irritieren. Mochte er doch für sein gutes Geld des zweifelhaften Genusses dieser Vorstellung sich erfreuen. Es war sein gutes Recht.

Und daß er sie wieder und wieder anstarrte, war das nicht schließlich auch sein Recht, bezahlt mit 2,50 Mark! Jeder Lump und jeder Esel erwarb sich für seinen Obolus das gleiche Recht. Auch dies Anstarren durfte sie nicht irritieren — durfte — durfte nicht!

Publikumsrecht — Schauspielerlos! Das war nun einmal nicht anders. Und man kam am besten darüber hinweg, wenn man sich ganz seiner künstlerischen Aufgabe hingab. Ob da unten ein Ludolf Kastrop, Majoratsherr auf Schneeholm, saß — was verschlug's?

Es war ja gewiß auch nur Zufall, der ihn zweimal hintereinander hierhergeführt hatte. Er wollte einen langweiligen Abend in diesem elenden Städtchen ausfüllen — weiter nichts! —

Aber als sie am nächsten Abend die Chaussee zum Schützenhaus hinausging, durch den tiefen Schnee, in empfindlicher Kälte, begegnete sie dem Schlitten mit den beiden Braunen, der gestern nachmittag vor dem „Schwarzen Raben“ gehalten und von dem ihr Frau Halder, das getreue Kastengeistlein, im Vorübergehen gesagt hatte: „Der Schneeholmer! Sind das nicht ein Paar Staatsgäule?“

Die Braunen hatten ein scharfes Tempo. Der Schlitten flog an Dorothea vorüber. Gerade, daß sie

die Pferde erkennen konnte. Vielleicht war der Herr, der selbst kutschierte, gar nicht einmal der Majoratsherr. Vielleicht war's ein Gast von ihm, vielleicht ein Verwalter. Im Grunde: was ging's sie an? Und wenn er's war, ins Theater kam er gewiß nicht. Zum zweitenmal sah er sich die „Versunkene Glocke" nicht an.

Sie irrte. Er saß wieder in der ersten Reihe.

Und diesmal mußte sie es als eine Absicht erkennen: er kam um ihretwillen. Wenn sie sich das hätte ableugnen wollen, würde es ihr ein Scherzwort des Nickelmanns klar gemacht haben. Herr Basser trat gerade, ehe der Vorhang aufging, vom Guckloch zurück und nickte ihr mit einer scheußlichen Grimasse, die gut zu seiner Maske paßte, zu, während er sich in sein Brunnenverließ verkroch: „Schau, schau, schön Rautendelein! Die Hauptmannsche Poesie zieht sogar die Agrarier wieder ins Haus — natürlich nur die Poesie, schön, schön Rautendelein! Der Majoratsherr auf Schneeholm — schau — schau!"

Diesmal irritierte es sie doch. Sie mußte stark gegen sich ankämpfen. Nicht einen Blick warf sie in den Zuschauerraum. Dieser Mann dort unten sollte nicht etwa denken, daß sie sein wiederholtes Kommen auch nur bemerkte!

Es war überhaupt ein Unglücksabend.

Schon im ersten Akt fühlte sie, daß ihr Partner anders war als vorgestern. Er schien nicht recht bei der Sache. Ein paarmal verfehlte er den Einsatz, dann und wann mußte die Souffleuse stark helfen, bisweilen starrte Sickel wie hilflos zwischen die Kulissen. Er riß sich zwar immer wieder zusammen, aber Dorothea merkte

ihm an, daß ihm das Weiterspielen große Ueberwindung kostete. Einmal fragte sie ihn: „Fühlen Sie sich nicht wohl, Herr Sickel?" Da schüttelte er den Kopf, ohne sie anzusehen.

Im zweiten und dritten Akt ging es besser. Aber als sie in der ersten Szene des dritten Aktes wartend zwischen den Kulissen stand, sah sie mit Schrecken, daß Sickel sich kaum aufrechthalten konnte. Er sprach ganz undeutlich, ließ einzelne Verse aus, und nur die Gewandtheit Bassers rettete ihn.

Neben Dorothea stand Herr Neesemann. In ihrer Angst fragte sie: „Sickel ist krank. Wie soll das nun werden?"

Aber der Direktor schüttelte den Kopf. „Krank — nee! Er hat nur wieder mal seinen bösen Tag."

Da mußte sie auch schon heraus, ihr Stichwort fiel. Mußte sich über ihn beugen: „Was hast du, Liebster?" Und im selben Augenblick wurde ihr das Entsetzliche klar —

Eine Wolke von Weindunst schlug ihr entgegen. Und lallend nur, und gerade darum mit so schrecklicher Wahrheit, sprach Sickel, sprach Heinrich:

„Ich lag wohl hier und fror —
Ohnmächtig, leer an Kraft, mit müdem Herzschlag —
Da drangen finstere Mächte bei mir ein —
Ich ward ihr Opfer, und sie quälten mich,
Sie würgten mich —"

Sprach's und sah ihr mit verglasten Augen ins Gesicht, so unendlich traurig, als ob der Wein ihm die schreckliche Wirklichkeit des Geschehens nicht aus dem Bewußtsein gelöscht hätte.

Weiterspielen?!

Es mußte ja sein. Es war Pflicht, harte, erbarmungslose Pflicht.

Es mußte gehen! Der Widerwille, das Entsetzen mußten überwunden, niedergekämpft werden!

Und es ging. Ging — so gut oder schlecht es eben gehen konnte.

Als Dorothea im letzten Zwischenakt an dem Direktor vorüberkam, griff er wie mitleidvoll nach ihrer Hand. „Sie armes Kind! Ich fühle, wie schwer es Ihnen wird. Aber haben Sie Erbarmen mit dem unglücklichen Mann. Er würde eine Zierde jeder Hofbühne sein, wenn nicht — es ist eine furchtbare Tragik —“

Sie konnte nur den Kopf neigen. Ja — es war eine furchtbare Tragik.

Nun war endlich, endlich die Komödie zu Ende, der Vorhang zum letztenmal gefallen. Dorothea stürzte nach der Garderobe. Da stand im engen Gang der lange Grenadier, die Frau Direktor. Auf ihrem Gesicht stand die Erregung, die heute alle Mitglieder beherrschte — der Dank: Gottlob, daß das vorbei ist. Auch sie hatte ja wohl gezittert, ob nicht das Spiel vor dem Schluß abgebrochen werden müßte, ob nicht die Zuschauer merken würden, wie mühselig alle Mitwirkenden dem unglücklichen Mann von Szene zu Szene weiterhalfen.

Als Frau Neesemann aber Dorothea erkannte, ging ein kleines, neckisches Leuchten über ihr Gesicht. Sie drehte mit einer launigen Gebärde den Daumen der linken Hand nach der Garderobentür und hatte selbstverständlich gleich ein Zitat: „Blumen, die der Lenz

geboren, streu' ich dir in deinen Schoß! Ei, ei, schön Rautendelein —"

Da hatte Dorothea auch schon aufgeklinkt und sah, worauf die Worte und das Lächeln zielten: auf ihrem Toilettentisch stand ein riesengroßer Korb mit La France-Rosen, leuchtend und duftend in herrlicher Frische. Das Blut strömte ihr ins Gesicht. Sie wußte ja sofort, wer der Spender war.

Im ersten Augenblick schoß es ihr durch den Sinn: reiße die Blumen heraus und tritt sie mit Füßen! Wirf sie auf die Straße, in den Schnee, vor seinen Schlitten —

Dieser Unverschämte!

Dann kam das bittere Gefühl: du bist die Komödiantin, der jedweder Blumen schenken darf! Auch das ist jedwedes Recht, erkauft um die elenden Eintrittssilberlinge. Komödiantin — Freiwild!

Sie griff mit zitternden Händen in die Blütenpracht, sie zerrte an den Rosen —

„Aber Fräulein Linden! Was haben Sie denn nur — diese herrlichen La France!" rief die kleine Grete Müller, der eine Zwerg vom Nebentisch. Und Frau Hulbrich, die Wittichen, die noch nicht abgeschminkt war, kam angetrippelt, steckte ihre Runzelnase in den Korb und jammerte: „Die schönen, schönen Rosen —"

Ein Schauer roter Blütenblätter glitt zur Erde.

Dann riß Dorothea plötzlich das ganze Arrangement auseinander und warf jeder der Kolleginnen, rechts und links, eine Handvoll Rosen zu. „Da! Da! Bitte, ich mag sie nicht! Ich will sie nicht!"

Nachher aber — es hatte heute merkwürdig lange gedauert, bis sie fertig war, und Minna, die ihr beim

Umkleiden half, brummte schon — nachher aber, als sie endlich gehen wollte, sah sie noch eine einzelne Knospe auf ihrem Tisch liegen. Sie gab sich selber keine Rechenschaft. Sie dachte nur flüchtig: ‚Das arme Ding!', nahm sie auf und steckte sie in ihren Muff. So trug sie die Knospe mit nach Hause — und vergaß sie; todmüde, wie sie war, körperlich überanstrengt, geistig niedergedrückt.

Aber als sie am andern Morgen erwachte, stand die Rose in einem kleinen Glase vor ihrem Bett. Und Minna war sehr stolz auf ihr Rettungswerk. „Gnä' Fräulein, was kann die arme Rose dafür? Schauen Sie doch nur, wie schön sie aufgeblüht ist über Nacht."

* * *

Das Repertoire erlitt eine empfindliche Störung. Sickel hatte sich krank gemeldet. Der Direktor raste: „Gerade, wo wir so schön im Zuge waren, packt es ihn wieder. Ach, Fräulein Linden, was habe ich mit dem Manne schon alles durchgemacht. Der nüchternste Mensch von der Welt, aber alle Vierteljahre muß er sich einmal austoben, ausrasen, alle Vierteljahre rennt er einmal in sein Unglück. Und dabei muß man Mitleid mit dem armen Kerl haben. Sie können gar nicht ahnen, wie er leidet! Wie er jedesmal bereut, welche Vorsätze er faßt, wie er dann ringt und kämpft — und immer vergeblich."

Kleine Einakter mußten aushelfen, alte Possen und Schwänke. Man sah so recht, in welchem Maße Sickel der Träger des Repertoires war.

Es gab „brechend" leere Häuser. Basser deklamierte einmal: „Wir sind heut in der Mehrzahl, wenn's zum Gefecht kommt!" Frau Hulbrich fragte höhnend: „Ist's heut voll?", worauf Hanna Bargell, die Naive, spöttisch zurückgab: „Jawohl — jammervoll!" und der Direktor selber, in bitterer Ironie, ergänzte: „Einige Plätze, Herrschaften, sind recht gut besetzt." Oder Basser schlich auf den Zehenspitzen zum Vorhang, guckte hinaus und sagte mit Grabesstimme: „Wo ist denn heut Publikums?" und irgend jemand antwortete aus der ersten Kulisse ebenso schmerzensreich: „Er ist hinausgegangen."

Komödiantenhumor —

Dorothea sah wohl: die Kollegen nahmen nichts tragisch. Immer gab's heiteres Lachen, stets fand der eine oder der andre einen guten Witz. Und wenn die älteste Anekdote neu aufgewärmt wurde — fröhlichen Beifall gewann sie sich immer.

Aber für sie kam zuvielerlei zusammen, das auf sie drückte.

In den ersten Tagen hatten die überraschenden Erfolge sie über alles Kleine und Kleinliche hinweggetragen, der Beifallsjubel und doch auch die stumme oder laute Anerkennung der Kollegen. Das Neue hatte seine besonderen Reize für sie gehabt. Nun aber drückte und zwängte dasselbe Neue sie von allen Seiten her. Der Abstand gegen früher kam ihr mehr und mehr zum Bewußtsein. Die äußerliche Enge des neuen Daseins begann sie zu quälen. Ganz wörtlich genommen: die Enge. Mutter hatte in den letzten Jahren ja auch in sehr bescheidenen Verhältnissen gelebt, aber sie hatte doch einen standesgemäßen, vor allem einen geregelten

Haushalt geführt. Das wollte Dorothea jetzt in den beiden kleinen Stübchen, die sie mit Minna teilen mußte, nicht glücken. Sie empfand dumpf, was ein Bohêmeleben bedeutete: etwas wie eine Zigeunerwirtschaft war's doch. Das Studium und die Proben, diese täglichen endlosen Proben machten schon die regelmäßigen Mahlzeiten unmöglich; in den beschränkten Räumen duftete es bald nach der Küche, bald nach Wäsche und Plätteisen; die fünf Gören der guten Frau Thomsen vollführten tagsüber einen entsetzlichen Lärm, der jüngste Malermeisterwurm respektierte die Nachtstunden nicht, in der oberen Etage schien sich die höhere Tochter des Magistratssekretärs Trübener zur Pianistin auszubilden. Und dabei hieß es fast täglich eine neue Rolle lernen!

Die Enge — die Enge! Bis auf die Garderobe erstreckte sich dies Gefühl des Eingeschnürtseins. Immer aufs neue überlief Dorothea ein Gefühl der Scham, wenn sie sich vor den Kolleginnen umkleiden mußte, die so gar nichts davon zu ahnen schienen, daß die Gemeinsamkeit genieren könnte; die ihre großen und kleinen Toilettenkünste ohne Bedenken in Gegenwart der andern vornahmen, sich gegenseitig halfen und immer noch ein Scherzwort dabei fanden. Ach, nur eine Garderobe für sich zu haben, und wenn der Raum noch so winzig gewesen wäre!

Das waren schließlich Aeußerlichkeiten. Aber es gab noch eine andre Enge, die schwerer drückte, und für die Dorothea erst allmählich das Bewußtsein aufging: daß sie in einen Stand eingetreten war, der — mindestens in der Kleinstadt — eine Kaste für sich bildete, auf sich allein angewiesen war, fast ohne Berührung mit der

besseren Gesellschaft blieb. Es war wirklich nicht anders. Der gute, dicke Basser mochte seinen Stammtisch im „Schwarzen Raben“ haben, an dem er als Witzbold glänzte und den Spießern imponierte, sich wohl auch gelegentlich Ende des Monats die Zeche bezahlen ließ; von der kleinen Naiven erzählte man sich lachend, daß sie freundschaftliche Beziehungen zu einem flotten Assessor unterhielte — sonst kamen die „Speelers“ mit andern Schichten der Kleinstadtbevölkerung kaum in Berührung. Sie führten ihr Leben für sich.

Es war unter ihnen eigentlich nur einer, dem Dorothea sich gesellschaftlich ebenbürtig fühlte, nur einer, dem sie sich auch geistig für verwandt hielt. Gerade dieser eine aber erschien ihr wieder als ein Beweis dafür, wie leicht die Bahn dieses Bohèmelebens dem Abgrund zuführen mochte.

Und schließlich quälte es sie, mehr als sie sich selber gestehen mochte, daß die Huldigungen des Herrn von Kastrop kein Ende finden wollten. In jeder Vorstellung, in der sie auftrat, sah sie sein ernstes Gesicht. War sie nur zu einem Teil des Abends beschäftigt, so kam er spät und verließ das Haus fast unmitttelbar, nachdem sie von der Bühne abgetreten war. Und in jeder Woche ein- oder zweimal fand sie in der Garderobe ein großes Blumenarrangement.

Sie konnte sich ja eigentlich nicht beklagen; er war ihr noch nie durch den Versuch einer persönlichen Annäherung lästig gefallen. Aber schon das leise Flüstern der Kollegen, das versteckte Lächeln, das ihm galt und ihr, reizten sie bis aufs Blut. Es schrie etwas in ihr: Er soll es nur wagen! Und zugleich sehnte sie doch

den Augenblick herbei, in dem sie ihm ins Gesicht schleudern könnte, wie sie ihn haßte! Haßte! —

Endlich meldete sich Sickel gesund. Als er ihr zum erstenmal bei der lange verschobenen Probe der Fedora gegenübertrat, erschrak sie über sein Aussehen. Das Antlitz war wie verwüstet, die Augen lagen tief und waren völlig glanzlos; der ganze Mann schien gebrochen. Auch das herrliche Organ klang zuerst matt. Aber es war, als richtete er sich an seiner Aufgabe auf; von Szene zu Szene hob sich sein Spiel, und am Schluß hatte auch seine Stimme den alten, vollen Klang zurückgewonnen.

Das Stück hatte für Dorothea viel Fesselndes, die Rolle war so überaus dankbar; sie hatte freilich auch für ihr mädchenhaftes Empfinden viel Peinliches. Doch das mußte überwunden werden — auch da gilt ja wieder: dem Beruf sein Opfer! Sie spielte mit voller Hingebung.

Nach der heißen Schlußszene des dritten Aktes fügte es der Zufall, daß sie auf ein paar Augenblicke mit Sickel allein war. Es berührte sie ganz merkwürdig: soeben hatte sie draußen auf der Bühne an seiner Brust gelegen — jetzt standen sie sich im Halbdunkel gegenüber wie zwei fremde Menschen. Dort Fürstin Fedora Romazoff und Graf Boris Ipanoff — hier Dorothea Linden und Willibald Sickel.

Irgendeine Tür stand auf, es zog und war schneidend kalt. Er sah, daß sie fröstelte, lief nach der Garderobe, kam mit einem Tuch zurück und legte es ihr um die Schultern. Und dann, als sie dankte, sah er sich scheu um, ob auch niemand in der Nähe, griff nach ihrer

Hand, führte sie an die Lippen und bat: „Verzeihen Sie mir, Fräulein Linden —“

In ihr bebte noch die Erregung des Spiels nach. Aber sie faßte sich.

„Ich habe nichts zu verzeihen.“

„Doch! Doch! Mir ist's nach solchen Unglückstagen immer, als müßte ich alle Welt um Vergebung bitten. Sie aber besonders, Fräulein Linden. In all meinem Unglück habe ich an jenem entsetzlichen Abend wohl gefühlt, wie Sie litten — unter mir —“

Es lag etwas tief Demütiges in seiner Bitte, etwas in das Herz Greifendes.

Sie gab ihm die Hand. Auf eines Augenblicks Länge hielt er sie fest. „Ich danke Ihnen,“ sagte er leise. „Versagen Sie einem Unglücklichen nicht Ihre Achtung.“

Da kam Basser vorbei und schlug Sickel leicht auf die Schulter. „Na, mein Alterchen, wieder wohlauf? Wir sehen's mit Freude!“ Die wehmütige Stimmung des Augenblicks war gestört. Aber ihr Nachhall blieb.

Ende des Monats siedelte die ganze Truppe nach Tenburg über. Neumöller war vorläufig etwas „abgegrast“; die hohe Direktion versprach sich von der „Luftveränderung“ goldne Berge, und auch die Kollegen beiderlei Geschlechts begrüßten sie fast ohne Ausnahme mit Freuden. Schon weil es eine Veränderung war. „Ewiges Einerlei widersteht. Veränderung nur ist das Salz des Vergnügens,“ zitierte Basser aus „Kabale und Liebe“, als die Karawane — denn eine kleine Karawane war's — sich auf dem

Bahnhof in die bestellten Kupees dritter Klasse zwängte. „Auf nach Valencia!"

Nur eine grollte. Minna! Denn Minna mußte zurückbleiben. Eigentlich hatte sie's selber verschuldet. Sie war groß im Rechnen, und sie hatte dem gnä' Fräulein ziffernmäßig nachgewiesen, daß „man" nicht auskam, bei aller Einschränkung nicht auskam! Schon zweimal hatte die Sparkasse, in der Dorothea ihre letzten paar Tausend Mark deponiert, „angezapft" werden müssen. Einmal brauchte das gnä' Fräulein ein Direktorialkostüm für „Madame Sans Gêne", und einmal fehlte das Geld zur Miete. Gnä' Fräulein konnte und konnte eben nicht sparen. Es gab einen kleinen Krach. Und als Minna hörte, daß man in Tenburg im Hotel wohnen müsse, stieg vor ihrem geistigen Auge plötzlich die Rechnung aus dem „Schwarzen Raben" empor. „Ich geh' nicht mit!" hatte sie erklärt. Und wenn sie's nun auch noch so sehr bereute, abhandeln ließ sie sich nichts. Aber sie wahrsagte Unheil — Unheil — Unheil —

Es schien durchaus, daß Minna unrecht mit ihren düsteren Prophezeiungen hätte. Tenburg gefiel Dorothea viel besser als Neumöller, und sie gefiel den Tenburgern erst recht. Die größere Garnison, die zahlreichere Beamtenschaft lieferten regelmäßige Theaterbesucher; es gab, so klein die Stadt war, gut besetzte, beifallsfrohe Häuser. Fast an jedem Abend hatte Dorothea zu spielen; der Tag verging schnell mit Proben, Rollenlernen und Toilettenvorbereitungen. Die Vorstellungen gingen glatt vor sich in dem kleinen, sauberen Stadttheaterchen. Auch das Hotel war gut und billig. Nach

der Vorstellung saß Dorothea im Speisesaal bisweilen sogar noch ein Stündchen mit dem „langen Grenadier", dem „Alten" und ein paar Kollegen zusammen; auch Sickel fand sich dann und wann ein, ein schweigsamer Gast vor einer Flasche Wasser.

Aber vor allem war Dorothea froh, daß sie nicht an jedem Abend das Gesicht Kastrops im Zuschauerraum vor sich sah. Tenburg mochte ihm unbequem liegen. Desto besser!

Das ging fast zwei Wochen, und das Intermezzo Tenburg neigte sich schon seinem Abschluß zu. Der Direktor hatte für die Rückkehr nach Neumöller allerlei Pläne, die am Abend beim Biertisch eifrig erörtert wurden. Ein Kunterbunt war's: eine Feerie für die liebe Jugend. „Was werden Sie schön aussehen als Prinzeßchen Wunderhaar, Fräulein Linden?" Eine ‚klassische Reihe', Kabale und Liebe, die Räuber, Egmont, Iphigenie, sollte dann folgen —

„Na, na," machte Basser. „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zielen."

— ein ‚alter Schinken' von Kotzebue, dessen Wahl noch nicht feststand, ‚Der Biberpelz' von Hauptmann, ‚Alt-Heidelberg' von Meyer-Förster, ‚Nora' von Ibsen — und ‚Der Raub der Sabinerinnen' —

„Den Schmierendirektor Striese kann der Alte selber spielen, das muß er vorzüglich machen!" erklärte heimlich Herr Swarte, der noch immer Geduldete, der „Volontär", wie er bei der Truppe hieß, da er auf Gehalt verzichtet hatte — der „junge Hund", wie er gelegentlich auch wohl genannt wurde, weil er nicht sprach, sondern „bellte".

Ein Kunterbunt also, oder auch eine Blütenlese, wie man's nehmen wollte.

Und dann kam eines Tages der Herr Direktor auf die Probe, zog einen Brief aus der Tasche und kündete orbi et urbi: „Das Neueste, Herrschaften! Am fünfzehnten und sechzehnten nächsten Monats erweist uns Herr Hofschauspieler Edgar Maurer die Ehre, bei uns zu gastieren. Sie wissen: Edgar Maurer, mein großer Schüler! Er wird den Prinzivalli in der Monna Vanna geben, Fräulein Linden die Monna — bitte, sorgen Sie für einen schönen Mantel — und den Cyrano ... Fräulein Linden die Roxane! Große Anforderungen an uns, meine Herrschaften, aber wir werden ihnen Ehre zu machen wissen!"

Die Monna Vanna! Die Roxane!

Es klang ganz eigen in Dorothea auf. Die Erinnerung kam zurück an die Stunde, da sie Edgar Maurer zuerst gesehen. Vier, fünf Monate lagen nur dazwischen, aber sie dünkten ihr fast eine Ewigkeit, soviel des Erlebens hatten sie ihr gebracht. Und in all diesem wechselreichen Leben war das Bild Edgar Maurers allmählich verblichen. Nun stand es wieder greifbar deutlich vor ihr: wie er in das Zimmer getreten war, an der Seite des Intendanten, wie ihre Blicke sich zuerst begegneten, und wie im gleichen Moment sie das seltsame Gefühl durchzuckt hatte: dieser Mann wird in deinem Leben noch eine Rolle spielen!

Man probte Sudermanns „Heimat". Sie gab die Magda. Das Stück sagte ihr nicht sonderlich zu, sie empfand zu deutlich die leere Theatralik in ihm. Aber die Magda war nun einmal eine Bombenrolle,

und sie versprach sich Erfolg von ihr. So manches ließ sich in diese Magda, die Offizierstochter, verflechten, was auch eignes Erleben war. Heute freilich, auf der Probe, konnte sie gar nicht recht bei der Sache sein. Fast zum erstenmal grollte der „Alte“ mit ihr.

Und auf dem kurzen Wege zum Hotel gingen ihre Gedanken mit ihr: Edgar Maurer — sie sollte mit Edgar Maurer zusammen spielen! Die Monna Vanna! Die Roxane!

Sie mußte ihm dankbar sein. Er hatte ihr auch hier die Wege geebnet. Ohne jeden Zweifel. Ohne sein Fürwort hätte es Neesemann gar nicht gewagt, sie gleich in ersten Rollen herauszubringen. Und wenn er jetzt kam — sie fühlte es — so kam er auch ihretwegen.

Ihr Herz schlug nicht dabei. War ihr doch überhaupt, als sei ihr Herz tot. Aber ein inneres Beben war in ihr: Wie wirst du dich neben ihm halten? Wie wird er dich nun beurteilen? Kam er, um sich zu überzeugen, ob sie seiner Empfehlung Ehre machte? Weshalb kam er sonst?

So, ganz eingesponnen in den einen Gedankenkreis, trat sie in das Hotel. Und immer aus demselben Ideengang heraus fiel ihr ein, daß der Direktor gestern abend eine Agenten-Zeitung im Lesezimmer hatte liegen lassen. In dem Blatt aber standen gewöhnlich die Mitteilungen über die Gastspielreisen der großen Künstler. ‚Ich will doch einmal nachsehen,‘ dachte sie.

In dem kleinen Lesezimmer saß nur ein einzelner Herr, den Rücken der Tür zugewendet. Ohne ihn zu beachten, ging sie an den Mitteltisch und suchte in den

dort aufgestapelten Zeitschriften. Doch da wandte der Fremde den Kopf, sprang auf —

Es war Ludolf Kastrop.

Das Blut flammte ihr ins Gesicht. Ihr erster Gedanke war: ‚Kehrtmachen, fort!‘ Aber dann trotzte es in ihr auf: ‚Nein! Fliehen? Warum denn?‘ Wahrlich, sie hatte doch keine Veranlassung dazu! So warf sie mit einer beabsichtigt hochmütigen Bewegung den Kopf zurück und griff wieder nach den Zeitungen. ‚Will der Herr Baron ein Tänzlein wagen — mag er's nur sagen — ich spiel ihm auf!‘

Auch über sein Gesicht war eine helle Röte geflogen. Nun stand er einen Augenblick starr vor ihr, auf der andern Seite des schmalen Tisches, machte ihr dann eine respektvolle Verbeugung, die sie völlig ignorierte.

Er schien etwas sagen zu wollen und fand wohl doch nicht das rechte Anfangswort. Seine Rechte lag auf der Tischplatte, und Dorothea konnte, ohne aufzublicken, sehen, wie sie ganz leicht, erregt und unruhig, vibrierte. Aber sie sah noch etwas andres, sah an dem einen Finger den blutroten Karneol, den Wappenring mit den drei Bällen im Schilde. O, wie sie einst die Hand des andern zärtlich gestreichelt und fest, so fest umspannt hatte, die Hand des andern, die den gleichen Wappenring trug!

Es war noch ein kurzes Schweigen zwischen ihnen.

Dann schien er sich gesammelt zu haben. Er sprach langsam und schwer: „Ich bitte um Vergebung, wenn ich mich selbst vorstelle — Ludolf Kastrop.“

Sie rührte sich nicht, sah nicht auf, gab keine Antwort.

„Gnädiges Fräulein, ich kam hierher, nur, um Sie um eine Unterredung zu bitten."

Noch immer schwieg sie. Aber in ihrer Seele wuchs das Weh: wie klang doch seine Stimme der des andern — des andern gleich! Und in ihrer Seele wuchs der Haß.

„Gnädiges Fräulein, ich war verreist. In Ihrer Heimat war ich. Ich habe erst dort erfahren, daß sich hinter Ihrem Theaternamen Fräulein von Lindenbug verbirgt."

Die Zeitungsblätter knisterten in ihren Händen.

Ein paar Augenblicke zögerte er, schien zu warten, stand mit zusammengepreßten Lippen. Dann fragte er: „Darf ich nicht um eine Antwort bitten, gnädiges Fräulein?"

Da stieß sie kurz hervor: „Sie haben mich ja gar nicht gefragt, und ich habe Ihnen nichts zu sagen, Herr von Kastrop!"

Sie sah ihn wieder nicht an, aber sie sah, wie seine Hand auf der Tischplatte noch stärker vibrierte als vorhin. Die ganze Erregung des Mannes verriet sich in diesen knappen, gewaltsam niedergehaltenen Bewegungen. Dorothea triumphierte innerlich: so mochte er doch leiden! Wenn ein Ludolf Kastrop überhaupt nicht zu leicht oder zu brutal für seelisches Leid war!

Auch seine Stimme bebte jetzt. „Vielleicht haben Sie formal recht, gnädiges Fräulein — ich fragte nicht. Aber ich bat — ich bat Sie um eine Unterredung."

„Und ich sagte Ihnen schon, daß ich Ihnen nichts zu sagen hätte. Genügt das nicht?"

„Nein, gnädiges Fräulein. Es genügt mir nicht.“

Dorothea blickte nach der Tür. Das wollte sie doch nicht, daß irgendein Unberufener das seltsame Gespräch belauschte. Aber auch das Nebenzimmer war leer. Um diese Stunde war hier wirklich kaum eine Störung zu besorgen. So zog sie wie verächtlich die Achseln hoch und sagte: „Wenn es denn sein muß — ich höre!“

Aber nun sprach er nicht gleich. Vielleicht suchte er wieder nach dem passenden Einleitungswort; vielleicht mußte er erst ihren fast höhnischen Ton überwinden. ‚Vielleicht‘, dachte sie, ‚gereut's ihn schon. Nun dann — desto besser.‘

Doch da begann er, und wieder schnitt ihr der Tonfall seiner Stimme ins Herz. Ja, sie glich der Stimme des andern. Aber sie glich ihr so, wie auch die Gesichtszüge der beiden sich glichen. Die Liebenswürdigkeit des Klanges fehlte, wie in dem edel geschnittenen Gesicht das Herzgewinnende. Herb und sonor war sein Organ.

Dabei sprach er nur halblaut, gedämpft; aber man fühlte: diese Stimme war des Befehlens mehr gewohnt als der Liebesworte. Und auch was er sagte, war nicht dazu angetan, sich in ein weibliches Herz einzuschmeicheln.

„Ich bin etwas ungelenk, gnädiges Fräulein,“ sagte er, und sie sah, daß nun plötzlich die nervige Rechte ganz fest und still lag. „Sie müssen einige Nachsicht mit mir haben. Ich habe mein Leben lang mich nicht um Frauengunst bemüht. So habe ich Sie vielleicht verletzt, ohne es zu wollen. Wahrhaftig, ohne es zu

wollen. Ich — ich weiß selber nicht, was über mich gekommen ist, seit ich Sie zum erstenmal gesehen habe. Dagegen angekämpft habe ich — ich muß Ihnen auch das ehrlich gestehen. Aber es war vergebens. Dann — dann habe ich mich nach Ihnen erkundigt —“

„Wollen wir diese Unterhaltung nicht doch lieber abbrechen?“ sprach sie scharf dazwischen. Es war eine unwiderstehliche Lust in ihr, ihn zu verletzen, ihn mit Hohn zu überschütten — diesen Mann, der ihr ins Gesicht zu sagen wagte, daß er es für nötig erachtet hätte, sich „nach ihr zu erkundigen“. Sie zog wieder hochmütig die Achseln hoch: „Ich finde dieses Gespräch sehr wenig reizvoll für uns beide.“

Aber da klang in seiner Stimme ein neuer Ton auf, etwas Herrisches, Scharfes, Metallisches: „Nein — ich bin gewohnt, zu beenden, was ich mir vornahm. Mit Ihrer Erlaubnis werde ich weitersprechen. Ich hörte, daß Sie, gnädiges Fräulein, unter einem angenommenen Namen auftreten. Ich erfuhr, wo Sie zuletzt gelebt —“

„Sehr interessant. In der Tat, Herr von Kastrop.“

„— so reiste ich nach Blankenburg, dann nach Gemar —“ Er unterbrach sich plötzlich. „Sie wissen gewiß, daß mich mein unglücklicher Bruder von allem unterrichtet hat.“

„Wie sollte ich nicht? Wir hatten keine Geheimnisse voreinander.“

Zum erstenmal sah sie auf und ihn an, voll, mit leuchtendem Auge. Und zum erstenmal während des ganzen seltsamen Gesprächs wurde er verwirrt.

Die Hand verließ die Tischplatte, er griff nach der Stirn; es währte einige Sekunden, bis er fortfuhr:

„Vielleicht — erfuhren Sie doch nicht alles."

„Schmähen Sie den Toten nicht!"

„Das sei ferne von mir. Aber das darf ich sagen: ich verstehe erst jetzt vieles, was mir damals zu verstehen versagt blieb." Er hatte seine Selbstbeherrschung zurückgewonnen und sprach ruhig weiter. „Vielleicht würde ich anders gehandelt haben, wenn ich Sie gekannt hätte, gnädiges Fräulein."

„Sehr gütig — nur bedauerlich, daß diese Erkenntnis zu spät kommt. Es liegt eine Kleinigkeit dazwischen: der Tod!"

Er neigte den Kopf. „Ja — der Tod!"

Wieder war ein Schweigen zwischen ihnen, gleich als ob die Majestät des Todes auch ihnen die Fäden zur Gegenwart zerrissen hätte.

Aber Dorothea hatte den Kopf nicht wieder gesenkt. Ihre Augen hafteten auf seinem Gesicht. Und es war neben aller Bitterkeit nun doch auch eine eigne Spannung in ihr: was wollte dieser Mann eigentlich von ihr? Anfangs hatte sie geglaubt — wie sollte sie anders —, daß er ihr eine Liebeserklärung machen würde, die Liebeserklärung des Reichen, der bei der Schauspielerin leichtes Entgegenkommen erwartet. Darauf hätte sie zu antworten gewußt. Aber das Ziel, das sich dieser seltsame Mensch gestellt zu haben schien, ging doch wohl auf ganz etwas andres hinaus —

Während sie so zu ihm hinübersah, empfand sie, daß etwas Neues von ihr Besitz ergriff. Ein unerklärliches Gefühl, das nur aus der Aehnlichkeit der beiden

Brüder geboren sein konnte — aus dieser Aehnlichkeit, die Einzelzüge aufzuheben schienen und die der Gesamteindruck doch immer aufs neue weckte und verstärkte. Ihr kam so jäh, daß es sie überrieselte, der Gedanke: ‚Nein! Hassen kann ich ihn doch nicht! Hassen nicht! Und wenn ich es hundertfach wollte — ich kann es nicht — ich kann es nicht!'

Und in der kurzen Spanne Zeit des beiderseitigen Schweigens, während sie in diesen energischen Zügen las, die wie aus Erz geschnitten schienen, gestand sie sich noch eins: dieser Mann war keiner von denen, die in schnellem Werben Frauengunst zu erhaschen suchen, die überall, wo Blumen blühen, die leichtfertige Hand ausstrecken. Nein, ungerecht wollte sie nicht sein! Ungerecht nicht! Er blieb in allem übrigen derselbe Ludolf von Kastrop, als den sie ihn von Anfang an eingeschätzt hatte: der harte, karge, herzensarme Mensch, der dem Bruder das Glück seines Lebens versagt, der den Bruder in die Fremde, in den Tod getrieben hatte. Es konnte zwischen ihr und ihm nie eine Brücke geben. Aber das fühlte sie nun: er war eine Persönlichkeit — er war ein Mann!

Was wollte er nur von ihr? Was wollte er?

Da sprach er es aus. Kurz, knapp. Eine Bitte, die, wohl ohne daß er sich selber darüber völlig klar war, in einen herrischen Ton gekleidet war.

„Ich möchte Sie bitten, gnädiges Fräulein, der Bühne zu entsagen!"

Im ersten Augenblick sah sie ihn sprachlos, verständnislos an. In Wirklichkeit: sie verstand ihn nicht. Die Worte wohl, den Sinn nicht.

Er wartete aber auch keine Antwort ab.

„Sie gehören nicht auf die Bühne. Sie sind zu schade dazu. Eine Dame unsres Standes gehört überhaupt nicht auf die Bretter, die angeblich die Welt und tatsächlich gar nichts bedeuten. Sie erst recht nicht. Denn — schmeicheln ist nicht meine Art —, denn Sie haben wohl, außer Ihrer ungewöhnlichen Schönheit, ein starkes Talent, aber Sie sind kein Genie. Schönheit und Talent werden Sie vielleicht bis zu einer gewissen Höhe führen. Dann aber werden Sie stille stehen und werden verbluten. Davor möchte ich Sie bewahren."

In ganz kurzen Sätzen hatte er gesprochen, scharf jedes einzelne, wie auf eines Messers Schneide gestellt, betonend, unerbittlich wie sein Gesicht. Keine Muskel hatte in diesen Zügen gezuckt, nur in den Augen war es wie Wetterleuchten, als ob sie sagen wollten: ‚Wehre dich nicht! Ich zwinge dich!'

Einmal, zweimal hatte Dorothea empört auffahren wollen. Aber diese Augen hatten sie wirklich immer wieder niedergezwungen. In tiefster Seele fühlte sie sich verletzt, auf das schwerste beleidigt in ihrem Frauenstolz, in ihrem Künstlerstolz. Es schrie in ihr: ‚Was maßt dieser Mensch sich an? Was duldest du es? Warum wendest du ihm nicht den Rücken oder warum lachst du ihm nicht ins Gesicht?' Und doch stand sie und stand und fand kein Wort der Erwiderung.

Da sprach er weiter:

„Vergeben Sie meine Offenheit. Ich habe in Gemar genug über Ihre äußeren Verhältnisse erfahren. Ich weiß, daß Sie nicht allein der berühmte innere

Drang auf die Bühne zog, weiß auch, daß der Zwang der Umstände Sie zu — gerade zu dieser besseren Schmiere führte. Das kann so nicht weitergehen. Ich will es nicht. Nehmen Sie an, wenn es durchaus einer Erklärung bedarf, um meines verstorbenen Bruders willen. Nein, nehmen Sie nichts an, als daß ich es nicht will. Ich bin von Gemar aus zur einzigen noch lebenden Schwester meiner seligen Mutter gefahren, Frau von Zielendorf. Sie ist bereit, Sie aufzunehmen. Mehr, sie wird Sie herzlich willkommen heißen. Für alles übrige lassen Sie mich sorgen."

Seine letzten Worte gaben den Ausschlag. Mit einem Male fand Dorothea sich selber wieder. Mit einem Male war der Bann gebrochen, den seine übermächtige Persönlichkeit auf sie ausgeübt hatte. Zwang wollte er und scheute sich nicht einmal, das ganz offen auszusprechen! Zwang gegen ihr Künstlertum, Zwang gegen die Gaben, die ihr der Himmel verliehen! Ihre Freiheit ihr nehmen! Und was bot er ihr dafür? Almosen! Elende Almosen: „Für alles übrige lassen Sie mich sorgen."

Es kam eine überlegene Ruhe über sie. Jetzt fühlte sie sich stark, jetzt erst ganz im Recht ihm gegenüber. Der spottbittere Ton stand ihr plötzlich wieder zu Gebote, wie in der ersten Hälfte dieser Unterredung.

Sie hatte wieder ihr hochmütiges Achselzucken. Den Kopf warf sie zurück, und sie konnte lächeln.

„Ich habe mit einer Geduld zugehört, die mich erstaunt, Herr von Kastrop," sagte sie. „Ich will nicht verhehlen, die Neugier reizte mich: die Neugier, Sie doch noch von einer andern Seite kennen zu lernen, als

ich Sie schon kannte. Ich danke Ihnen für die erstaunliche Offenheit, mit der Sie sich auszusprechen beliebten. Ich danke Ihnen für das gütige Interesse, das Sie mir widmeten. Nun — ich danke auch für Ihre Fürsorge — in jeder Form. Ich glaube Sie jetzt ganz zu kennen. Mich aber kennen Sie nicht. Darum sollen Sie es nun wissen: Ich bin zu stolz, ich dünke mich zu gut, Almosen von Ihnen anzunehmen!"

Sie hatte sich hoch aufgerichtet. Sie stand ihm gegenüber in der Haltung einer Königin. Und wie eine Königin einen mißliebigen Untertanen ungnädig verabschiedet, so schloß sie: „Wir dürften uns nun wohl kaum wiedersehen. Leben Sie wohl, Herr von Kastrop."

Sprach's mit lächelnden Lippen, neigte ganz, ganz leicht das Haupt, wandte sich und ging.

Fünftes Kapitel.

Der lange Grenadier stand hinter dem geschlossenen Kassenschalter und rieb sich die Hände: „Männe, es ist noch nicht dagewesen! Männe, man vergißt ganz, daß man in Neumöller ist! Ausverkauft! Hast du schon so etwas erlebt? Und da konnte der große Schiller sagen: ‚Ach, es geschehen keine Wunder mehr!'"

Sie hatte zur Feier des Tages ihr berühmtes Schwarzseidenes an, das, wie Basser gern behauptete, am Tage ihrer Silberhochzeit zum fünfundzwanzigsten Male umgearbeitet worden war. Und der Direktor, der auf einen Augenblick heruntergekommen war, um sich höchstselbst vom Stande der Abendkasse zu überzeugen, prunkte im schwarzen Ueberrock, der noch so gut wie neu

war — bis auf die Aermelnähte und bis auf eine ominöse Stelle auf der linken Brust, wo für Fürsten- und Ministerrollen die großen Ordenssterne angeheftet werden mußten. Solche Crachats trug er heute nicht; aber er hatte dafür die Mienen einer wirklichen Exzellenz.

„Wunder? Was Wunder?“ entgegnete er mit einer großartigen Geste. „Mein liebes Kind, du bist außerordentlich zitatenreich. Man weiß das. Heute aber will ich deinem Zitat mit einem schlagenderen entgegnen. Schiller mit Lessing. Es wird gewißlich wahr werden, was der den weisen Nathan sagen läßt: ‚Der Wunder höchstes ist, daß uns die wahren, echten Wunder so alltäglich werden sollen!‘“

„Ausverkauft!“ wiederholte sie noch einmal. „Ich hab's noch nie erlebt. Ich hätte auch nie gedacht, daß der Name Maurer solche Zugkraft üben könnte.“

Er lächelte überlegen. „Mein Kind, laß dich belehren. Maurer ist gut, Maurer ist groß. Doch er ist nur ein Magnet. Er ist der Magnet für das weibliche Geschlecht. Wir aber besitzen noch einen andern Magneten. Und das ist, beim großen Apoll, das ist Dorothea Linden!“ Er klopfte dem langen Grenadier gnädig auf die Schulter. „Ich sage dir, meine Kleine, diese Dorothea ist imstande, selbst die trockensten Philisterseelen dieser Großstadt rebellisch zu machen. Schön war sie, als sie zu uns kam. In jedem Monat, jeder Woche aber möchte man sagen: Und sie wird schöner von Tag zu Tag.“

Dasselbe fast, wenn auch mit andern Worten, hatte heute früh bei der Probe Edgar Maurer zu Dorothea gesagt.

Er war erst am Morgen von Hamburg gekommen. Natürlich mußte für die kostbare Zeit des großen Mannes eine Probe genügen, und auch auf dieser markierte er nur; sie fand eigentlich auch nur statt, damit das Ensemble sich mit seinen Eigenheiten und Eigenmächtigkeiten, mit seinen kleinen und großen ‚Nuancen' vertraut machen konnte.

Dorothea hatte diesen Gastspieltagen, hatte der ersten Begegnung mit Maurer in begreiflicher Unruhe, mit einer fast peinigenden, nervösen Spannung entgegengesehen. Vielleicht war es nicht nur die Erwartung: ‚Wie wird er sich zu dir stellen? Was wird er dir sagen? Wie wird er über dein Spiel urteilen?' — was sie so nervös machte. In ihr zitterte auch immer noch die Erinnerung nach an ihr entscheidendes Gespräch mit Kastrop. Sie hatte zuerst das Gefühl gehabt, durchaus als die Stärkere, Ueberlegenere aus jenem Gespräch geschieden zu sein; aber sie konnte dessen nicht recht froh werden. Nicht daß sie bereute, nicht daß sie ein Wort von dem hätte zurücknehmen mögen, was sie ihm ins Gesicht geschleudert hatte. Nur — es war ein unsicheres Gefühl der Sorge in ihr: ‚Wie hat er's aufgenommen? Hat er's auch recht verstanden? Faßte er's nicht als Phrase, als Theaterpose auf, was du ihm gesagt, wie du's ihm gesagt hast?' Und es war noch ein andres empfindliches Gefühl der Unsicherheit dabei: ‚Warst du wirklich ganz echt in jenen Momenten, warst du nicht, unbewußt, ein wenig die Bühnenkünstlerin, die, anstatt ihre menschlich echte Entrüstung herauszusprudeln, sich einen wirkungsvollen ‚Abgang' bereiten wollte?'

Sie war sehr nervös geworden, so nervös, daß die gute Minna oft den alten Kopf schüttelte und dann

und wann mit ihrem geliebten, aber mit Abscheu zurückgewiesenen Hausmittelchen, dem Fläschchen mit Baldriantropfen, angewackelt kam. Jedesmal lachte dann Dorothea: „Kaffee, liebe Alte, Kaffee, so stark, daß der Löffel in der Tasse stehenbleibt! Mit deinen Tröpfchen kann man nicht studieren — und ich muß — ich muß —“

Ich muß —

Was sie wollte, mußte, sagte sie nicht. Minna hätte es doch nicht verstanden: Ehre einlegen vor Edgar Maurer! —

Die vereinigte Direktion — Herr und Frau Neesemann — hatte den großen Mimen von der Bahn abgeholt und in den „Schwarzen Raben“ begleitet. An der Seite des Direktors betrat er die Bühne.

Liebenswürdig ist er nicht, war die erste Empfindung Dorotheas. Er grüßte die Mitwirkenden fast hochmütig, knapp und kurz — gnädig. Er sah über sie hinweg, es schien, er wollte nur Dorothea sehen. Auf sie kam er auch sofort zu, vor ihr verbeugte er sich, ihr küßte er die Hand, nicht wie ein Kollege, sondern ganz als eleganter Kavalier. Und doch auch wieder nicht ganz ritterlich, denn er sagte nach den ersten Begrüßungsworten so laut, daß es nicht nur die Nächststehenden hören mußten: „Wie schön Sie geworden sind, gnädiges Fräulein, weit schöner noch sind Sie, als ich Sie in der Erinnerung hatte!“

Das Blut strömte ihr in das Gesicht —

Da hatte er sich auch schon umgewandt. „Wenn es Ihnen recht ist, Herr Direktor, fangen wir gleich an.“

Dorothea war von der Probe enttäuscht zurückgekommen. Maurer hatte das Ganze fast wie ein lästiges

Geschäft abgemacht. Die Maeterlinckſche Dichtung war heruntergeleiert worden, überhaſtet geradezu. Nur einige Male war Maurer lebhafter geworden, faſt ſtets bei kleinlichen Anläſſen, aber immer dann, wenn er ſeine Perſönlichkeit beſonders in den Vordergrund gerückt wiſſen wollte. „Ich wünſche das ſo!“ — „Ich werde hier ſtehen!“ — „Bitte hier ſtummes Spiel, bis ich zu ſprechen anfange!“ Jedesmal hatte der „Alte“ lächelnd genickt: „Natürlich — ſehr richtig — ganz beſonders fein.“

Aber Dorothea war nicht nur enttäuſcht, ſie war empört. Dieſer Herr Maurer ſetzte ſich über die einfachſten Begriffe der Kollegialität in ſchnödeſter Art und Weiſe hinweg. Nicht ihr gegenüber; da war er von der geſuchteſten Liebenswürdigkeit. Aber ſonſt gab er ſich mit einer Arroganz, daß Dorothea ſich einige Male wunderte, wie die Kollegen ſich ſo etwas bieten laſſen konnten. Ein einziger hatte einmal im dritten Akt zu opponieren gewagt: Sickel, der den Guido Colonna ſpielte. Es hätte faſt eine Szene in der Szene gegeben, wenn der Direktor nicht ſofort vermittelnd dazwiſchengeſprungen wäre. Das Empörendſte aber war für Dorothea, daß Maurer nachher zu ihr ſagte: „Was wollte denn eigentlich dieſer — dieſer Herr Sickel? Ich kenne ihn von früher her — dieſen Säufer!“

So kam der Abend heran. Und die Vorſtellung ſelber brachte Dorothea einen völligen Umſchwung ihrer Stimmung. Maurers Spiel riß ſie vollkommen mit ſich fort. Er hatte nicht das wundervolle Organ Sickels, aber er entwickelte ein geradezu ſtürmendes Temperament, das doch die Grenzen künſtleriſcher Mäßigung nie überſchritt. Ohne Zweifel: er war ein begnadetes Genie.

Zum erstenmal spielte sie mit einem wahrhaft großen Schauspieler, der nicht wie der arme Sickel eine schon halb gebrochene Kraft, sondern im Vollbesitz der herrlichsten Gaben war, die ein Menschendarsteller haben kann. Es war ein seltsamer, oft freilich auch ein atembeklemmender Genuß. Sie sah sich zu nie erträumten Höhen emporgetragen. Sie fühlte, zumal in der großen Szene des zweiten Aktes, als sie, wie der Kondottiere gefordert, nur mit dem langen Mantel bekleidet, in seinem Zelte erschien, vor dem Gewaltigen, den die Liebe dann weich macht und zart — sie fühlte sich selber wachsen. Und sie war wie in einem Rausch, als er ihr am Schluß die Hand drückte: „Das haben wir beide gut gemacht!" —

Dann kam wieder die Enttäuschung.

Die hohe Direktion gab nach der Vorstellung im „Schwarzen Raben" dem großen Gast ein kleines, bescheidenes Fest, zu dem die ersten Mitglieder eingeladen waren. Und hier gab sich Edgar Maurer wieder ganz als der „Mauernweiler", nach dem Vorbild jenes Virtuosen, der überall, wo er gastierte, eine Notiz in die Zeitung lancierte: „Der berühmte N. N. weilt seit heute früh acht Uhr in unsern Mauern." Er ließ sich die gröblichsten Huldigungen gefallen mit einem geradezu verletzend impertinenten Lächeln, er erzählte prahlend von seinen Erfolgen, er war bisweilen brutal.

Sickel fehlte.

„Nun, Direktorchen, wo ist denn unser Colonna von heute abend? Sitzt wohl wieder allein beim Fläschchen? Hilf Himmel, wie verwüstet schaut der Mann aus!"

Selbst dem „Alten“ ging es, so schien es, etwas gegen den Strich. „Verehrter, lassen Sie doch den armen Sickel in Ruhe!“ bat er.

„Was tu' ich denn dem ‚armen‘ Sickel?“ lachte Maurer. „Der hat sich sein Leben lang immer nur selber verwundet. Ich bin nur erstaunt, daß Sie es immer noch mit ihm aushalten.“

„Sie wissen doch, lieber Maurer, welch tüchtige Kraft er ist, wenn — er gesund ist.“

„Gesund! Ja — wenn er gesund ist! Ganz leidlich — geht so mit durch. Aber wenn er — krank ist, dann schmeißt er jede Vorstellung um. Ich habe das doch oft genug erlebt. Sie noch nicht, gnädiges Fräulein? Noch nicht diese Qual für jeden Kollegen, der an solchen Abenden mit ihm agieren muß!“

Dorothea raffte sich auf. „Ich habe nur Mitleid mit dem Unglücklichen —“ Sie zögerte ein wenig. Dann fuhr sie fort: „Und ich habe Herrn Sickel stets als einen vornehm denkenden Mann kennen gelernt.“

Ein scharfer Blick traf sie. „So, so? — Vornehm!“ entgegnete Maurer nur und wechselte schnell das Gesprächsthema. Er sprach jetzt von Gemar, sprach von seinem Wirkungskreis, sprach von Anerbietungen, die ihm von Wien und Berlin aus gemacht worden wären. Aber während er sprach, wandte er kaum ein Auge von Dorothea. Es lag etwas eigen Forschendes, Suchendes in seinen Blicken, das ihr bisweilen das Blut in die Wangen trieb. Sie war schließlich froh, als man aufbrach.

Der Zufall fügte es, daß das Direktorpaar mit ihr bis zu ihrer Wohnung ging. Zuerst schwärmte der

„Alte“ dabei von Maurer, lobte auch die Monna Vanna des heutigen Abends. Dann sagte er, zu dem langen Grenadier gewandt:

„Vergessen kann der Edgar doch nichts! Einen Haß — geradezu einen Haß — hat er auf unsern armen Sickel —“

Frau Neesemann nickte. „Ja — die Männereitelkeit! Wie heißt's doch: ‚Wenn die Weiber nicht eitel wären — die Männer könnten sie's lehren!‘ Darüber kommt der Edgar nun mal nicht fort, daß die kleine Gegori damals den Sickel ihm vorzog — und eigentlich sollt' er ihm auf den Knien dankbar sein. Denn wer weiß, was aus Maurer geworden wäre, wenn nicht Sickel, sondern er die Gegori geheiratet hätte. Ja — so,“ fuhr sie fort. „Sie wissen von der ganzen Geschichte wohl gar nichts, Fräulein Linden? Um es kurz zu machen: die kleine Dora Gegori war damals Naive bei uns, eine unbedeutende Schauspielerin, aber ein bildhübscher Deubelsbraten. Maurer und Sickel, allen beiden, hatte sie den Kopf verdreht, aber Maurer war noch Anfänger, Sickel galt schon als Kraft — na ja, und so gab sie dem den Vorzug. Ein Jahr sind sie verheiratet gewesen, und für den armen Sickel war's die Hölle auf Erden. Bis sie ihm dann durchging — und da war's zu spät, als daß er sich noch wieder hochbringen konnte. Man soll sein eigen Geschlecht nicht schmähen. Aber manchmal möcht' man doch mit dem alten Raupach denken: ‚Wie mancher große Geist ging unter schon in eines Weibes Armen.‘ — Gute Nacht, Fräulein Linden! Morgen ist auch noch ein Tag — und ich bin neugierig auf Ihre Roxane.“

Das also war es! Eifersucht, die nicht vergeben und nicht vergessen kann. Es war so klein, so unsagbar klein —

Dorothea wurde den einen Gedanken nicht los, und ihr graute vor der morgenden Komödie fast so sehr, wie sie sich vorher auf den Cyrano von Bergerac gefreut hatte und auf die dankbare Rolle der Roxane darin. Es schmerzte sie, daß sie Edgar Maurer menschlich so gering abwägen mußte, und es verdroß sie, daß sie diesen Schmerz so tief empfand. Was ging sie schließlich der Mensch in Edgar Maurer an? Sie hatte ja doch nur mit dem genialen Künstler zu tun.

Am Vormittag des nächsten Tages, etwa eine halbe Stunde vor der Probe — Dorothea saß noch mit Minna am letzten Ausputz des koketten Rokokokleides und memorierte dabei —, klingelte es. Minna warf die billigen Spitzen, die den Ausschnitt des Kleides einsäumen sollten, beiseite. „Es wird der Briefträger sein —" Sie träumte immer von einem phantastischen Briefe aus Nirgendwoland, der ihrem gnä' Fräulein irgendeine besonders gute Botschaft bringen sollte.

Es war aber Maurer. Dorothea erkannte schon auf dem Flur seine Stimme im Disput mit Minna, die ihn nicht einlassen wollte.

Das Blut schoß ihr ins Gesicht.

Dann stand er mit einem Male auf der Schwelle, Minna beiseiteschiebend, mit lachenden Mienen, einen Strauß Rosen in der Hand.

„Guten Morgen, gnädiges Fräulein! Ich mußte Ihnen doch meine Aufwartung machen. Haben Sie aber eine gestrenge Dulzinea."

„Sie werden begreifen, Herr Maurer, daß ich keine Herrenbesuche annehme,“ gab Dorothea etwas förmlich zurück, reichte ihm aber zugleich die Hand. Und dann lächelte doch auch sie. „Es gibt natürlich Ausnahmen — oder richtiger, ich konstatiere hiermit eine Ausnahme.“

„Gehorsamsten Dank. Ich hatte wirklich das lebhafteste Bedürfnis, mit Ihnen ein paar Worte, fern vom Beruf, zu sprechen, gnädiges Fräulein. Unter den Augen der guten Meeseleute ist das unmöglich, von den andern — Kollegen“ — er dehnte das Wort spöttisch — „ganz zu schweigen.“

„Wir haben wenig Zeit bis zur Probe —“

„Ah, bah — dann werden die Herrschaften ein bissel warten!“

Dorothea bat, Platz zu nehmen, und gab Minna ein Zeichen, sie allein zu lassen.

Er war so völlig Weltmann, daß die Situation ihr Peinliches sofort verlor. Es schien wirklich, als wäre er nur aus Artigkeit, aus Höflichkeit gekommen. Er plauderte, wie man eben bei einem Besuch plaudert, nur daß seine Augen bisweilen mit einem ein wenig neugierigen, ein wenig spöttischen Ausdruck durch das ärmliche Zimmer zu wandern schienen. Von Rakolski erzählte er, von „Tante Pummelchen“ und ihren Möpsen Liddy und Piddy mit den rosenroten und den stahlgrünen Halsbändern. Es war Dorothea, als ob damit Bilder aus einer Welt vor ihr auftauchten, der sie längst, längst fremd geworden war. Aber diese Erinnerungsbilder, die sie zuerst lachen machten, gruben ihr auch wieder die tiefe Einsamkeit in die Seele, in der sie eigentlich in den ganzen letzten Monaten gelebt hatte. Sie

lösten etwas wie Sehnsucht in ihr aus — nach der Welt da draußen.

Er sah wohl, daß ihr schönes Gesicht ernst und ernster wurde, und plötzlich wechselte er auch den Ton.

„Nun noch ein offenes Wort, gnädiges Fräulein," sagte er. „Wahrscheinlich haben Sie selber geahnt, daß mich nicht die Sehnsucht nach den schönen Augen des langen Grenadiers nach diesem köstlichen Neste trieb und nicht das enorme Gastspielhonorar. Ich wollte mich persönlich überzeugen, wie Sie vorwärtsgekommen sind, denn ich — wahrhaftig — ich fühle etwas wie eine starke Verantwortlichkeit für Ihre Zukunft in mir. Nun — ich brauche den heutigen Abend nicht abzuwarten, der gestrige genügt mir. Ich gestehe Ihnen, daß ich außerdem mit dem guten Neesemann über Sie gesprochen habe; in ihm lebt nur der eine Wunsch, Sie sobald nicht zu verlieren. In dieser Beziehung freilich wird ihm nicht zu helfen sein."

Er sprach jetzt ganz sachlich, fast wie geschäftlich. Aber es klang auch warme Teilnahme aus seinen Worten.

Dorothea saß ihm schweigend gegenüber. Ihre Hände hatten unwillkürlich nach dem letzten Rest der Spitzen gegriffen; sie zog ihn mechanisch durch die Finger. ‚Das ist nun wieder eine Schicksalsstunde,' dachte sie, und sie empfand zugleich, wie damals im Zimmer des Intendanten: dieser Mann dort drüben ist berufen, in deinem Leben eine Rolle zu spielen; nur daß so gar keine Freude diesem Empfinden beigemischt war.

Maurer hatte eine kleine Pause gemacht. Vielleicht wartete er auf ein Wort des Dankes oder der Anerkennung. Aber sie neigte nur ganz wenig den Kopf.

So begann er denn wieder: „Sie dürfen selbstverständlich hier nicht länger bleiben als unbedingt nötig ist. Das, was Ihnen Neesemann bieten konnte, haben Sie jetzt schon, überraschend schnell, erworben: das Ueberwinden der Scheu vor der blöden Masse, die äußere Routine, die Erweiterung Ihres Repertoires — ich kann mir lebhaft vorstellen, wie die hohe Direktion Sie ausgenutzt hat. Ich sehe es Ihnen auch an. Ich lese in Ihrem Gesicht die über dem Rollenstudium durchwachten Nächte, die Hetze der Tage — mein Gott, ich habe das ja auch alles durchgemacht, und es bleibt niemand erspart, der vorwärts will. Wer die Kraft nicht besitzt, es zu überwinden, der bleibt eben in der flachen Ebene, in der Niedrigkeit, wie — aber ich will keine Namen nennen."

Wieder unterbrach er sich auf die Länge einiger Atemzüge. Wieder ruhte sein Auge forschend auf ihr.

„Also," fuhr er dann fort, „also zum Frühjahr müssen Sie fort. Ich könnte Sie nun wohl direkt nach Gemar bringen, der Gedanke läge ja nahe, und — so weit reicht mein Einfluß sicher. Aber mir will es besser scheinen, wenn wir gleichsam ein Uebergangsstadium dazwischenschieben. Sie müssen sich erst ein wenig in etwas weitere Verhältnisse gewöhnen. Ich habe an irgendeines der besseren Stadttheater gedacht, und da ich sowieso von hier nach Berlin fahre, werde ich mit meinem Agenten sprechen. Sie wissen, der gewaltige Karl Oskar Braune. Es wird dann am besten sein, Sie stellen sich nach Ablauf Ihres hiesigen Engagements dem großen Mann selber vor. Daß ich den Boden gut vorbereitet habe, darauf können Sie sich verlassen. Nun müssen wir aber wohl wirklich gehen —"

Damit stand er auf. Er streckte ihr die Hand hin. „Einverstanden?"

Diesmal fühlte sie deutlich: Du mußt ihm danken.

„Wie sollte ich nicht, Herr Maurer. Und innigen Dank für all Ihre Güte —"

Es kam etwas schwer von ihren Lippen.

„Aber ich bitte Sie —"

Einen Augenblick hielt er ihre Hand fest in der seinen. Er sah sie an, lächelnd und wie mit einem leichten, vielleicht einem leichtsinnigen Ueberlegen. Dann aber beugte er sich und küßte ihr respektvoll die Hand, nur daß er doch sagte: „Wie schön geformt diese Hand ist — schön wie alles an Ihnen — vergeben Sie mir — ich mußte es Ihnen noch einmal aussprechen."

Unten vor der Haustür gab es noch einen peinlichen Moment.

Dorothea sah erst jetzt, daß er im Wagen, dem „einzigen" Lohnwagen Neumöllers, gekommen war. Er ging wie selbstverständlich auf diesen zu, öffnete den Schlag: „Bitte, gnädiges Fräulein —"

Sie zögerte. Aber — nein! Das wäre auch kleinlich gewesen. Und so stieg sie schnell ein. Doch die Röte war wieder über ihre Wangen gehuscht.

Kaum saßen sie, so begann er zu plaudern. Aber diesmal heiter, frisch und — von der heutigen Vorstellung.

„Ich liebe diesen köstlichen Cyrano, diesen romantischen Gesellen, Dichter und Schlagihntot. Und ich freue mich auf Ihre Roxane. Hoffentlich — nein, gewiß geben Sie ihr eine recht preziöse Note. Eigentlich kann nur eine fein gebildete Frau diese Rolle gut spielen,

darum bat ich Reesemann, den Cyrano zu geben. Dieser poetische Raufbold mit der Riesennase, diese zierliche Roxane erfordern ein Studium der Zeit, in der sie gelebt haben. Wer ist denn sonst heute beschäftigt? Wer gibt den Zuckerbäcker Raguenau?"

„Herr Basser."

„Vielleicht nicht übel. Und Ihren getreuen Christian?"

„Herr Sickel."

„Ah — ich hätte es mir denken können. Er wird einen Schmachtlappen agieren. Ein Glück, daß dieser Christian schon im vierten Akt sterben muß."

Es kam wieder so scharf, so höhnend heraus.

Dorothea drückte sich ganz tief in ihre Wagenecke, als wollte sie sich körperlich so weit als möglich von Maurer entfernen. Sie schüttelte unwillkürlich den Kopf.

Da sagte er, plötzlich wieder ernst werdend: „Ich sehe wohl, daß Sie sich wundern, gnädiges Fräulein. Vielleicht bin ich auch ungerecht gegen Sickel. Aber — nun, man wird Ihnen wahrscheinlich den Klatsch, der sich um seine und meine Person gewunden hat, nicht vorenthalten haben — es verknüpft sich mit ihm die Erinnerung an eine der bösesten, vielleicht an die böseste Episode meines Lebens. Eine Erinnerung, die in mir immer aufs neue die Ablehnung wachruft gegen jeden und jede, die nicht Diener und Dienerin unsrer Kunst sind, sondern Knechte — Knechte und feile Dirnen! Dann nennt man mich hochmütig. Mag man — wahrscheinlich kommt die Zeit, wo man auch Sie ebenso nennen wird."

Mühsam raffte sie sich auf. „Herr Sickel ist so unglücklich. Können Sie denn nicht vergessen?"

„Nein!“ gab er schroff zurück. „Dies ist es ja gerade —“

„So seien Sie wenigstens mitleidvoll! Seien Sie nicht hart!“ bat sie.

Er sah vor sich hin. Dann sah er sie an und sagte endlich: „Ich will es versuchen. Weil Sie mich darum bitten, gnädiges Fräulein.“

Da hielt auch der Wagen vor dem Schützenhause.

Edgar Maurer hielt Wort.

Die Probe verlief glatt und ohne Anstoß — freilich empfand Dorothea — auch ohne Hingebung. Sie selber konnte gar nicht recht bei der Sache sein, ihre Unterredung mit Maurer zitterte allzu stark in ihr nach, und er — nun, er markierte wieder nur; gerade daß er den Mitwirkenden die nötigen Stichworte hinwarf.

Und dann, bei der Vorstellung, war es wie gestern. Seine große Kunst, seine heiße Leidenschaft, sein sorgsames Herausarbeiten aller Nuancen rissen das ausverkaufte Haus zu jubelndem Beifall fort. Schon seine Maske wirkte zündend: das scharf geschnittene Gesicht mit der Riesennase, dem Ungeheuer von Nase, die den Gascogner zum Gespött macht und um die er jedes Spottwort mit einem Degenstoß zahlt.

Es ging alles ganz glatt bis zum vierten Akt; auch Dorothea fühlte sich wieder auf der Höhe ihrer Aufgabe, sah reizend aus und fand lebhaftesten Beifall. Sie konnte zufrieden sein.

Im vierten Akt — im Lager der Gascogner Kadetten vor der belagerten Festung Arras — war Sickel merkwürdig zerstreut. Als Roxane auf die Bühne trat, von Raguenau gefolgt, mit dem großen Korbe voll

leckerer Speisen — der ganze vorhandene Apparat an Papierhühnern und Holzschinken hatte herhalten müssen, und dazu hatte der lange Grenadier ein Dutzend wirklich belegter Brötchen und sogar zwei Flaschen wirklicher schäumender Limonade spendiert —, als Dorothea die Bühne betrat, fiel ihr sein verändertes Wesen sofort auf. Er war nicht etwa in der Gewalt des Weines — o nein! Aber er folgte nur mühsam. Ein paarmal verfehlte er das Stichwort. Bisweilen sah er starr, wie ganz in sich versunken, vor sich hin. Dann raffte er sich wieder empor. Den letzten Teil seiner Rolle, nachdem er erkannt, daß Roxane, die er sich ja nur durch Täuschung errungen hat, eigentlich nicht ihn, sondern den geistvollen Dichter, den Gascogner, Cyrano, liebt, dessen Verse er als die seinen ausgab — diesen letzten Teil spielte er sogar hinreißend. Und als ihn dann beim Angriff der Feinde die erste Kugel traf, als Cyrano sich über ihn neigte, ihm versichernd, daß schließlich Roxanens Liebe doch nur ihm gegolten — da hatte er einen wahrhaft großen Moment. Er war so trefflich, daß Maurer nach dem Aktschluß ganz aufrichtig zu Dorothea sagte: „Ich hätte es nicht für möglich gehalten — Sickel gab wirklich etwas wie ein Stück Leben. Es ist doch ewig schade um den Mann.“

Während des letzten Aktes, der, vierzehn Jahre später im Klostergarten der Nonnen vom heiligen Kreuze spielend, die große Szene zwischen Roxane und Cyrano bringt, hatten beide — Dorothea und Maurer — mehreremal die Empfindung, daß hinter den Kulissen irgend etwas Ungewöhnliches vorgehen müsse. Sie hörten hastiges Laufen, hörten erregt raunende Stimmen.

Aber sie konnten, durften ja nicht darauf achten, und beide standen bald auch so völlig im Banne der Gestalten, die sie zu verkörpern hatten, daß jene Empfindung verschwand, auslöschte. Dorothea zumal fühlte ganz die Wonne, als Partnerin des vollendeten Meisters wirken zu dürfen. Es kam helle Begeisterung über sie.

Als dann der Vorhang fiel, als draußen das Haus jubelte, wunderten sie sich, daß Neesemanns beliebtes Wort: „Hoch der Fetzen!“ ausblieb. Sie standen ein paar Sekunden harrend, um den immer stärker anschwellenden Herausrufen Folge zu leisten. Endlich hob sich der Vorhang — wie müde kroch er empor —, senkte sich wieder und stieg noch einmal hoch. Aber dann, als er zum zweitenmal niedergesunken, war plötzlich der Direktor neben ihnen, und sie lasen beide sofort in seinem ganz verstörten Gesicht, daß etwas Schreckliches geschehen sein mußte. Nur mit Mühe brachte er hervor: „Laßt sie weiter jubeln! Der Vorhang bleibt unten. Kinder, erschreckt nicht zu sehr — Sickel ist tot!“

In der Garderobe hatten sie ihn auf dem schmalen Sofa gebettet. Er lag wie ein Schlafender.

Tief erschüttert umstand ihn die kleine Künstlerschar.

Am schwersten ergriffen schien Edgar Maurer. Sein Gesicht war totenblaß, als wäre der letzte Blutstropfen zum Herzen zurückgeebbt; er starrte, mit glanzlosen Augen, die Lippen fest aufeinandergepreßt, auf den Toten.

Die Frauen weinten. Auch Dorothea schluchzte. Es war zu furchtbar, kaum faßlich schien es: draußen auf der Bühne war Sickel den Komödiantentod

gestorben; wenige Minuten später hatte der Unerbittliche mit der Hippe ihn selbst erreicht.

Der Theaterarzt war um den Leichnam beschäftigt. Als er sich endlich aufrichtete, konstatierte er: „Ein Herzschlag!“

Langsam, schweren Schrittes zogen die Mitglieder, nachdem sie den Theatertand abgetan, dem Städtchen zu. Auch Maurer; er hatte den Wagen fortgeschickt und ging neben Dorothea. Schweigend zuerst, mit hängendem Kopf. Dann faßte er plötzlich nach ihrer Hand.

„Mein Gott, mein Gott — und ich war so häßlich zu dem Aermsten!“

„Heute nicht!“ sagte sie weich.

„Wenn ich es heute nicht war, so danke ich das nur Ihnen. Aber meine Seele war nicht minder voll Groll und Bitternis. Wenn ich denken müßte —“

Er sprach nicht weiter. Der Direktor gesellte sich zu ihnen. Er raunte leise: „Im tiefsten Vertrauen — Basser fand ihn zuerst, mit dem Giftfläschchen noch in der krampfhaft geschlossenen Hand. Er hat es still beiseite gebracht, als guter Kollege. Was brauchte die Welt zu wissen —“

Tief auf stöhnte Maurer.

„— und in der Brusttasche seines Kostüms hatte er eine kurze Benachrichtigung des deutschen Konsulats in Newyork. Seine Frau sei dort im schrecklichsten Elend gestorben. Dem Poststempel nach muß der Aermste den Brief heute nachmittag erst erhalten haben. Und hat dennoch gespielt. Welch Menschenschicksal —“

„Menschenschicksal — ja — und Komödiantenlos!“ stieß Maurer heraus. Es war, als schüttelte ihn der

Frost. Sie standen schon vor dem „Schwarzen Raben". Er atmete schwer. Dann sagte er, sich gewaltsam zusammenraffend: „Es hat wohl jeder das Bedürfnis, heute allein zu bleiben. Gute Nacht, Fräulein von Lindenbug. Gute Nacht, Direktor. Ich las einmal auf einem alten Grabkreuz: ‚Vollendet ist der Pilgerpfad — wohl dem, der überwunden hat.' Gute Nacht."

Sechstes Kapitel.

„Theater-Vermittlungsgeschäft von Karl Oskar Braune" stand unten neben der Haustür auf der glänzenden Metallplatte. Dieselbe Firma hatte den Kopf des eleganten Briefbogens gebildet, auf dem der Königlich Preußische Geheime Kommissionsrat Karl Oskar Braune Fräulein Dorothea Linden für Anfang April um ihren Besuch gebeten hatte: „Laut Rücksprache mit Herrn Edgar Maurer und mit der Zusicherung, daß wir Ihnen bestimmte, sehr günstige Offerten werden vorlegen können."

Das Scheiden von dem Kunstinstitut des Herrn Neesemann war Dorothea gegen alles eigne Erwarten merkwürdig schwer geworden. Schwerer freilich der hohen Direktion. Der „Alte" hatte vergeblich gebarmt, hatte sogar von beträchtlicher „Erhöhung" gesprochen, hatte Dorothea seine teuerste „Leuchte" genannt, um schließlich wehmütig zu klagen: „Es ist schon nicht anders. Kommt mal eine wirkliche Kraft zum alten Neesemann, dann erscheint ihm der Stern nur als Komet. Eine Saison und ade!" Der lange Grenadier

hatte echte Tränen gehabt. „Wir hatten Sie alle so liebgewonnen, Fräulein Linden. Wie oft habe ich mit dem Direktor über Sie gesprochen: auf die Linden ist Verlaß — immer pünktlich, immer bei der Sache, fleißig, strebsam — aus der wird mal was Großes. Na ja — und habe mir immer dabei gedacht: bei uns bleibt sie nicht lange. Daß Sie freilich so schnell gehen würden, hätte ich doch nicht erwartet. Aber, nicht wahr, Sie machen es doch auch wie der Maurer und gastieren bald mal bei uns, daß wir nicht zu sagen brauchen, frei nach der Jungfrau: ‚Dorothea ging, und nimmer kehrt sie wieder!‘ “

Ihr Benefiz hatte sie gehabt — zum Abschied. Und der „Alte“ hatte dazu die „Iphigenie“ herausgebracht — endlich! „Neu einstudiert!“ „Mit gänzlich neuen Dekorationen und gänzlich neuen Kostümen!“ Daß die beiden letzten Versprechungen auf den Zetteln nicht „gänzlich“ der Wahrheit entsprachen, tat der Liebe keinen Eintrag. Neumöller nahm es nicht so genau. Aber ganz Neumöller bewies an dem Tage, daß in dem Städtchen samt Umgegend mehr geistiges Leben und Interesse an den Klassikern war, als die hohe Direktion je vermutet hatte; oder daß Dorothea sich einer größeren Verehrung erfreute, als sie selber je zu hoffen gewagt hätte. Das Haus war bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Honoratioren des Städtchens, voran der Bürgermeister, der Direktor der Oberrealschule, drei Aerzte, zwei Apotheker, der Landrichter, zwei Assessoren, dann die Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft: Basser zählte sie alle mit drolligem Augenzwinkern auf. „Hat man denn so was schon erlebt bei der Iphigenie vom seligen

Herrn Goethe!“ Hinten aber saßen die Schüler und Schülerinnen der oberen Klassen, und Minna, die unter ihnen ihr Plätzchen gefunden hatte, versicherte nachher: „Gnä' Fräulein, die hätten Sie am liebsten aufgefressen!“

Am Tage nach der Vorstellung, es war zugleich der Abschiedstag, war Dorothea noch einmal zum Friedhof hinausgegangen und hatte ein Veilchensträußchen auf Sickels Grab gelegt — ein Veilchensträußchen, das ihr gestern unter vielen, vielen andern Blumen geworden war. Eine ganze Zeit stand sie sinnend an dem kleinen Hügel und gedachte des Toten. Und wie immer, wenn sie seiner gedachte, schob sich das Bild Edgar Maurers dazwischen, in jenen merkwürdigen Umrissen, die ihr so unklar erschienen wie der ganze Charakter des Mannes.

Als sie langsam und nachdenklich die Chaussee zum Städtchen zurückschritt, zwischen den Feldern hindurch, auf denen das erste Grün sproßte, kam ihr ein Wagen entgegen. Ludolf Kastrop saß darin. Er zog tief den Hut — ganz tief. Sie sah ihn zum erstenmal wieder seit ihrer Aussprache, und sie dachte: ‚Nun hast du ihn auch zum letztenmal gesehen.‘ Aber wieder verknüpfte sich seine Gestalt mit der Maurers, wie vorhin dessen und Sickels Gestalt zugleich vor ihren geistigen Augen erschienen waren. Nur war es ganz anders: Sickel war der Schwache gewesen, Maurer der Starke. Aber — das fühlte sie — dieser Ludolf Kastrop war der Stärkste von ihnen: er war ein ganzer Mann! ‚Und ich habe ihn gebeugt,‘ dachte sie. Aber sie konnte, wie in all der Zeit, ihres Triumphes nicht recht froh werden.

„Kurz ist der Abschied für die lange Freundschaft!“ zitierte dann der Grenadier noch einmal auf

dem Bahnhof. „Freundschaft war's ja doch geworden, Fräulein Linden, wenn sie leider auch nicht arg lang war."

„Wenn Menschen auseinandergehn, so sagen sie: Auf Wiedersehn!" ergänzte Herr Neesemann, und der dicke Basser, der sich auch eingefunden hatte, summte mit gen Himmel gerichteten Augen: „Liebchen, ade — scheiden tut weh —"

Es war ein Glück, daß er dabei so unsagbar komisch aussah. Sie mußten alle lachen. Und darüber zog die Lokomotive an, und der Zug fuhr hinaus in das frühlingsduftende Land. —

Und nun war Dorothea in Berlin und im Empfangssalon des Herrn Geheimen Kommissionsrats Karl Oskar Braune, „Theater-Vermittlungs-Geschäft" — die Bezeichnung „Agentur" mochte dem Herrn Geheimrat nicht vornehm genug klingen.

‚So antichambrieren wir also wieder einmal,' dachte Dorothea, ‚wie in Gemar bei dem guten Rakolski im Wartezimmer der hohen Intendanz.'

Die herzbeklemmende Angst, die sie damals empfunden, war freilich nicht in ihr. Sie fühlte sich ungleich sicherer. Aber neugierig war sie, sehr neugierig, wie sich das hier entwickeln würde.

‚Alle Wetter, elegant hat es aber dieser Herr Braune!' dachte sie weiter. ‚Dagegen ist das Gemarer Wartezimmer ja die reine Bettelbude.'

Ein großer Raum, die Wände mit dunkelroter Seide bespannt, die Decke kassettiert und reich vergoldet. Ueberall kleine Arrangements, Möbel im englischen Stil, roter Mahagoni und bordeauxrote

Damastbezüge; ein mächtiger echter Perser auf dem Fußboden, zwischen den Fenstern auf der einen, zwischen den hohen Spiegeln auf der andern Seite köstliche frische Blumen in gewaltigen Bronzekübeln. Auf der seidenen Wandbekleidung, an schweren Schnüren in breiten, goldenen Rahmen einige Porträts: Possart, Kainz, die Sorma, Irene Triesch.

Es war sehr voll. Ueberall saßen, standen kleine Gruppen, elegante Damen, fast noch elegantere Herren. Kollegen, Kolleginnen wohl der Mehrzahl nach, aber doch auch andre Erscheinungen darunter. Nur ganz gedämpftes Plaudern; man achtete scheinbar möglichst wenig aufeinander, man schien den richtigen Salonton, wie er in diesen Raum paßte, geflissentlich festzuhalten. Als Dorothea eingetreten war, hatten sich wohl ein paar Augen auf sie gerichtet, aber man hatte gleich wieder fortgesehen. Und nur, wenn die große, lederüberzogene Tür drüben sich auf kurze Momente öffnete, blickte man dorthin.

Die Tür zum Allerheiligsten — natürlich. Dann und wann durfte einer, eine der Wartenden hineinschlüpfen; dann und wann kamen die Zugelassenen wieder heraus. Dann und wann überschritt einer der Diener — im Frack mit weißer Binde, Eskarpins und Lackschuhen — die geweihte Schwelle, und ein-, zweimal war auf ihr, auf die Dauer einer Sekunde, ein unglaublich dicker Herr erschienen; sehr klein, mit einem Bäuchelchen wie ein Luftballon, und einem Kopf darüber, fast ohne das Bindeglied eines Halses, einem Kopf, der aussah wie eine Riesenkartoffel. Sollte das der Gewaltige, der Herr Geheimrat sein? Vater hatte

manchmal gewitzelt: Was ist der Preußische Kommissionsrat? Er ist ein Rat vierter Klasse, fährt Eisenbahn dritter Klasse, Droschke zweiter Klasse und ist ein Lump erster Klasse. Nun — nun! Die Zeiten ändern sich. Hier paßt diese Charakteristik auf keinen Fall. Dritter Klasse fuhr dieser Herr sicher nicht, Droschke zweiter Klasse gab es in Berlin kaum noch — und ein Lump! Um Himmels willen! So etwas durfte man hier nicht einmal denken! Außerdem sah die Riesenkartoffel wirklich nicht bösartig aus. Und dann: Herr Braune war ja nicht bloß Kommissionsrat — er war Geheimer Kommissionsrat. Respekt! Respekt!

Aber warten mußte man! Warten! „Geduld — du junger, rosenfarbener Cherub!" würde der lange Grenadier zitiert haben, falls ihm das Zitieren hier nicht überhaupt vergangen wäre.

Dann — endlich, endlich — kam einer der befrackten Diener aus dem Allerheiligsten, sah sich suchend um, schritt geräuschlos auf Dorothea zu, beugte sich und hauchte im vollendetsten Hofton: „Der Herr Geheimrat lassen bitten."

Nun wurde Dorothea mit einem Male doch ein wenig ängstlich ums Herz. Und zum Ausgleich setzte sie dafür, indem sie die geweihte Schwelle überschritt, ihr stolzestes Gesicht auf.

Aber es schien: imponieren ließ sich dieser kleine Mann mit dem dicken Bäuchelchen unter der weißen, schwarz getupften Weste nicht. Er stand zwar von seinem Sitz vor dem Schreibtisch aus Palisanderholz auf, aber das Aufstehen war gleichsam nur eine symbolische Handlung. Gerade um einen halben Zoll erhob

er sich, nickte herablassend, fiel wieder auf den Sessel zurück und deutete auf einen andern: „Bitte — Fräulein Linden also — nicht wahr? Was wünschen Sie?“

Das klang wenig verlockend, wenig verheißend. Aber es reizte Dorothea. Sie erwiderte: „Sie haben mir geschrieben — oder schreiben lassen, daß Sie meine persönliche Vorstellung wünschten und mir Vorschläge zu machen hätten.“

„Hm! — So?“

Plötzlich wandte er sich scharf herum, drückte den goldenen Kneifer fest auf den breiten Nasenrücken und sah Dorothea an — eigentlich jetzt erst an. Und da erlebte sie wieder, was sie schon so oft erlebt hatte: den Eindruck ihrer Schönheit. Aber es hatte geradezu etwas Verletzendes, wie der kleine, dicke Mann sie musterte. Das Blut schoß ihr ins Gesicht — und vielleicht sah sie dadurch noch reizender aus. Er lachte wenigstens: „Na — rot werden Sie also auch noch, mein allergnädigstes Fräulein! Famos steht Ihnen das. Ja — und nun taucht mir's dunkel in der Erinnerung auf — hat nicht Maurer sich für Sie interessiert? Hm, er hatte immer einen guten Geschmack — Edgar Maurer — natürlich. Den neidischen Schleier aber könnten Sie wenigstens lüften, Allergnädigste —“

Sie rührte sich nicht.

Am liebsten wäre sie aufgesprungen und fortgeeilt. Sie war empört. Aber zugleich keimte lähmend die Sorge in ihr empor: das ist dort der allmächtige Braune — wenn du ihn behandelst, wie sein Benehmen es verdient, rührt er keinen Finger für dich — und du gehst ohne Engagement in den Sommer —

Vielleicht — vielleicht war der dicke Mann aber auch gar nicht so arg —

Vielleicht war er eben nur schlecht erzogen und war maßlos verwöhnt, dieser gewaltige Herr, von dem sie schon soviel hatte erzählen hören.

Jetzt lachte er sogar ganz gemütlich. „Also stolz wären wir auch, mein allergnädigstes, schönes Kind. Gar nicht so übel, steht Ihnen auch sehr gut. Nun, erlauben Sie mal —"

Er nahm das Telephon von der Schreibtischplatte. Sie hörte ihn hineinsprechen: „Gleich herüberbringen — Fräulein Linden — es ist der Dame geschrieben worden —"

Dann wandte er sich wieder zu Dorothea: „Wo waren wir denn zuletzt?"

Sie gab kurz Auskunft.

„Hm — also Anfängerin. Seh' mal einer an — und so stolz. Na, anfangen muß jeder einmal. Und wie steht es mit dem Repertoire?"

Wieder gab sie kurz Auskunft. Nicht ein Wort sprach sie mehr, als unbedingt nötig war.

„Hm — scheint ja immer noch ein rühriges Herrchen, dieser alte Neesepeter. Ja — aber da hätten wir ja die Papiere."

Einer der Diener brachte ein richtiges kleines Aktenfaszikel. Der Herr Geheimrat blätterte ein wenig darin, sah dazwischen wieder ein paarmal auf Dorothea, drückte ab und zu den Kneifer fester auf die Nase, schlug die kurzen Beinchen übereinander und wippte vergnüglich mit den Lackschuhen.

„Hm — ja, warum mag Sie denn in drei Deubels Namen Ihr Freund, der Maurer, nicht gleich nach Gemar

nehmen? Das könnte er doch leicht bei Exzellenz Rakolski erreichen."

„Ich wüßte nicht, inwiefern Herr Maurer mein ‚Freund' wäre, Herr Geheimrat!"

„Ach so — ich vergaß ganz, daß Sie so stolz sind — pardon — ja — also Ihr kollegialer Beschützer. Was — wie — ist's so recht?"

„Er interessiert sich wohl hauptsächlich für mich, weil Exzellenz von Rakolski und mein verstorbener Vater befreundet waren."

Sie wußte oder fühlte wenigstens, daß sie nicht ganz die Wahrheit sprach. Aber in ihr lebte nur der Wunsch, diesen peinigenden Anspielungen die Spitze abzubrechen. Das schien sie denn auch zu erreichen. Der Geheimrat blickte wieder scharf zu ihr hinüber, diesmal unbedingt ein wenig respektvoller.

„So, so. Darf ich fragen, was Ihr Herr Papa war, gnädiges Fräulein?"

„Offizier."

„Hm — so. Nun verstehe ich auch. Exzellenz Rakolski wird Sie in Gemar erst herausbringen wollen, wenn er die Gewißheit des Erfolges vor sich sieht. Hm — mag schon sein." Dann lächelte Braune wieder ein wenig süffisant. „Sagen wir also im Herbst. Für den Winter hat Rakolski, seit der Herzog sich mehr für das Theater interessiert, ja immer Bedarf an jungen Schönheiten. Hm — also ein Sommerengagement. Ich könnte Sie vielleicht für eine renommierte Bühne in einer der rheinisch-westfälischen Industriestädte in Vorschlag bringen. Was würden Sie zum Beispiel zu Brochum sagen?"

„Ich gehe überall hin, wenn die Bedingungen einigermaßen erträglich sind und ich gute Beschäftigung finde.“

Diesmal lächelte der Geheimrat nicht, er lachte. „An Beschäftigung dürfte es wohl nicht fehlen. Aber die Bedingungen? Gnädiges Fräulein, Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie Anfängerin sind. Nun, ich will aber zusehen, was sich machen läßt, unter der Voraussetzung natürlich, daß wir in dauernder Verbindung bleiben. Ganz ehrlich gesagt, ich hab's so in den Fingerspitzen, als ob Sie vorwärtskommen würden, und deshalb will ich ein übriges tun. Ja — vorwärtskommen — und Karl Oskar Braune hat sich noch selten getäuscht. Das weiß die Welt.“

Er stand auf. Er reichte Dorothea die Hand und drückte die ihre mit einem komischen, fast wie verliebten Augenzwinkern. „Also auf Wiedersehen, gnädiges Fräulein! Ihre Adresse, bitte, hinterlassen Sie draußen im Bureau. Ich depeschiere sofort nach Brochum. Was gemacht werden kann, wird gemacht, schon weil Sie wirklich bildhübsch sind, bildhübsch, was sage ich denn: schön, sehr schön.“

Sie stand schon auf der Türschwelle, da rief er sie noch einmal zurück: „Pardon, Gnädigste, wollen Sie nicht heute abend in das Deutsche Theater gehen? Oder, warten Sie, lieber in die Kammerspiele. Lysistrata — großartig. Ich hab' zufällig hier noch einen guten Platz.“

Ablehnen war nicht gut möglich. Und so saß sie am Abend in einem der tiefen Ledersessel des kleinen, intimen Raumes, von dem sie schon soviel gehört und

gelesen hatte, sah mit erstaunten Augen auf das Farbenwunder des Bühnenbildes, lauschte der realistischen, meisterhaften Aufführung und ließ sich von ihr über das eigne Schamgefühl, das der prickelnde Vorwurf der alten, griechischen Tragödie in ihr wachrief, hinforttragen. Sie bemerkte gar nicht, daß die Plätze rechts und links neben ihr leer blieben, fast die einzigen unbesetzten im überfüllten Hause. Bis dann plötzlich im Zwischenakt rechts die kleine Gestalt des Herrn Karl Oskar Braune auftauchte und links eine noch kleinere, ein rundes Püppchen, zwergenhaft fast, mit einem Marquisengesicht, Puder auf den Wangen und Puder im roten Haar. „Fräulein von Lindenbug — meine Frau!"

Er nannte zum erstenmal ihren Namen, und es wunderte sie, daß er den wirklichen wählte — wie merkwürdig klang ihr überhaupt der Vatername, den sie seit Monaten nicht gehört hatte.

Der kleine Mann war sehr echauffiert und ganz anders als am Vormittag. „Ich gehe sonst nur in die Komödie, wenn ich muß — muß! Aber da erzähl' ich zufällig meiner Frau — rein zufällig, wir sprechen sonst fast nie vom Geschäft — ja — erzähl' von Ihnen und daß Sie aus Gemar stammen — ja, und da —"

„Karl Oskar, aus deinen Worten kann kein vernünftiger Mensch klug werden," wisperte es im Diskant, aber sehr energisch zur Linken. „Sie müssen nämlich wissen, gnädiges Fräulein, daß ich ein Gemarer Kind bin. Mein seliger Vater war der Gymnasialdirektor Hergenpfeil — mein Gott, und ich habe ja Ihren Herrn Vater noch von Ansehen gekannt und Sie gewiß auch als Kind gesehen. Da hat man doch Interesse. Kurz,

ich wollte Sie gern kennen lernen, und — ja — ich wollte auch nicht, daß Sie in dieser gräßlichen Komödie allein sind — ja —"

Da ging zum Glück der Vorhang zum letztenmal auf und schnitt die Rede des Püppchens kurzweg ab, das heißt, nur zum Teil. Denn während von rechts her jetzt, während der ganzen letzten Szenen, immer wieder ein leises Schnaufen, ein heimliches „Großartig! Wunderbar! Wie das der Reinhardt herausgebracht hat! Und diese Eibenschütz!" an Dorotheens Ohr schlug, klang's von links herüber: „Daß man so etwas aufführen darf! — Daß man das ansehen muß! — Unsre Moral — unsre Moral —"

Und Dorothea fand: sie hatten alle beide recht. Und sie fand weiter, daß beide sie empfindlich störten, und amüsierte sich schließlich doch über die divergierenden Ansichten dieses Ehepaares. Wie mochten diese beiden Leutchen zusammengekommen sein?

Unten stand nachher ein fürstliches Auto. „Sie erweisen uns doch die Ehre und soupieren mit uns im Bristol," sagte er. „Natürlich essen Sie mit uns bei Adlon," sagte sie. Es entspann sich ein kleines Wortgefecht: hier Adlon — hier Bristol, aus dem die Gattin selbstverständlich als Siegerin hervorging. Und das war charakteristisch: während des ganzen Abends, in ewigem Geplänkel, blieb die kleine Frau die Ueberlegene, und der arme Karl Oskar, der die ganze deutsche Bühnenwelt beherrschen sollte, wurde kleiner und immer kleiner.

„Welches Glück dieser Mann da gehabt hat, daß ich seine Frau wurde! Bei dem Geschäft — wenn ich

nicht ein gesundes Gegengewicht bildete! Was, Karl Oskar? Hast du nicht ein immenses Glück gehabt?"

„Gewiß, meine Liebe —"

„Er möchte natürlich jeder hübschen Schauspielerin die Cour machen, bei seinem Asthma, wo er alle Jahre nach Nauheim muß. Du lebtest schon seit Jahren nicht mehr, wenn ich nicht vorsorgte. Ist es wahr oder ist's nicht wahr?"

Karl Oskar schnitt ein tragikomisches Gesicht. „Natürlich ist es wahr, das heißt — mit dem Courmachen, liebe Mechthildis, das ist —"

Mußte diese kleine Puppe auch noch Mechthildis heißen!

„Es ist wahr. Du hast diese unglückliche Neigung. Denken Sie denn, Fräulein von Lindenbug, er wäre heute abend nicht lieber allein gekommen? Aber ich kenne ihn doch. Kenne ich dich, Karl Oskar?"

„Bis in die tiefsten Tiefen meiner schwarzen Seele."

„Nun also! Eifersüchtig bin ich ja, gottlob, nicht, nur auf dein Wohl bedacht. Bin ich eifersüchtig, Karl Oskar?"

„Bewahre, liebste Mechthildis!"

„Nur auf dein Wohl bedacht. Du trinkst auch schon wieder zu schnell."

„Ich? — Aber bei Gott, Mechthildis —"

„Du trinkst zu schnell. Gleich stellst du dein Sektglas beiseite. Ein Glas Bordeaux darfst du noch nehmen — und Fachinger. Denke an dein Herz, Karl Oskar. Du neigst immer dazu, deinem Herzen zuviel zuzumuten!"

Es ging Schlag auf Schlag. Und dazwischen wisperte die kleine Puppe, die ein so strenges Regiment

führte, von Gemar und vom Gymnasium und von der alten Herzogin-Mutter; erzählte, wie sie als Gouvernante in das Haus dieses gänzlich verwahrlosten Karl Oskar Braune gekommen sei, und daß sie aus dem armseligen, kranken Witwer erst wieder einen glücklichen Menschen gemacht hätte; aß nach einer Omelette surprise noch drei Portionen Fruchteis, fragte Dorothea nach ihren Erlebnissen aus, hielt ihr alle Schäden und Gefahren der deutschen Schaubühne vor Augen und klagte, daß alle großen Traditionen auszusterben im Begriffe wären.

Dazwischen, wenn er sich auf einen Moment unbeobachtet glaubte, machte Karl Oskar verzweiflungsvolle Augen, um gleich wieder seine ergebenste Miene aufzustecken. Gerade noch so viel Mut hatte der Gewaltige, daß er Dorothea dann und wann auf die kostbare Ausstattung des „schönsten Hotels Europas" aufmerksam machte oder auf irgendeine markante Persönlichkeit an einem der Nebentische. Aber selbst darin mußte er vorsichtig sein, sonst hieß es: „Karl Oskar, benimm dich nicht so auffällig!"

Und Dorothea saß in ihrer stolzen Schönheit zwischen den beiden kleinen Menschen, neigte sich einmal nach rechts, einmal nach links und genoß zum erstenmal in ihrem Leben die Genugtuung: auch hier in Berlin erregst du Aufsehen. Sie hätte nicht Weib sein müssen, wenn es nicht eine Genugtuung für sie gewesen wäre. In ihrem einfachen Kleide, das aus der Werkstatt der guten Minna hervorgegangen war, saß sie, mit dem schlichten Hut, den sie sich selber garniert hatte, und fühlte, wie man sie bewundernd anstaunte, wie an den Nebentischen geraunt und getuschelt und

gefragt wurde, wer sie sei. Dies wunderschöne Mädchen, das niemand kannte, neben dem stadtbekannten Theatergewaltigen. Eine Schauspielerin also jedenfalls, so schön, wie es in ganz Berlin keine gab. An welche Bühne sie der Geheimrat wohl bringen würde? Ob sie Sängerin war? Ob eine Operettendiva? Ob eine Heroine? Opernhaus — Metropoltheater — Deutsches Theater —

Mit einem Male schien in Karl Oskar ein ähnlicher Gedankenkreis aufzusteigen. Er sagte plötzlich: „Eigentlich sind Sie für die Provinz doch viel zu schade!" Aber da mußte er wohl sofort eine kleine Depesche unter dem Tisch bekommen haben. Er zuckte zusammen und ergänzte: „Ja — nun, das wird sich später finden."

„Ich nehme an, Karl Oskar, daß du für Fräulein von Lindenbug sehr gut gesorgt hast."

„Aber gewiß doch, liebe Mechthildis."

„Sehr gut! Du verstehst mich, Karl Oskar. Ich interessiere mich für das gnädige Fräulein."

„Sehr gut. Uebrigens kann ich es ja gleich jetzt verraten: Brochum hat akzeptiert." —

Am Tage darauf hatte Dorothea ihren Vertrag. Ob er sehr gut war? Einhundertundfünfzig Mark Monatsgage, zehn Mark Spielhonorar. Es war glänzend, an dem Maßstab von Neumöller gemessen. Und dennoch unterschrieb Dorothea mit einem unsicheren Gefühl, sie wußte selbst nicht recht, weshalb. Es war etwas wie ein ungewisses Grauen in ihr vor den neuen Verhältnissen, denen sie entgegenging, vor der großen Stadt mit den rauchenden Fabrikschloten, vor dem Publikum,

das ihr mit so ganz andern Ansprüchen gegenübertreten würde, vor den fremden Kollegen.

Zum erstenmal überkam sie etwas wie Heimwehfieber. Nicht eigentlich nach einer wirklichen Heimat, nach einem Heimatort. Hatte sie denn überhaupt je eine Heimat in diesem Sinne besessen? Selbst Gemar war ihr das eigentlich nicht gewesen. Soweit sie zurückdenken konnte, immer war sie in Deutschland herumgeworfen worden, alle paar Jahre hatten die Eltern den Wohnsitz gewechselt. Aber das Heimweh nach einem sicheren Port, nach dem Schutz des eignen Herdes lebte weh in ihr auf: welch armseliges Menschenkind war sie doch! Wann würde sie je festen Anker werfen können?

Es waren Augenblicksempfindungen, die kamen und gingen. Sie wußte es selbst. Wenn sie erst wieder im Beruf stand, vor neuen Aufgaben, wenn die Arbeit sie packte, wenn der Tag drängte und die Stunde — wenn sie gefiel, dann würden, mußten solche Empfindungen verwehen wie Spreu vor dem Winde. Aber jetzt waren sie da, und sie mußte gegen sich kämpfen, daß ihr nicht die Tränen in die Augen schossen.

Endlos dünkte sie die Fahrt gen Westen.

Und auf dieser endlosen Fahrt, bald einsam in einem Abteil dritter Klasse, bald eingepfercht zwischen fremde Menschen, gleichgültigen jetzt, neugierig starrenden dann, stiegen in ihr mit jenem Heimwehfieber zugleich die Sorgen empor, die erbärmlichen, materiellen Sorgen.

Sie rechnete und rechnete, und das Resultat blieb immer gleich niederdrückend.

Ja doch! Sie hatte nun fast die doppelte Gage wie bei dem braven Neesemann; mit dem Spielhonorar sogar mehr, wenn sie einigermaßen häufig beschäftigt wurde. Aber ganz gewiß waren auch die Toilettenansprüche ungleich größere als in dem kleinen Neumöller, wo schließlich jedes einigermaßen aufgeputzte Fähnchen gnädig im Lampenlicht bewundert wurde. Die leidigen Toilettenansprüche, die zum Fluch jeder jungen Schauspielerin werden müssen.

Dabei war das kleine Kapital, das die Mutter hinterlassen, sogar in Neumöller schon wiederholt angerissen worden. Wie würde das in der größeren Stadt werden? Und wie schnell waren die paar tausend Mark aufgezehrt! Was dann — was dann?

Einen Moment dachte sie: die gute, alte Minna ist dir eigentlich eine finanzielle Bürde, mehr Bürde als Stütze. Wenn du sie entlassen würdest?

Aber gleich verwarf sie den Gedanken wieder. Nicht nur aus nüchterner Ueberlegung, nicht nur, weil Minnas Sparsamkeit und praktischer Sinn wohl alle Ausgaben für sie mehr als ausglichen. Nein, sie brauchte auch jemand, der ihr nahestand, an dem sie sich in trüben Stunden einmal aufrichten konnte. Sie brauchte dies verhutzelte alte Gesichtchen mit den treuen Augen mehr vielleicht als das tägliche Brot!

Und mitten in all dem trüben Ueberlegen mußte sie plötzlich laut auflachen.

Mit einem Male stand die kleine Geheimrätin, Frau Mechthildis Braune, geborene Hergenpfeil, vor ihren geistigen Augen, und es war, als hörte sie die leise Stimme, die so fein wisperte und vor der

der Theatergewaltige doch immer aufs neue zusammenschrak.

Woher die Frauen wohl die Gewalt über die Männer schöpfen?

Diese kleine Frau war gewiß selbst in ihren Blütejahren nicht sonderlich hübsch gewesen, nicht sonderlich klug, konnte ohne Zweifel oft recht unausstehlich sein, mußte einem vielbeschäftigten Mann bisweilen stark auf die Nerven fallen. Aber sie regierte doch: mit wispernder Stimme, aber gewiß mit straffem Zügel.

Und wie Dorothea in dem rasselnden Zuge, eingepferchi zwischen ein paar robusten Marktweibern, die zur nächsten Stadt fuhren, dieser geheimnisvollen Gewalt der Frau nachsann, da tauchten in ganz eigner Ideenverbindung vor ihr die Gestalten der Männer auf, die mit stärkerer Hand in ihr eignes junges Leben einzugreifen gesucht hatten.

Der eine, um den ihr Herz himmelhoch gejauchzt hatte und zu Tode betrübt gewesen war, mußte von ihr gehen, war hinausgegangen in den großen Kampf der Männer, ohne doch — und das stand heute zum erstenmal so klar vor ihrer Seele, daß sie selber davor erschrak — ohne doch den größeren Kampf um sie aufzunehmen. Den Kampf um ein Dasein, das gewiß reich an tiefschmerzlichen Entbehrungen gewesen wäre, aber unendlich reicher an dem Glück, das die Liebe gibt. Nun ruhte er, vom Unfrieden der Welt erlöst, in fremder Erde.

Der andre — ja wie war das eigentlich? Der andre war ein Irrlicht, das hier und dort an ihrem Wege aufzutauchen schien, als ob es in ihr Leben

hineinleuchten möchte. Was wollte Edgar Maurer? Hatte er nur das verstandesmäßige, künstlerische Interesse an der Kollegin? Liebte er sie? Und wenn er sie liebte?

Dann endlich der dritte. Sie hatte ihn verachtet, sie hatte ihn gehaßt, sie hatte ihn zu demütigen gesucht! Der Haß jedoch — sie wußte selbst nicht, wie es kam — der Haß war eingesargt, die Verachtung war erloschen, und die Stunde, in der sie als Siegerin von ihm geschieden zu sein meinte, gereute sie fast. Aber er erschien weltfern von ihr abgerückt, als ein ganz Fremder, der ihres Lebens Bahnen nie mehr kreuzen würde. Und das war gewiß am besten so. Nur die eine Erinnerung würde, mußte sie immer an ihn wahren: er war ein Mann!

Ganz jäh hörte sie wieder die wispernde Stimme: „Karl Oskar, benimm dich nicht auffallend! Karl Oskar, wenn du mich nicht hättest!“ Und Karl Oskar Braune, Theatergewaltiger und Geheimrat, beugte sich, beugte sich ganz tief.

Es war doch etwas Geheimnisvolles.

Sie, Dorothea, hatte nie Gewalt über die Männer gehabt, die ihre Kreise berührten. Wohl mochte sie Männerherzen erobern, herrschen würde sie nie über sie können. Und doch sagte ihr der Spiegel täglich aufs neue, was ihr allerorten bewundernde Blicke sagten: Du bist so schön! Du bist die Schönste im ganzen Land!

Ganz tief sank ihr das Haupt, und erst ganz allmählich hob sie den Kopf wieder.

Vielleicht war auch das gerade gut so, wie es war. Denn ihrer war die Kunst!

* * *

Wie oft mußte sie nicht lächeln in den nächsten Tagen, den nächsten Wochen, wenn sie an ihren Einzug in Neumöller, an ihre erste Zeit unter dem Zepter des alten Neesemann zurückdachte. Hier, in der schnell aufgeblühten rheinischen Industriestadt, war alles von viel größerem Zuschnitt. Ein schönes Haus, bequeme Garderoben — ach, wie wohl es ihr tat, daß sie eine eigne Garderobe hatte — eine gediegene Ausstattung auf der Bühne. Der Direktor in seiner Erscheinung, in seinem Auftreten ein Gentleman, der bei irgendeinem ersten Schneider arbeiten ließ und beim ersten wirklichen Frühlingssonnenschein den tadellosen Zylinder mit einem echten Panama vertauschte; seine Frau eine Dame von Welt, die sich dem Beruf ihres Mannes ziemlich fernhielt und nur gelegentlich bei den Proben auftauchte. Die Kollegen und Kolleginnen, mindestens äußerlich, durchaus „höhere Klasse", sogar bis zu den Vertretern der kleinen Rollen hinunter.

Welch ein Unterschied! Und dennoch — dennoch!

In Neumöller war Dorothea von den ersten Tagen an Alleinherrscherin in ihrem Rollenfach gewesen. Hier lernte sie zum erstenmal den bitteren Kampf kennen; die eine Notwendigkeit, sich eine sichere Position zu erobern, die andre, nicht minder schwere: sie zu behaupten.

Man raunte es ihr bald zu, und wenn man es ihr nicht zugeraunt hätte, sie würde es auch selber schnell erkannt haben: die Direktion Krauthaar gehörte zu denen, die „reichlich engagieren". Jetzt wußte sie schon, was das bedeutete. Jedes Rollenfach war drei-, vierfach besetzt, aber nach den ersten Debüts sichtete der Herr Direktor seine Heerscharen und entließ rücksichtslos, was

ihm nicht paßte oder dem sehr geehrten Publikum nicht gefiel. Der Vertrag bot ja dazu reichliche Handhaben. Und dann zogen die, so mit hochgespannten Hoffnungen gekommen waren, ab wie die betrübten Lohgerber. Mochten sie zusehen, wo sie in der schwerbedrängten Sommerzeit einen neuen Unterschlupf fanden.

„Geschäft bleibt Geschäft!" war hier die Devise Und das Theater war eben ein Geschäft gleich jedem andern.

Als Dorothea sich auf dem Direktionsbureau vorstellte, hatte sie Herr Krauthaar, ein noch junger Mann, der ursprünglich Redakteur einer mittleren Tageszeitung gewesen war und sich dank dem Sprungbrett seiner scharfen Kritiken und der Mitgift seiner Frau zum Direktor lanciert hatte, mit vollendeter Höflichkeit, aber mit etwas sarkastischer Zurückhaltung empfangen.

„Man hat Sie mir sehr gut empfohlen, Fräulein von Lindenbug — Apropos! Herr Rat Braune schreibt mir, daß Sie Ihren eigentlichen Namen wieder aufnehmen wollen — sehr verständig! — ja also, man hat Sie mir aufs wärmste empfohlen. Aber Sie kommen aus recht kleinen Verhältnissen — hm — Neumöller und Tenburg — ja, ich gestehe, ich war ein wenig erstaunt, als mir Braune depeschierte. Pardon — Sie werden das gewiß verstehen. Ich verstehe es ja auch, nun ich den Vorzug habe, Sie zu sehen. Wer sollte das nicht verstehen? Aber — hm — leicht werden Sie es hier nicht haben, Fräulein von Lindenbug. Ich denke, wir versuchen es zunächst mit ein paar kleineren Partien, die geeignet sind, Ihre Persönlichkeit besonders vorteilhaft herauszubringen —"

Er lächelte dabei überlegen, machte eine kleine Verbeugung und versicherte: „Ich meine es gut!"

Vielleicht meinte er es wirklich gut. Vielleicht ahnte er gar nicht, wie er Dorotheens Stolz beugte. Was wußte er denn auch von ihr?

Sie erhielt also einige „kleinere Rollen", leichte Ware in Komödien aus dem Französischen. Eine Vicomtesse, die gut aussehen sollte und wenig zu sagen hatte. Eine Brettldiva, die nur äußerlich zu glänzen und ein paar Strophen zu trillern hatte. Die Dueña im Cyrano — sie, die die Roxane gespielt hatte!

Es waren schmerzliche Enttäuschungen. Und mit den Enttäuschungen zugleich kamen die Sorgen, die sie unsicher im voraus geahnt hatte.

Sie hatte mit Minna eine sehr bescheidene Wohnung gefunden, aber auch diese war sehr teuer. Teuer, erschreckend teuer war hier alles in diesem im Verlauf weniger Jahrzehnte groß gewordenen Gemeinwesen. Selbst Minna, die ewig Gelassene, verlor einigermaßen ihr Gleichgewicht, wenn sie, mit dem Marktkorb am Arm heimkommend, ihrem gnä' Fräulein berichtete, daß jeder Krämer hier ein halber Wucherer sei. Aber von allen Sorgen die schlimmsten waren die Toilettensorgen. Wie sich die Kolleginnen herausbrachten! Woher sie nur das Geld nahmen, um von Akt zu Akt in immer eleganteren, immer kostbareren Kleidern zu erscheinen? Sie, die zum größeren Teil doch auch mit einer verhältnismäßig lächerlichen Gage engagiert waren.

Immer wieder ging Dorothea den Inhalt ihrer gerade ausgepackten Koffer durch. Sie hätte weinen mögen: für die historischen Rollen mochte das eine oder

das andre von dem Vorhandenen zur Not genügen. Aber gerade für die moderne, leicht geschürzte Komödie fehlte alles und jedes. Man konnte die kokette Vicomtesse doch nicht in einem „Kattunfummelchen“ darstellen, und das schon dreimal umgearbeitete Blauseidene genügte unmöglich für die Brettldiva, von der es in der Rolle hieß, daß sie sich allabendlich mit Brillanten im Wert einer halben Million behängte.

Sie hätte weinen mögen. Aber Tränen halfen nichts. Es mußte wieder das kleine Kapital angegriffen werden, so sehr Minna jammerte, drohte, schalt. Es mußten Stoffe und Spitzen gekauft werden, und dann surrte die Handnähmaschine zwei Tage und drei Nächte hindurch. Ein Glück noch, daß man einen Geschmack mit persönlicher Note besaß. Ein Glück noch, daß Minna die „goldig geschickten“ Finger hatte. Auf die verlorenen Nachtstunden kam's schließlich nicht an. Freilich — wie unendlich viel lieber hätte Dorothea die auf ein ernsteres Rollenstudium verwendet als auf diese elenden Partien, die des Lernens kaum lohnten. Oder lohnten sie doch? Gleich bei ihrem ersten Auftreten hatte sie einen kleinen Erfolg. Sie fühlte zwar, dieser Erfolg war wieder einmal einer von denen, die ihrer Schönheit galten — diesmal wohl nur ihrer Schönheit. Der Direktor hatte schmunzelnd an seinem à la Haby gebrannten, schwarzen Schnurrbärtchen gewirbelt, als sie aus der Garderobe kam: „Brillant, Fräulein von Lindenbug!“ Fräulein Melanie Schwarz, die etwas ältliche Kollegin, der die größere Rolle der Schloßherrin zugefallen war, hatte ihr einen bösen Blick zugeworfen. Und durch den Zuschauerraum war dann jenes leise Rauschen bei ihrem

Auftreten gegangen, das entsteht, wenn ein paar hundert Hände gleichzeitig das Opernglas heben, wenn die Theaterzettel plötzlich leise knistern, weil alle Welt nachsehen möchte. „Alle Wetter — wer ist denn das?“

Schönheit ist eben ein wahres Himmelsgeschenk. Für alle Welt, aber zumal für jene Bretter, die die Welt bedeuten. Zumal wenn, was auf der Bühne keineswegs häufig, Schönheit sich mit Jugend paart.

Bei der Cyrano-Aufführung raunte Herr Max Hinkell, der im kollegialen Verkehr ein wenig wienernde Gascogner mit der Riesennase, Dorothea zu, mit einem Seitenblick auf Fräulein Melanie Schwarz: „Mit Ihnen hätt' ich halt noch lieber g'spielt?“ Und der Direktor wirbelte seinen Habybart, ohne ein Wort zu sagen, aber mit der Miene eines Mannes, der sich mit großen Entschlüssen trägt.

Herr Krauthaar war durchaus für „die Moderne“; die „öden Klassiker“ waren ihm im besten Fall ein notwendiges Uebel, und wenn er einen „alten Schinken“ herausbrachte, so geschah's immer aus besonderen Gründen: entweder, um denen eine Konzession zu machen, die ja bekanntlich nicht aussterben, wie er sich ausdrückte; oder um einen Versuch à la Reinhardt zu veranstalten, ob man nicht solch' „Ururvatersstück“ reizvoll auffrischen konnte, indem man ihm eine besonders stimmungsvolle Ausstattung gibt, oder endlich, um irgendein Mitglied „auszuprobieren“. Mißglückte das dann, so hatte es bei einem klassischen Stück noch am wenigsten zu sagen.

„Ich beabsichtige, ‚Minna von Barnhelm‘ mal wieder aufs Repertoire zu setzen. Es gibt ja immer noch sonderbare Schwärmer, die das Stücklein nicht nur

für das erste, sondern auch für das beste deutsche Lustspiel halten. Bitte, Fräulein von Lindenbug, sie übernehmen natürlich die Minna."

„Natürlich," sagte er bereits. —

Und es wurde ein voller, ganzer, runder Erfolg für Dorothea.

Seitdem stand sie fest — bei dem Publikum und bei der hohen Direktion, während Melanie Schwarz ihre Koffer packte und, wie Herr Max Hinkell meinte, „zwischen Rhein und Memel Altersversorgung suchte".

Aber trotz der Erfolge wurde Dorothea in der Industriestadt nicht recht froh. Es kam mancherlei zusammen. Das Repertoire behagte ihr nicht, bot ihr zu wenig ihrer Individualität zusagende Aufgaben. Manchmal dachte sie im stillen: bei dem guten Neesemann war ja, in aller Enge, mehr künstlerisches Leben als hier. Dann waren die nicht endenden Toilettensorgen um so einschneidender und schwerer, weil der Direktor immer wieder neue, moderne Stücke herausbrachte. Zudem kränkelte Minna und konnte ihre geschickten Hände nicht mehr so flink und unermüdlich rühren wie ehedem. Sie verbarg es zwar, so gut sie es vermochte, aber sie klagte doch oft: „Der Kohlenstaub — der verfl — Kohlenstaub, gnä' Fräulein — wie die Leute hier nur leben können." Ja freilich, schön war Brochum nicht mit seinen himmelhohen Schloten und seinen Fabrikkasernen. Da hatte man sich nun immer und immer wieder auf den Vater Rhein gefreut, die ganze Jugend hindurch, auf den Wunderstrom und seine poesieumwobenen Rebenhänge, und nun saß man knapp zwei Stunden entfernt, ohne ihn grüßen zu können, saß

eingesponnen in eine Maueröde, atmete die Stickluft der Industriestadt, hörte das Pfauchen und Rasseln der Maschinen. „Ach, du mein Vater Rhein!" stöhnte Dorothea wohl bisweilen, oder sie gedachte wiederum des kleinen Neumöller, das von Ost und West her die frische, herzerhebende Meeresluft umweht hatte.

Auch die kollegialen Verhältnisse waren nicht übermäßig erquicklich. Man lebte nebeneinander hin, ging außerhalb der gemeinsamen Tätigkeit seine eignen Wege. Man war eben schon in der Großstadt.

Nur eine Freude und Genugtuung hatte Dorothea. Es fand sich, was sie bisher so schmerzlich entbehrt hatte, ein wenig geselliger Verkehr und brachte sie aus der Abgeschlossenheit des Berufs wieder etwas mit der großen Welt in Verbindung.

Es kam, wie es nicht selten kommt, wenn eine solche Brücke geschlagen wird.

Dorothea fand eine Zeitlang, fast nach jedem Auftreten, ein paar Blumen an der Klinke ihrer Wohnungstür befestigt, sinnig mit irgendeinem farbigen Band zusammengebunden. Dann kamen einige kleine, rührend unbeholfene, schwärmerische Gedichte, von einer flinken Mädchenhandschrift geschrieben, und dann stand eines Nachmittags ein lang aufgeschossenes, hübsches, blondes Ding, ganz holde Siebzehn, vor ihr in ihrem Zimmer, sah sie, erglühend wie ein Röslein, mit großen, blauen Augen an, hob bittend beide Hände und sagte nichts als: „Meisterin —" Sagte es nicht, hauchte es nur.

Im ersten Moment fühlte Dorothea einen schier unwiderstehlichen Lachkitzel im Halse. Aber zugleich tauchte in ihr die Erinnerung auf an die eigne holde

Siebzehn — es war ja noch gar nicht so lange her, wenn es ihr oft auch wie eine Ewigkeit erscheinen wollte. Sie gedachte der lieben, süßen Jugendeseleien, die sie selber verbrochen hatte, daß auch sie einst die Heroine in Gemar angedichtet, angeschwärmt und angebetet, und daß einst sie den Namen des „Schwarms“ auf winzig kleine Papierschnitzelchen geschrieben, die sie auf ihre Schulsemmel gelegt und selig mit hinuntergewürgt hatte.

Nein — nicht lachen! Nicht wehe tun!

So legte sie ihren Arm um den Gürtel des Mädchens, drehte sich mit ihr einmal im Kreise und sagte dann lustig:

„Da setzen wir uns hin. Meisterin — ach nein! Aber erzählen Sie mir etwas von sich, damit ich Sie kennen lerne.“

Es kam nur sehr langsam heraus. Die kleine Schwärmerin hieß Margaret Wignam, war eines sehr wohlhabenden Fabrikbesitzers Töchterlein — und wollte selbstverständlich zur Bühne. Als dies Geständnis endlich über die bebenden Lippen war, sagte Dorothea nur: „Nein! Nein! Nein!“ Dreimal hintereinander und so bestimmt, daß sie selber davor erschrak. Aber sie redete dann Margaret so herzlich und eindringlich ins Gemüt, daß die, zwar mit etlichen Tränen, aber doch ohne darüber zu sterben, ihren Bühnenideen Valet gab. Sie schieden als gute Freundinnen; Margaret mit einem langausgedehnten Handkuß, den Dorothea in einen herzlichen Kuß auf den jungen Mund übersetzte.

Wenige Tage später kam die Mutter des Kindes, um zu danken. Die Kleine hatte unter Tränen alles gebeichtet, vom ersten Rosensträußchen, daß sie zitternden

Fußes die zwei schmalen Stiegen zu Dorotheens Wohnung hinaufgetragen, bis zu der großen Szene und bis zu dem energischen „Nein! Nein! Nein!“ Frau Wignam berichtete es mit dem Lächeln einer verständigen Mutter und mit dem taktvollen Hinzufügen, daß sie einer wirklichen großen Begabung nie ernstliche Hindernisse in den Weg gelegt haben würde — und sie lud dann Dorothea ein. Es entspann sich ein engerer Verkehr, man gefiel sich augenscheinlich gegenseitig, und neben dem einen gastlichen Hause öffneten sich in dem grünen Villenkranze draußen vor den Toren der Künstlerin noch einige andre.

Ein angenehmer Kreis von fein gebildeten Männern und Frauen war es, dem auch die frohe Jugend nicht fehlte. Manch ein leises Vorurteil ward da hinüber und herüber besiegt, und als die Sommersaison des Stadttheaters sich ihrem Ende zuneigte, war allgemeines, aufrichtiges Bedauern. Ja, Herr Wignam, der dem städtischen Theaterkuratorium angehörte, sprach mit seiner leisen, sanften Stimme wohl davon, ob er seinen Einfluß in die Wagschale werfen dürfte, um Fräulein von Lindenbug für den Winter zu fesseln. Aber Dorothea schüttelte den Kopf.

„Sie waren alle so lieb und gütig zu mir. Ich möchte nicht undankbar erscheinen. Nur, verzeihen Sie — darf ich ein Wort von Geibel für mich sprechen lassen: ‚Laß das Träumen, laß das Zagen! Unermüdet wandre fort! Will die Kraft dir schier versagen: vorwärts ist das rechte Wort!‘“

Da nickte der alte Herr lächelnd: „Ich möchte Ihnen dafür ein Verslein aus einem vergessenen

rheinischen Volksliede sagen: ‚O Jugend, o schöne Rosenzeit, die Wege, die Stege mit Blumen bestreut — der Himmel steht offen, man siehet die Engelein.‘ Sie sind noch so jung, drum sind Sie im Recht, und wir können nur wünschen, daß Ihnen der Himmel offen stehe und daß Ihre Wege und Stege mit Blumen bestreut sein mögen.“

Das kleine Gespräch fand in dem großen Garten der Villa statt, etwas abseits von der fröhlichen Gesellschaft, die unter der Laube um eine mächtige Bowle saß. Die Gläser klirrten herüber, und dann fing der älteste Sohn des Hauses, der gerade von der Technischen Hochschule zurückgekommen war, mit seinem kräftigen Bariton zu singen an:

„Am deutschen Rheine, grün umlaubt,
Da ist ein lustig Leben;
Es trägt der Rhein auf seinem Haupt
Ein Diadem von Reben.“

Die andern fielen ein. Dorothea und der alte Herr traten näher heran, auch sie sangen mit:

„Ein lustig Leben ist am Rhein.
Ich sing' mit hellem Tone:
Es ist der Aßmannshäuser Wein,
Rubin in Rheinlands Krone —“

Der junge Wignam brachte Dorothea und dem Vater je ein Glas. Man stieß an; es stieg noch ein Rundgesang und noch einer. Und dann sagte die Hausfrau dazwischen: „In diesem Jahre waren wir noch gar nicht am Rhein —“

Und Dorothea: „Und ich kenn' ihn überhaupt nicht.“

Ein Hallo erhob sich. Man lachte, man wollte es nicht für möglich halten, nicht glauben. Diese Rheinlandskinder bekreuzigten sich: Vater Rhein noch nicht

gesehen zu haben! Wie konnte man leben, trinken, lachen und fröhlich sein, ohne den Rhein zu kennen?!

Bis dann der alte Herr entschied: „Ich lade euch alle zusammen ein — vom Drachenfels bis zum Niederwald! Und Sie, gnädiges Fräulein, da Sie am schwersten sich auf zwei Tage freimachen können, Sie sollen uns sagen, wann wir unser Schifflein rüsten dürfen.“ —

Sonnige, wonnige Augusttage wurden es. Endlich einmal wieder hatte Dorothea sich ganz losgelöst von den Sorgen des Tages, vom Beruf. Sie wollte harmlos fröhlich sein mit den Fröhlichen, und sie war es.

In Aßmannshausen, in der alten lieben Krone, hatten sie gespeist, hatten das Freiligrath-Zimmer besichtigt, hatten sich noch einmal zum kühlen Trunk niedergesetzt. Nun ging es über den Niederwald nach Rüdesheim.

Es war eine ziemlich große Gesellschaft geworden, dem engeren Wignamschen Kreise hatten sich Verwandte und Bekannte angeschlossen. Zuerst blieb man beieinander, dann dehnte und streckte sich der Zug durch den Wald. Umgekehrt wie es sonst ist: die Aelteren schritten rüstig voran, die Jugend trödelte unter Lachen und Scherzen hinterdrein. Mit ihr war Dorothea, und der rheinische Uebermut hatte auch sie angesteckt. Es war wie ein Jubeln in ihr: endlich, endlich wieder einmal!

Anfangs war sie mit Margaret Wignam gegangen und deren ältesten Bruder, dem jungen Dr.-Ing. Dann hatten ein paar Freundinnen den Backfisch mit sich fortgezogen, seitlich vom Wege; man hörte sie lachen und kichern. Nun schritt sie mit dem jungen Techniker allein, und der Schaumwein der Krone war mit ihnen.

„Wissen Sie, wie's der Goethekreis in Frankfurt machte? fragte er lachend. „Da schloß man in einer Lotterie scherzhaft Ehen auf Tage und Stunden, nur um sich beim Vornamen und mit dem freundschaftlichen Du ansprechen zu dürfen. Mariagespiel nannten sie es, und Goethe verband dreimal das Los mit — nun, wie hieß sie doch — mit der Anne Sibylle Münch. Es muß ganz furchtbar nett gewesen sein."

„Glaub' ich schon."

„Wie wäre es? Was unsre Leutchen wohl für Augen machen würden, wenn sie es hörten. Wollen wir — bis heute abend?"

„M. W. — machen wir!"

Und sie nahmen den Scherz auf. Es ging vortrefflich, das Du und Albert und Dorothea flogen nur so herüber und hinüber.

„Nein — Albert, das klingt so steif. Ueberhaupt, ein schrecklicher Vorname, mit dem mich meine alten Herrschaften gestraft haben. Bertchen nennt mich Mutter, wenn sie es besonders gut meint."

„Also — Bertchen, obschon es etwas weiblich klingt für einen wohlbestallten Dr.-Ing. — Bertchen!"

„Ja, Teuerste — aber Dorothea klingt mehr wie steif. Ich muß auch einen Kosenamen für dich wissen. Man ist doch nicht umsonst Mann und Frau."

„Diedel hat man ein gewisses Kind genannt, liebes Bertchen. Zu komisch: Bertchen!"

„Diedel ist famos. Ich nenne dich nur noch Diedelchen. Man hört ordentlich die Musik aus dem Namen. Dibeldum, dibeldum —"

„Hör' mal, Bertchen, die Zusammenstellung mit dumm möchte ich mir energisch verbitten."

„Vorzüglich — vorzüglich: da hätten wir also schon die erste Gardinenpredigt. Anbetungswürdige Gattin, geliebtes Diedelchen, zum Pantoffelhelden habe ich wahrhaftig keine Anlage."

„Aber ich zur Tyrannin! Man ist doch nicht umsonst Heroine."

„Also schön, du darfst mich knechten. Aber den Arm mußt du mir geben."

„Ist ganz unmodern, Bertchen. Kommt unter Eheleuten gar nicht mehr vor."

„Bitte recht sehr. Wir sind in der Wertherzeit. Bitte, Diedelchen, teures, mir angetrautes Weib, gestrenge Tyrannin — deinen Arm — deinen Arm."

So traten sie, Arm in Arm, lachend, auf den freien Platz vor dem Denkmal. Der Marsch hatte ihnen das Blut in die Wangen getrieben, und der Frohsinn leuchtete aus ihren Augen.

Und da sah Dorothea plötzlich — kaum zwanzig Schritt vor sich — Ludolf von Kastrop.

Er stand ganz allein, hatte hinausgeschaut auf den Rheinstrom und die sonnenüberströmte Landschaft drüben, wandte sich gerade um — und sah auch sie. Er mußte noch Wignams lautes „Deinen Arm" — deinen Arm" gehört haben und ihr fröhliches Lachen. Er mußte jetzt sehen, wie ihr das Blut jäh in die Wangen schoß.

Und sie sah, wie es in seinem Gesicht zuckte. Sah, wie er die Unterlippe zwischen die Zähne preßte. Sah dann, wie er den Hut tief zog, sich umwandte und schnell, dicht an ihnen vorbei, die Straße entlang schritt.

Und wieder mußte er, mußte er hören, was der junge Wignam sagte: „Diedelchen, du zitterst ja. Vor Liebe?“ Sie fühlte es, daß er das hören mußte.

Mit einem jähen Ruck riß sie ihren Arm frei. Das ganze übermütige Spiel kam ihr mit einem Male so unsagbar albern, so unwürdig und unpassend vor. Die Brust war ihr plötzlich eng geworden, und wie ein Reif lag es um ihren Kopf. Aufschreien hätte sie mögen. —

Der Mann dort — was ging sie der Mann an? Ludolf Kastrop? ‚Was ist er dir?‘ rief es in ihr. Hastig gab sie sich selber die Antwort: ‚Nichts — nichts.‘ Aber in der Antwort lag es wie ein Zwang, den sie sich antun mußte. Der große Schmerz ließ sich nicht ertöten: ‚Was muß er von dir denken? Gerade er! Er?‘ —

„Aber Diedelchen, was hast du denn nur? Willst du mir eine Ehestandsszene machen?“ hörte sie die junge Stimme neben sich. „Das ist entschieden zu früh, wo wir doch erst vor einer halben Stunde geheiratet haben. Schäm' dich, mein Diedelchen.“

Sie stand und hörte es und holte tief Atem.

Am liebsten hätte sie geantwortet: ‚Es ist genug dieses törichten Spiels.‘

Doch da kam ihr schon die ruhigere Ueberlegung: ‚Weshalb dem liebenswürdigen Menschen den harmlosen Spaß verderben? Sei nicht kleinlich, Dorothea.‘ Dazu kam der Trotz: ‚Nun erst recht! Warum auch nicht?‘

Diesmal zwang sie sich: „Gerade weil wir so jung verheiratet sind, Bertchen! Du sollst gleich deine launische Herrin kennen lernen. Küsse nur meinen Pantoffel!“

Und sie lachte, schob wieder ihren Arm in den seinen und zog ihn hinüber zu der andern Gesellschaft, die sich zu Füßen des Denkmals gesammelt hatte.

* * *

Es war sehr heiter geblieben in dem Rheinländerkreise. Erst in Rüdesheim, dann auf dem Dampfer, schließlich in Wiesbaden, wo die fröhliche Fahrt endete. Vielleicht schien Dorothea die Heiterste, vielleicht die Uebermütigste. Bisweilen glitt wohl ein etwas erstaunter Blick des alten Herrn von ihr zu dem Sohne, und von dem Sohne zu ihr. Aber dann lächelte er doch wieder: das hatte nichts auf sich! Er kannte sein Bertchen, er meinte auch, dies schöne, stolze Mädchen zu kennen. Und er selber fühlte in diesen Stunden das flotte, rheinländische Blut reger durch die Adern kreisen: man war ja auch einmal jung gewesen! Nur der Jugend nicht die harmlose Freude verkümmern!

Ungestört, bis zur letzten Minute, verlief das Zusammensein. Und als man sich auf dem Bahnhof von Brochum trennte, geschah's mit festem Handdruck: Vater Rhein hat's wieder einmal gut gemeint mit seinen Kindern —

Aber Dorothea war kein Rheinlandskind.

In all den Stunden hatte es wie drückende Last zentnerschwer auf ihr gelegen. Was die andern als sprudelnden Frohsinn angesehen, angestaunt hatten — es war ein Spiel gewesen, Komödie. Und daß es nichts andres gewesen war, tat ihr doppelt weh. Sie kam sich wie eine Betrügerin vor, wie eine Gauklerin.

Langsam und schwer stieg sie die Treppe zu ihrer Wohnung hinan.

Es dämmerte schon. Minna hatte bereits Licht. Sie kam in den Korridor, als der Schlüssel im Schloß knarrte. Und es war, als könnte sie im Gesicht ihrer jungen Herrin lesen. „Gnä' Fräulein, ist Ihnen nicht gut? Ich sag's ja — ich sag's ja — hier werden wir beide noch ganz krank."

„Bewahre, alte treue Seele. Ich bin ganz wohl. Nur etwas müde — sehr müde."

Dann saß sie in der Sofaecke, wirklich wie zerschlagen, starrte vor sich hin und sann und sann.

Minna stellte das einfache Abendbrot auf den Tisch, ging auf leisen Sohlen hin und her. Aber selbst diese leisen Schritte taten Dorothea weh.

„Herrjemine — die Briefe! Und 'ne Depesche, gnä' Fräulein. Und morgen ist doch Minna von Barnhelm."

Da lagen zwei Briefe. Richtig — und ein Telegramm. Mochten sie liegen bleiben.

Aber schließlich griff Dorothea doch nach dem zusammengefalteten Blatt. Ein Telegramm? Ein Telegramm bleibt eben ein Telegramm, ein magnetisches Etwas, dem sich selbst der Müdeste nicht entziehen kann.

Die Depesche kam aus Köln: von der Direktion des Stadttheaters. Richtig: der Direktor war ja neulich hier gewesen, hatte sie als Minna gesehen.

„Sind Sie zum Oktober frei? Anbieten, wenn Debüt erfolgreich, dreihundertundfünfzig Mark, zwanzig Mark Spielhonorar. Jahreskontrakt, acht Wochen Sommerurlaub."

R. P. — Rückantwort bezahlt. Der gute Mann mußte es eilig haben.

Nun erwachte Dorothea doch aus ihrer Träumerei. Da war wieder einmal das Leben, das Leben mit seinem Muß, der Beruf!

Für ihre Verhältnisse ein glänzendes Anerbieten. Man durfte es nicht von der Hand weisen.

Aber da lag ja noch ein Brief, und noch einer —

Ein blauer Umschlag: „Theater-Vermittlungs-Geschäft Karl Oskar Braune, Berlin."

Und der Herr Rat schrieb persönlich. Nicht einmal diktiert hatte er. Da stand es in seiner krausen Handschrift mit den hundert Fähnchen und Häkchen, die jede Zeile so schwer lesbar machten wie seine Abkürzungen, die oft die einzelnen Worte wie in einer selbsterfundenen Stenographie wiedergaben. Ganz vertraulich, fast wie ungeschäftlich, schrieb der Theatergewaltige. Seine Exzellenz Herr von Rakolski sei auf der Suche nach einer ersten Kraft. Jung sollte sie sein, schön sollte sie sein, begabt sollte sie sein, gleichbegabt für das Klassische wie für die Moderne. Seine Exzellenz hätten ja ihren Namen — Dorotheens Namen — nicht genannt. Sehr erklärlich, denn Seine Exzellenz wollten sich natürlich nicht Protektionswirtschaft vorwerfen lassen. Aber er, Karl Oskar Braune, sei doch auch nicht aus Dummsdorf, Schilda und Umgegend. Also, ob er die Vermittlung offiziell übernehmen sollte? Selbstverständlich würde er auch pekuniär herauszudrücken suchen, was möglich sei. Obschon die pt. Hoftheater — na, das kenne man ja! Aber unter dreihundert Emmchen kein Rühran. Dann noch als Schlußsatz: „M. M. läßt

grüßen, hofft schon Wsehen G. Sie haben ihr Herz erob., ws mir nie glang."

Gemar! Also doch! Gemar und Köln!

‚Mein Stern steigt!' dachte Dorothea. Sie war nun ganz wach, ganz im Beruf. Und alles Träumen war in ihr erloschen.

Gemar und Köln. Gemar oder Köln. Man mußte ruhig überlegen. Es sprach viel für das eine, viel für das andre. Die Wahl war nicht leicht.

Aber da lag ja noch der zweite Brief.

Als sie den elfenbeinfarbenen Umschlag aufnahm, erkannte sie sofort die Handschrift. Der Brief kam von Maurer.

Ein wunderliches Zusammentreffen. Gestern Ludolf Kastrop. Heute dies Lebenszeichen von Edgar Maurer.

Aber wenn ihr das Wiedersehen mit Kastrop wider Willen das Blut durch die Adern gejagt hatte, den Brief Maurers öffnete sie ganz kühl.

Er hatte die Verbindung mit ihr nie ganz abreißen lassen. In unregelmäßigen Zwischenräumen hatte er immer wieder an sie geschrieben, eigentlich stets ohne ersichtlichen Grund. Seine Briefe, bald kurz, bald lang, bisweilen sogar sehr lang, hatten immer etwas eigen Anregendes für sie gehabt, ohne sie doch innerlich zu erregen. Er schrieb wie ein gescheiter Mann, der gern ein wenig geistreichelt. Inhalt und Form pflegten etwas Prickelndes zu haben. Fast stets berührte er nur künstlerische Fragen, sprach wohl etwas viel von sich und seinen Erfolgen, aber zeigte dabei doch auch immer aufs neue sein Interesse an ihrer Entwicklung. Und ganz im Hintergrund fehlte nie irgendeine diskrete Huldigung.

Man mußte fast nach dieser suchen, so liebte er sie zu verstecken, und hatte doch immer das Gefühl: er versteckt sie, nur um sie wirkungsvoller zu machen. Bisweilen hatte Dorothea darüber gelächelt, ein paar Male vielleicht sogar gelacht. Und wenn sie antwortete, so war sie selbstverständlich über diese Seite seiner Briefe hinweggeglitten, ohne sie auch nur zu streifen.

Diesmal schrieb er merkwürdig kurz, ganz sachlich. Jetzt sei die Stunde da, der Wendepunkt. Für den Winter würde der Platz für sie in Gemar frei. Nach allem, was er gehört — er wäre neulich zum Genossenschaftstag in Berlin gewesen und dort mit einigen rheinischen Kollegen und Direktoren zusammengetroffen — würde es ihr nicht an anderweitigen Offerten fehlen. Vielleicht sei eine materiell günstigere darunter, als Gemar ihr bieten könnte. Aber sie solle, dürfe nicht schwanken. Ein Hoftheater hätte immer sein besonderes Relief. Gemar zumal sei und bliebe klassischer Boden. Und — Gemar könnte ihr zum Sprungbrett werden für die größten Bühnen Deutschlands.

Dann folgte noch eine Schlußwendung, die allein aus dem Rahmen des Sachlichen herausschlug:

„Daß ich mich glücklich schätzen werde, mit Ihnen gemeinsam tätig sein zu dürfen, wissen Sie. Aber ich muß Ihnen dennoch ausdrücklich aussprechen, daß ich mich herzlich auf unser Zusammenwirken *freue*. Erlauben Sie mir, mich diesmal zu zeichnen als

Ihr aufrichtig ergebener Kollege und Freund

Edgar Maurer."

Nun saß Dorothea doch wieder und sann, weit zurückgelehnt in die Sofaecke. Sann und sann. Sie

war schon fest entschlossen gewesen für Gemar. Die wenigen Schlußworte Maurers aber hatten sie wieder schwankend gemacht. Vielleicht sogar nur das eine Wort: „Freund!“

Es bäumte sich in ihr etwas gegen dies eine Wort auf. Als sie ein Kind gewesen war, hatte die Mutter bisweilen, wenn sie trotzig und hochmütig war, gesagt: „Diedel, der Bock stößt dich!“ Aehnlich war's jetzt: der Bock stieß sie. Sie dachte: ‚Wie kommt dieser Komödiant dazu, sich deinen Freund zu nennen?‘ Sie vergaß ganz, daß sie Maurers Kollegin war, und dachte doch im gleichen Atemzuge dann: ‚Deinen Freund nennt er sich, und du mußt mit ihm zusammen auf der Bühne stehen, er wird seine Arme um dich legen dürfen, seine Lippen werden deine Wange streifen, und du wirst stillhalten müssen.‘ Noch niemals hatte sie eine ähnliche Empfindung gehabt, das eine Wort „Freund“ erst löste sie aus.

Sie sann und sann. Und allmählich kam doch eine ruhigere Auffassung über sie. Nun ja: Maurer interessierte sich für sie, interessierte sich wohl nicht nur für die Künstlerin, sondern auch für die Frau in ihr. Was verschlug es schließlich? Sie würde ihn schon in den Schranken zu halten wissen. Und das eine Wort — das eine dumme Wort! Mein Himmel, die Bühne bringt es nun einmal so mit sich, daß der Künstler hohe Worte leicht ins praktische Leben überträgt, ohne ihnen ein besonderes Gewicht beizumessen. Es war eben ein Wort — ein Wort, wie viele andre. Man mußte es nicht auf die Wagschale legen, oder tat man es doch, dann wog es gewiß leicht.

Plötzlich sprang sie auf und rief laut ins Nebenzimmer, wo Minna gerade noch an der Untertoilette für die andre Minna für morgen abend bügelte: „Wir gehen nach Gemar!“

Da kam die Alte hereingelaufen und schlug die Hände zusammen.

„Nach Gemar? Ist 'ne Möglichkeit! Nach unserm lieben, schönen Gemar! Gnä' Fräulein, gnä' Fräulein, unser guter Gott lebt noch. Ich dacht' schon, er wollt' von mir nix mehr wissen. Aber nu is ja allens gut. In Gemar werd' ich gewiß noch mal gesund!“

Siebentes Kapitel.

Tante Pummelchen vulgo Ihre Exzellenz Frau von Rakolski saßen im Lehnstuhl am Fenster, und rechts von ihr hockten Siddy mit dem rosenroten, Liddy mit dem marineblauen Seidenbändchen um den Hals, während Piddy das stahlgrüne Bändchen links von der Gebieterin in Parade trug.

Ihre Exzellenz hatten ein schweres Jahr hinter sich, denn sie hatten noch fünfzehn Pfund netto an Gewicht zugenommen. Die letzten leisen Andeutungen eines Tailleneinschnittes waren ganz verschwunden, und nur ein genauer Kenner der Anatomie des menschlichen Körpers hätte die Stelle nachweisen können, wo es ehedem einen Hals gegeben hatte; für das Auge des gewöhnlichen Menschen wuchs der Kopf unmittelbar aus den runden Schultern empor. Aber Ihre Exzellenz trugen ihre Bürde mit Würde. Die hellen Aeugelchen

blickten noch ganz so leutselig und lustig aus dem guten Gesicht hervor wie vor einem Jahre, und das Züngelchen war noch gerade so lebendig wie damals.

Tante Pummelchen gegenüber saß Dorothea von Lindenbug.

„Also, da hätten wir dich ja, mein Diedelchen. Heil! Heil! Heil! Die erste gute Idee, die mein Fritzle seit Jahren gehabt hat. Laß dich mal anschauen. Ein bissel voller bist halt geworden, und das steht dir vorzüglich. Herr du mein Göttle, ich sehe schon, wie sich die Operngläser auf das Diedelchen richten werden. Donnerwetter, ist das mal 'n schönes Mädli, wird's heißen. Und sozusagen ein Gemarer Kind. Gevatterin, weißt du: dem Lindenbug seine einzige, was der Major war; in der Sternstraße hat er gewohnt. Ja! Und die Studenten werden herüberkommen. Die müssen halt immer dabei sein, wo's was Hübsches zu sehen gibt. Na und — und dann die Allerhöchsten Herrschaften. Hm — ja! Und der ganze Hof — puh! — mitsamt dem gesamten Schranzengesindel und all dem dazugehörigen grasgrünen Neid."

Sie unterbrach sich endlich, hob etwas mühevoll den rechten Arm, spreizte den Zeigefinger ungefähr in der Richtung, wo sie Dorotheens Herz vermuten mochte: „Du, Diedelchen, na — und das dumme Ding da? He, heraus mit der Sprache, hat's schon ordentlich geklopft?"

„Gehämmert hat's, Tante Gertrud. Aber nur, wenn ich vor irgendeiner neuen, großen Aufgabe stand."

„Ach du meine Unschuld! Oder, ach du infame Heuchlerin! Als ob ich danach fragte. Ich meine doch — aus Liebe."

„Nein, Tante Gertrud. Es ist ein Kieselstein geworden.“

Die kleinen, hellen Augen konnten doch recht scharf blicken. Doch Dorothea hielt stand. Sie lächelte ein wenig, aber in dem Lächeln lag keine Spur von Verlegenheit.

„Also gewiß und wahrhaftig nicht, Diedelchen? Na, desto besser. Denn, weißt du, die Männer! Die Männer taugen halt alle nix, mein Fritzle nicht ausgenommen. Ich könnte dir Geschichten erzählen.“

„Lieber nicht, Tante. Bedenke, mein hoher Chef!“

„Ah, bah! Chef hin, Chef her! Aber halt' du dein Herz nur fest. Möglichst lange, Kindl. Schließlich kommt doch einmal einer, der darauf haucht, daß die Kieselschicht abfällt; ja, aber der Rechte muß es sein. Weißt, der Rechte — einer, der es brav meint.“

„Ohne Sorge, Tante. Ich bin gefeit.“

Die hellen Augen glitten wieder forschend und prüfend über das schöne, stolze Gesicht. Dann nickte Tante Pummelchen, als ob sie zufrieden wäre vom Befund ihrer Inspektion, und sprang nach ihrer Art schnell zu einem andern Thema über.

„Also, natürlich hab' ich deine Laufbahn verfolgt, Schritt um Schritt. Na, weißt du, was so in den Agentenblättern steht, darauf pfeife ich. Man hat ja den Rummel kennen gelernt, wenn man so lange indirekt an einem Thespiskarren mitgeschoben hat — sozusagen. Aber was mir der Maurer erzählt hat, das hat mich halt gewaltig interessiert. Der war ja Feuer und Flamme.“

Diesmal zuckte es doch ein wenig um Dorotheens Mund, als die Augen der alten Dame sie wieder

umspähten. Freilich nur auf eines Gedankens Länge; dann schürzte sie die Lippen: „Sehr gütig von dem Herrn Kollegen."

„Hm — Diedelchen — der Maurer weiß, was er sagt. Er hat schon einen guten Geschmack. Ich meine natürlich für seine Kunst. Ja —" Und Tante Pummelchen sprang wieder jäh von ihrem Thema ab. Sie kam auf den Hof zu sprechen.

Das pflegte sie stets mit einigen absonderlichen Handbewegungen einzuleiten. Erst beschrieb sie einen großen Kreis in der Luft, dann einen etwas kleineren, dann einen ganz kleinen, dann noch einen, und schließlich streckte sie den Daumen senkrecht in die Höhe. Der ganz große Kreis, ließ sich deuten, waren die Untertanen, der kleinere war die „Gesellschaft" in breiterem Sinne, der dritte stellte die „Hof-Gesellschaft" vor, der vierte die „Herrschaften", der Daumen war der Herzog.

„Es ist lebendiger geworden hier, Diedelchen. Na, du wirst das ja bald selber sehen, auch aus deiner Perspektive. Mein Fritzle merkt es auch, wenn er sagt: die Kasse ist gut. Besonders im Winter. Wir haben viel Fremde. Der Hof regt sich halt eben mehr. Die Herzogin-Mutter, na, du weißt ja, die hatte immer viel übrig für das Theater. Zu viel, sagen manche Leute. Eine Theaternärrin wäre sie, sagen manche Klatschmäuler. Herrgöttle, warum soll denn die alte Allergnädigste nicht das eine Vergnügen haben. Das eine einzige, was sie hat. Nun — und der Herr? Seine Königliche Hoheit meine ich natürlich. Großartig, sage ich dir, Diedelchen, du wirst erstaunt sein. Voller Interessen, voll Arbeitslust,

manchmal sollen die Geheimen Räte ihr Kreuz zu tragen haben. Und so gnädig — "

Das runde, rote Gesicht strahlte. Dorothea wußte, es strahlte ja immer, wenn Tante Pummelchen sich für irgend jemand begeisterte.

Doch dann legte sich ein leichter Schatten über die breiten Wangenflächen. „Ja, so leutselig und so gnädig," wiederholte sie, „gegen hoch und gering. Man muß den Herrn liebhaben. Aber, darüber ist auch nur eine Stimme, es ist ein rechtes Unglück, daß er sich nicht vermählen will."

„Wenn er nun nicht mag, Tante Gertrud! Er wird eben die Rechte auch noch nicht gefunden haben. Vielleicht ist sein Herz auch ein Kieselstein!" rief Dorothea belustigt.

„Kind, wie du so reden kannst? Der Herr ist siebenundzwanzig Jahre! Und der einzige Agnat, der Prinz Joachim, dir kann ich's ja sagen, obschon das Fritzle mich kreuzigen würde, der gute Prinz Joachim ist, mit Respekt zu vermelden, ein Trottel. Er hat nicht soviel Verstand wie Liddy oder Siddy, von Piddy ganz zu schweigen, denn Piddy ist klüger wie mancher Mensch. Was — he, mein Piddychen, habe ich nicht recht? Ja, siebenundzwanzig Jahre, und wenn er unvermählt bliebe — "

„Schrecklich!"

„Es ist auch schrecklich, wenn einmal das schöne Ländle an Preußen fallen sollte, das ohnehin alles verschluckt, was es kriegen kann; mit seinem großen Magen sogar verdaut, was noch viel erstaunlicher ist. Du glaubst gar nicht, wie das hier die Herzen und die

Gemüter bewegt, und wie man sich bei allen Höfen um den Herrn bemüht. Erst sollte es eine russische Großfürstin sein, dann war es eine dänische Prinzessin, dann eine von Gerz-Schlotheim-Berleburg — ein Dutzend ist es mindestens gewesen, das man ihm auf dem Präsentierteller sozusagen angebracht hat. Aber, ja Kuchen. Und dabei ist er so lebensfrisch und so bild — bild — bildschön, Diedelchen. Aber du wirst ihn ja selber sehen, und dann halte du nur deinen Kieselstein fest. Aber nun wollen wir endlich einmal ernstlich von dir und deinem Beruf sprechen."

* * *

Gleich am ersten Tage hatte sich Dorothea dem Intendanten vorgestellt und Ihrer Exzellenz den obligaten Knicks gemacht; gleich am ersten Tage hatte sie auch Maurer begrüßt. Er war zu ihr in das Hotel gekommen, mit einem riesigen Strauß La France-Rosen und mit der Miene des ergebenen Kollegen. Nicht des „Freundes", wie Dorothea sofort mit einem Gefühl der Genugtuung empfand; ihre etwas vorsichtig kühle Antwort auf seinen letzten Brief schien also seine Schuldigkeit getan zu haben.

Vielleicht hatte sie recht. Aber ihr sonst so scharfes Auge konnte sich auch täuschen, denn sie war heute nicht recht aufgelegt, nicht recht geschaffen für Menschenbeobachtung. Anders und doch ähnlich wie fast genau vor Jahresfrist erging es ihr heute und hier; das alte Gemar mit seinen Erinnerungen an die Eltern, an die Jugendzeit, mit der Erinnerung an die erste leidenschaftliche Liebe wirkte zu mächtig auf sie ein. Da

hatte sie nun geglaubt und fest gehofft, diese erste Liebe sei eingesargt, sei überwunden und die Wunden hätten sich geschlossen für immer, und doch zwang es sie vor allem andern zu dem Gang hinaus in den stillen Park, wo sie einst mit ihm gesessen, seinen glühenden Worten gelauscht, sich an seiner Liebe berauscht hatte.

Nein, sie war heute keine scharfe Menschenbeobachterin, konnte heute nicht in den Seelen lesen. Sie war zerstreut, folgte ohne rechte Aufmerksamkeit dem, was Maurer sagte, erkannte nicht, was hinter seinen Worten stand. Sie hörte nur, daß er ihr seine Dienste, seine Zeit völlig zur Verfügung stellte, hörte, was er von dem Repertoire der nächsten Zeit erzählte; und sie antwortete flüchtig, hier mit einem halben Ja, dort mit einem halben Nein, und wußte wohl selbst im nächsten Augenblick nicht mehr genau, was sie gesagt hatte.

Sie saßen noch unten in dem etwas frostigen Lesezimmer des „Pelikans“ sich gegenüber, als der Hotelportier den alten Intendanturdiener hineinlancierte. Herr Emke machte zwei seiner tiefsten Komplimente, trat von einem Fuß auf den andern und wickelte dabei aus wachsledernem Ueberzug eine dickleibige Mappe heraus.

„Gehorsamst zu melden, die Rollen für das gnädige Fräulein — gehorsamst zu melden, für die nächste Zeit. Und Seine Exzellenz und Herr Ecker lassen bitten, die ‚Julia‘ zuerst vorzunehmen — ja. Mich gehorsamst zu empfehlen, gnädiges Fräulein!“

Worauf er immer noch stehenblieb und von einem Fuß auf den andern trat, während er unglaublich langsam seinen wachsledernen Ueberzug zusammenrollte.

Maurer lächelte und raunte Dorothea zu: „le pourboire“. Nun begriff sie endlich.

„Mich gehorsamst zu bedanken, gnädiges Fräulein.“

Nun war er endlich hinaus.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie darauf aufmerksam machte. Aber man braucht auch diese Leute, und bei ihnen heißt es nun einmal: ‚Wer gut schmert, der gut fährt!‘ Ein Markstück tut da oft Wunder. Aber — wenn Sie erlauben — wollen wir doch einmal flüchtig zuschauen, was Ihnen die hohe Intendanz zugedacht hat.“

Dorothea konnte zufrieden sein. Die „hohe Intendanz“ traute ihr viel zu. Da war die Julia, die sie noch nie gespielt hatte und auf die sie sich besonders freute; die „Jungfrau von Orleans“ war für die nächste Zeit vorgesehen und merkwürdigerweise das Klärchen im „Egmont“. An modernen Rollen hatte man ihr das Rautendelein zugedacht („die ‚Versunkene Glocke‘ hat von allen Hauptmannschen Dramen allein hier Heimatsrechte,“ schob Maurer etwas sarkastisch ein), dann die „Hedda Gabler“ von Ibsen („ich glaube kaum, daß Rakolski sie herausbringt“), die „Monna Vanna“ („auf mein dringendstes Bitten!“) und „Madame sans gêne“ („ein Lieblingsstück der Herzogin-Mutter“).

„Nun ja, gnädiges Fräulein, wo Licht ist, muß auch Schatten sein.“ Maurer legte die Rollen wieder zusammen. „Wir sind hier hübsch konservativ, und Rakolski ist ein wenig bequem geworden. Bequem werden ist wohl der Fluch aller Hoftheaterintendanten, und sie haben’s meist so leicht, sich hinter den angeblichen oder wirklichen Abneigungen der Allerhöchsten Herrschaften gegen die Moderne zu verschanzen. Sie haben auch

die berühmte ‚Tradition‘ für sich und für ihre wohlweise Beschränkung auf ein vorwiegend klassisches Repertoire. Indessen — wenn uns auch damit so manche neue Aufgabe entgeht —, wir kommen bei den Klassikern immer noch auf unsre Rechnung.“

„Ich freue mich darauf!“ warf Dorothea lebhaft ein. „In Brochum wurden die Heutigen fast zu einseitig bevorzugt.“

Er nickte. Man wußte, wenn er den Kopf neigte, nie genau, war's wirklich eine Zustimmung oder bedeutete es eine leere Höflichkeit. Und dann irrte wieder ein Lächeln um seinen Mund: „Schließlich ist's auch Temperamentssache. Aber zerbrechen wir uns nicht den Kopf von Exzellenz von Rakolski. Ich vermute, daß Seine Hoheit diesem armen Kopf schon noch genug Rätsel zu lösen aufgeben werden.“

„Wie meinen Sie das?“

„Schwer zu sagen, gnädiges Fräulein. Der Herzog ist sehr impulsiv, und es will mir bisweilen scheinen, als ob er nicht gerade übermäßig zufrieden wäre mit — ja, wie drücke ich's nur aus? — mit dem langsamen Tempo, in dem unsre Bühne den Bewegungen der Literatur folgt.“

* * *

Dorothea war doch neugierig auf diesen jungen Fürsten, dessen Lob ihr überall entgegenklang.

Sie kannte ihn ja. Er war sogar sehr artig — Pardon, gnädig! — gegen sie gewesen. Ein-, zweimal bei den Bällen im Residenzschloß, dann bei einer kleinen Theatervorstellung, in der sie mitgewirkt hatte. Aber

das war nun vier Jahre, nein, fast fünf Jahre her. Sie war selber damals gerade den Backfischkleidern entwachsen gewesen, und der Herzog hatte gerade die Regierung angetreten. Zweiundzwanzig Jahre alt! Heute ging er ins siebenundzwanzigste — was hatten diese Zwischenjahre ihr bedeutet, was mochten sie ihm gewesen sein!

Damals war er noch etwas befangen gewesen. Sie mußte lächeln bei der Erinnerung, wie er ihrer jungen Schönheit ein wenig zu huldigen versucht hatte, mit dem leisen Sorgengefühl, sich nur ja nichts zu vergeben. Aber man hatte ihn damals schon gern gehabt. Zumal die jungen Offiziere hatten für ihn geschwärmt und merkwürdigerweise die alten Tanten. Die einen nannten ihn einen lustigen Herrn oder gar einen „famosen Kameraden", der Ruf ging ihm auch von Potsdam nach, wo er zwei Jahre bei den preußischen Gardedukorps gestanden; die andern meinten, er erinnere in allen Wesenszügen an seinen Urgroßvater, der einst am Hofe von Gemar einen erlesenen Kreis schöner Geister um sich geschart hatte. Vielleicht mochten die einen und die andern recht haben; der Ahne war auch ein lustiger Herr gewesen und seinen geistreichen Genossen ein guter Kamerad.

Und ein großer Theaterfreund obendrein! Vielleicht erbte sich auch das im Blut weiter. Und kein Verächter weiblicher Schönheit.

Dorothea war wirklich neugierig auf den Herzog August Otto. Aber sie mußte Geduld haben, denn Seine Hoheit residierte zurzeit noch in Richardsbrunnen, dem kleinen Jagdschloß hoch oben in den Bergen.

Tante Pummelchen behauptete steif und fest, dorthin flüchte er immer, wenn wieder einmal diplomatische Fäden gesponnen würden, ihn ins Ehegarn einzufangen.

Und dann tauchte die Gestalt des Herzogs, mit der sie sich ein paar Augenblicke lebhafter beschäftigt hatte, wieder unter in die Flut der Erinnerungen, welche Gemar für sie belebte, und in die Sorgen der Alltäglichkeit und in die Freuden des Berufs.

Sie empfand doch den Abstand zwischen dem Stadttheater in Brochum und der Hofbühne; empfand ihn stärker noch, als vorher den andern zwischen der Direktion Krauthaar und der Direktion Neesemann. Der ganze Zuschnitt, der Ton war höher gestimmt, ruhiger, gelassener, vornehmer. Es herrschte eine gemessene Höflichkeit, eine höfliche Rücksichtnahme, von oben nach unten, wie zwischen den Kollegen. Man war gesellschaftlich erzogen oder mühte sich wenigstens, eine „gute Kinderstube" zu beweisen. Und wenn hinter den guten Formen auch hier und dort Mißgunst und Neid stehen mochten: auf das Kind der alten Offiziersfamilie wirkten jene guten Formen darum nicht minder angenehm. Nur das Verhältnis zu Seiner Exzellenz dem Herrn Intendanten war ein wenig peinlich. Aber Rakolski hatte den richtigen Takt, sich „im Dienst" durchaus geschäftlich zu Dorothea zu stellen, und das erleichterte ihre Position wesentlich. Zu Hause gab er sich freier. Er sagte ihr jedoch schon beim ersten Zusammensein: „Wundern Sie sich nicht, Fräulein von Lindenbug, wenn ich Ihnen als ein besonders strenger Vorgesetzter erscheine." Worauf Tante Pummelchen die

dicken Bäckchen noch mehr aufblies und heraussprudelte: „Fritzle, mach' dich nur nicht lächerlich!"

Der Beruf: gewiß, sie konnte zufrieden sein mit dem, was ihr geworden. Aber die Sorgen des Alltags standen drohend daneben. Der elende, elende Mammon! Sie war in ihrem Einkommen so schnell gestiegen, wie vielleicht kaum eine zweite deutsche Schauspielerin in der gleichen Zeit; es hatte sich in Jahresfrist mehr als vervierfacht. Es mußte, mußte jetzt endlich möglich sein, ein ordentliches Haushaltsbudget aufzustellen und zu balancieren, man mußte endlich auskommen können. Aber ach, in demselben Atemzuge fast, in dem Dorothea das dachte, plante, wurden die besten Vorsätze schon wieder über den Haufen gerannt. Und das Defizit war von neuem da!

Herzogliche Hofschauspielerin! Es war schon nicht anders, man mußte dementsprechend auftreten. Würden bringen nun einmal Bürden. Selbst Minna, die sparsame Minna, sah das ein.

„Gnä' Fräulein, in Gemar müssen wir 'ne anständige Wohnung haben. Wo uns jeder Mensch kennt. Lassen Sie mich man sorgen, gnä' Fräulein. Ich will schon was Bill'ges finden. Und dann —"

„Was denn noch ‚und dann', Minna?"

„Dann lassen wir uns aus Blankenburg die Möbel kommen, gnä' Fräulein, und dann richten wir's uns recht scheene ein."

So geschah's denn auch. Es war ja auch richtig: man blieb ja aller Voraussicht nach ein paar Jahre in Gemar. Aber die Wohnung war nicht so billig, wie Minna geglaubt hatte, und das Einrichten kostete Geld!

Geld! Geld! Es kannte einen freilich „jeder Mensch“, und die „Herzogliche Hofschauspielerin“ hatte nun andern Kredit als das Mitglied der „Speelers“ in Neumöller. Die Lieferanten drängten die Waren geradezu auf; die Schneiderin wollte „partuh“ keine Rechnung bringen.

„Minna, Minna — wir geraten in Schulden!“ barmte Dorothea.

Dann kraute Minna sich hinter dem rechten Ohr und machte ein dumm-pfiffiges Gesicht. „In Gemar tut das nix, gnä' Fräulein. Der Herr Major haben hier auch immer Rechnungen gehabt — die Menge und Masse. Das sein die Leute hier so gewöhnt.“

Der gute, leichtsinnige Papa! Aber sollte, durfte man seine Wege nachwandeln?

Es gab ein paar schlaflose Nächte. Dorothea hatte das leichte Blut nicht, sich mit solchen Schwierigkeiten schnell abzufinden. Sie grübelte und grübelte. Einen Ausweg sah sie nicht — es sei denn die Möglichkeit, in den Ferien durch Gastspielreisen aus dem Defizit herauszukommen. Vielleicht gelang das. Es war wenigstens eine Hoffnung.

Gerade noch die Hotelrechnung im „Pelikan“ konnte sie begleichen — und der Gemarer „Pelikan“ war teurer als der „Schwarze Rabe“ in Neumöller! Dann war das kleine, braune Portemonnaie leer, und sie war arm wie eine Kirchenmaus. Zum erstenmal mußte sie den schweren Gang gehen, den sie schon so viele Kollegen und Kolleginnen leichten Herzens hatte gehen sehen, und um Vorschuß bitten.

„Wieviel darf ich Ihnen anweisen, gnädiges Fräulein?“ fragte der Intendantursekretär verbindlich.

„Wenn ich zweihundert Mark — “

„Aber selbstverständlich, gnädiges Fräulein. Bitte, an der Hauptkasse drüben.“

Es war so bequem, es war so leicht. Doch die beiden „blauen Lappen“ brannten, als Dorothea sie in Empfang nahm, wie Feuer in ihren Händen, und das Blut brannte auf ihren Wangen. Sie sagte sich selber: ‚Sei doch ein bissel leichtherziger! Ein Künstler, eine Künstlerin muß es sein!‘ Aber es gelang ihr nicht. Und dann wußte sie ja: was waren zweihundert Mark! Sie waren die Hälfte einer Monatsgage, und — sie waren ein Tropfen auf einen heißen Stein.

So kam der Tag ihres ersten Auftretens heran.

Dorothea war in großer Erregung. Zum erstenmal eigentlich hatte sie etwas wie Lampenfieber. Die Probe war zwar vorzüglich verlaufen. Rakolski war zufrieden, der gestrenge Ecker war zufrieden, Maurer schien entzückt. Aber was wollte das alles besagen! Sie kannte ja nun längst das beliebte Bühnenschlagwort, nach dem „beim Theater immer alles anders kommt“.

Sie war in großer Erregung. Und dabei war doch auch eine große Freude in ihr. Wie ein Kind freute sie sich, als sie am Morgen an den Anschlagtafeln las: „Romeo und Julia“ und „Julia, Capulets Tochter — Fräulein von Lindenbug.“ Wie ein Kind freute sie sich, als sie mit einem fast scheuen Blick erkannte, daß eine kleine Menschenansammlung vor der Tageskasse des Hoftheaters sich staute. Wie ein Kind freute sie sich, daß in der Hofbuchhandlung Weber & Sohn eine große Photographie von ihr ausgestellt war. Freute sich auch, daß sie brillant darauf aussah, und daß darunter

stand: „Fräulein Dorothea von Lindenbug, Herzogliche Hofschauspielerin, als ‚Madame sans gêne‘“.

Dann kam doch wieder das unsichere Angstgefühl über sie, als sie sah, daß auf dem Residenzschloß die Flagge wehte. Der Herzog war also in Gemar — ob er wohl im Theater sein würde?

Das Angstgefühl wuchs und wuchs während des ganzen Tages. Es erreichte seinen Höhepunkt, als sie in der Garderobe die letzte Hand an ihre Toilette legte, während draußen auf der Bühne schon die ersten Szenen sich abspielten. Die Knie bebten ihr, als sie, des Stichworts harrend, stand —

Und dann war sie mit einem Male ganz ruhig. Sicher und ganz ruhig. Sie hörte und unterschied das leise Rauschen der Erwartung im Zuschauerraum bei ihrem Eintreten. Ihr Auge glitt flüchtig über die Ränge und das weite Parkett. Dann versank alles vor ihr.

„Sag' mir, liebe Tochter,
Wie steht's mit deiner Lust, dich zu vermählen?“

sprach die Gräfin Capulet, die Mutter, zu ihr. Und sie antwortete, mit gesenktem Köpfchen:

„Ich träumte nie von dieser Ehre noch.“

Weiter fragte die Mutter:

„Sage kurz: Fühlst du dem Grafen dich geneigt?“

Und sie hob den Kopf ein wenig, senkte ihn wieder und sprach:

„Gern will ich sehn, ob Sehen Neigung zeugt,
Doch weiter soll mein Blick den Flug nicht wagen,
Als ihn die Schwingen Eures Beifalls tragen.“

Das Werk, die Dichtung, ihre Aufgabe hatten sie im Bann. Und wie tagsüber die Sorge: ‚Wird's auch gelingen?‘ sie gedrückt, sich gesteigert hatte von Stunde

zu Stunde, so fühlte sie sich nun von Minute zu Minute freier, wuchs sie von Szene zu Szene mehr in das Spiel hinein.

Auf den Proben hatte sie es lebhaft und dankbar empfunden, welch vorzüglicher Partner Edgar Maurer ihr war. Jetzt fühlte sie es weit weniger. Sie lehnte sich an ihn nicht mehr an, sie hing nicht mehr von ihm ab, als es die Rolle erforderte. Sie war selbständig geworden. Sie gab sich voll aus. Und nur bisweilen, aber dann zwingend, tauchte in ihr die Erinnerung an die Studien auf, an die fleißige Vorarbeit, die sie der Rolle gewidmet hatte, so daß sie wohl die Empfindung hatte, wie auf dem Untergrund des Bewußtseins: es ist doch ein Segen und ein Glück, daß du die Julia so sorgsam studiert hast.

Das vollbesetzte Haus kargte nicht mit seinem Beifall. Schon nach dem ersten Akt prophezeite Maurer: „Wir haben einen schönen Erfolg, und das freut mich für Sie!" Nach der großen poesiedurchglühten Szene im zweiten Akt zwischen Romeo und Julia schwoll der Beifall mächtig an, und alle fühlten auf der Bühne, daß er in erster Reihe ihr galt, jedes Wort fast hatte gezündet, zumal die schönen, innigen Verse, in denen sie ihn, Romeo, scheiden heißt:

„Es tagt beinah, ich wollte nun, du gingst,
Doch weiter nicht, als wie ein tändelnd Mädchen
Ihr Vögelchen der Hand entschlüpfen läßt,
Gleich einem Armen in der Banden Druck,
Und dann zurück ihn zieht an seid'nem Faden,
So liebevoll mißgönnt sie ihm die Freiheit.

— — — — — — — — — — —

Nun gute Nacht! So süß ist Trennungswehe —
Ich rief wohl gute Nacht, bis ich den Morgen sähe!"

Dann schlug das kurze, wundervolle Zwiegespräch von seligem Glück nach der heimlichen Hochzeit mit voller Gewalt ein:

„Willst du schon gehn? Der Tag ist noch so fern.
Es war die Nachtigall, und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang.
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub', Lieber, mir, es war die Nachtigall."

Romeo: „Die Lerche war's, die Tagverkünderin,
Nicht Philomele. Sieh' den neid'schen Streif,
Der dort im Ost der Frühe Wolken säumt —"

Es glückte heute alles, alles. Alles fand die rechte Stimmung, den echten Widerhall bei den Zuschauern. Sie zitterten um Romeo, sie erlebten Julias Glück und Julias Leid mit, bis der Tod die Liebenden, die das Leben getrennt, einte.

Als der Vorhang zum letztenmal gesunken war, mußten Julia und Romeo noch drei-, viermal vor die Rampe. Ganz langsam nur leerte sich der Zuschauerraum.

Und nun kam doch der Rückschlag für Dorothea.

Sie war aufs äußerste erschöpft. Einen Augenblick hielt sie sich mit geschlossenen Augen an Maurer fest; ihr war's, als müßte sie sonst umfallen.

Er lächelte. Er kannte ja dieses seltsame Rauschgefühl, diese Ermattung aller Nerven nach höchster Spannung und zugleich dies wonnevolle Siegesbewußtsein. Vorsichtig geleitete er sie bis zur Tür ihrer Garderobe und küßte ihr die Hand. „War's schön, Julia?"

Sie nickte nur. Und dann saß sie wie zerbrochen in der Garderobe, die Hände im Schoß verschränkt, mit hängendem Kopf, ließ Minna um sich her wirtschaften,

hörte nicht, was die treue Seele berichtete: ihr war der Abend wie ein Traum.

Sie saß noch im Sterbegewand, unabgeschminkt, nur das Haar hatte Minna schon mit leichten Händen aufgesteckt, als es an die Tür pochte: „Fräulein von Lindenbug — Fräulein von Lindenbug! Bitte!“

Es war die Stimme des Intendanten.

Da schreckte sie auf und hieß Minna öffnen.

Rakolski steckte nur den Kopf zur Tür herein.

„Darf ich? Meinen Glückwunsch! Aber nun schnell! Die Herrschaften sind im Teesalon. Ihre Hoheit wünschen Sie zu sehen.“

„Exzellenz — ich bin noch im Kostüm.“

Er war erregt, er vergaß sogar die Förmlichkeiten, an denen er sonst festhielt. „Ach was, Fräulein Diedel, gerade so ist's recht. Sie können sich schon so sehen lassen — weiß Knöppchen, das können Sie! Nur schnell ein bissel abschminken — ganz fix — und dann vorwärts — vorwärts!“

Durch einen schmalen Gang, über eine enge Stiege führte er sie, hastig plaudernd. „Es war famos! Maurer und Sie — Sie und Maurer — einfach famos! Die Herrschaften sind entzückt. So, da wären wir. Schon nach dem zweiten Aufzug haben Ihre Hoheit befohlen, daß der Tee hier genommen werden soll — ist lange nicht vorgekommen, zum letztenmal, als die Duse gastierte.“

Er öffnete die Tür und ließ Dorothea vorantreten.

Es war ein winziger Raum hinter der herzoglichen Loge, fensterlos, die Wände mit dunkelrotem Brokat überspannt; ein kleines Tischchen in der Mitte und ein

paar Sessel; in einer Ecke ein Servierschrank, neben dem ein Hoflakei in militärischer Haltung, gerade aufgerichtet wie ein Grenadier, stand.

An dem Mitteltisch saß die Herzogin-Mutter allein. Im Hintergrund stand eine kleine Gruppe, zwei hochgewachsene Herren in Uniform und eine Dame.

Dorothea machte ihre tiefe Verbeugung vor der Greisin. Und unwillkürlich dachte sie an ihre erste Vorstellung bei Hofe zurück. Die alte Dame sah doch noch genau so aus wie damals. Ganz unverändert war das rundliche, rosige Gesicht mit dem Silberhaar darüber, die Augen blickten noch frisch und hell, fast jugendlich, und der Mund hatte noch das gleiche Lächeln — gütig und ein wenig überlegen.

Gerade stellte die hohe Frau die Teetasse auf den Tisch. Sie winkte leicht mit der Hand und reichte sie dann Dorothea zum Kuß.

„Wer hätte das gedacht, daß wir die kleine Lindenbug hier als große Künstlerin sehen würden," sagte sie. „Ich gratuliere Ihnen, mein Kind. Es war ein schöner Abend, wirklich genußreich. Uebrigens erstaunlich, daß Sie die Julia, wie mir Exzellenz sagte, zum erstenmal gespielt haben. Wo waren Sie bisher?"

Dorothea gab Auskunft. Kurz und knapp, sie wußte ja, daß hohe Herrschaften selten viel Zeit haben, und sie war darauf gefaßt, nun in Gnaden entlassen zu sein.

Aber die Herzogin-Mutter war andern Sinnes.

„Also wirklich Anfängerin? Desto erstaunlicher. Mir hat Ihr Spiel ungemein gefallen. Zumal die Innigkeit, mit der Sie sprachen. Freilich, Ihr schönes

Organ kam Ihnen da prächtig zu Hilfe. Vielleicht hätten Sie etwas mehr Leidenschaft entwickeln können." Sie wandte sich um. „August Otto, bitte."

Während der ganzen letzten Worte der hohen Frau hatte Dorothea zwei Augen auf sich gerichtet gefühlt. Nur gefühlt, aber mit intensivster Gewißheit. Nun erst, während sie dem Herzog die zweite tiefe Verbeugung machte, sah sie diese großen, dunkelblauen Augen und empfand: ‚Warum blickt er so schwermütig? Er müßte, müßte doch glücklich sein. Jung, auf der Höhe des Seins, schön, geliebt — warum ist er nicht glücklich?'

„Lieber August Otto, du hast da vorhin etwas sehr Zutreffendes gesagt!" sprach die Greisin weiter. „Ueber Julias Liebe zu Romeo. Ich sprach gerade mit unsrer Julia hier von ihrer Auffassung. Wie war's doch?"

Der Herzog hatte im Näherkommen die Verbeugung Dorotheens liebenswürdig erwidert. Nun stand er hinter dem Stuhl der Mutter, die schmale Hand auf der Rücklehne. Er lächelte. Aber auch sein Lächeln hatte etwas Schwermütiges. Er sah doch ganz anders aus als noch vor vier Jahren.

„Liebe Mama, was ich sagte, ist wohl nur eine ganz persönliche Auffassung. Und Fräulein von Lindenbug war so vortrefflich — wahrhaftig, gnädiges Fräulein —, daß ich ihrer Leistung gegenüber meine Meinung lieber für mich behalten möchte."

„Ach, ich bitte dich, August Otto! Du hattest ganz recht. Sprich nur!"

„Da du befiehlst, Mama. Ich meinte, wir Deutschen hätten uns allzusehr gewöhnt, in der Julia das Hohelied der Liebe, wie wir Germanen sie auffassen, zu sehen.

Shakespeare aber habe die Romanin geschildert, die leidenschaftliche Veroneserin. Und er wollte die furchtbare Gewalt zeichnen, die diese Leidenschaft ausübt in all ihrer, jede Ueberlegung umnebelnden Wirkung. Ich meinte also wohl, die Julia vertrüge, ja fordere sehr starke Akzente."

Es war ein seltsamer Wohllaut in seiner Stimme, die bei aller Frische etwas eigen Weiches hatte.

„Uebrigens, Fräulein von Lindenbug, sagte ich das alles nicht in bezug auf Ihre Julia. Ich sagte es vielmehr in bezug auf einen Gegensatz, den ich zwischen Julia und Romeo, wie sie uns der große Brite geschildert hat, zu sehen glaube. Die Leidenschaft, meine ich nämlich, weckt in der Frau, in Julia, ungeahnte neue Kräfte, läßt sie schließlich sogar vor dem Wagnis des Schlaftrunkes nicht zurückschrecken. Den Mann aber, Romeo, verwirrt die Leidenschaft nur. Freilich ist mir Romeo nie recht als Mann erschienen — mehr als schwankender, als ein liebenswürdiger, aber schwacher Mensch."

Es war wirklich interessant, was der Herzog sagte. Ganz abgesehen davon, daß es eben der Herzog war, der es sprach. Interessant war es, gescheit, gerade weil es von der allgemeinen Auffassung abwich.

Die Herzogin-Mutter nickte lebhaft. Sie mochte ähnlich empfinden.

„Sie hatten einen vorzüglichen Romeo," warf sie ein. „Die Rolle liegt Herrn Maurer vortrefflich. Gerade solche etwas schwankende Charaktere, die doch ganz mit Leidenschaft übersättigt sind, trifft er immer gut. Ich habe noch den großen Devrient als Romeo gekannt, dann auch Robert, schließlich vor ein paar Jahren

Kainz — aber der Romeo Maurers gibt den besten wenig nach. In welchen Rollen werden wir Sie demnächst sehen, liebes Kind?"

Wieder gab Dorothea knapp und kurz Auskunft, mit dem lächelnden Zusatz: „Wenn Exzellenz nicht anders befehlen."

Exzellenz beeiferte sich, zu bestätigen, daß die Repertoireangaben richtig seien.

„Steht die ‚Nora' auf Ihrem Repertoire, gnädiges Fräulein?" fragte der Herzog.

„Gewiß, Königliche Hoheit."

„Dann sollten Sie uns die ‚Nora' nicht vorenthalten. Ueberhaupt, liebe Exzellenz, ich wünsche wohl, daß Sie die moderne Dichtung etwas mehr berücksichtigten. Ibsen, Björnson, dann Gerhart Hauptmann — auch die ‚Elektra' von Hofmannsthal möchte ich auf das Repertoire gesetzt wissen, wenn nicht zwingende Gründe dagegen sprechen. Unsre großen Meister in Ehren — aber ich fürchte, wir versteinern ein wenig."

Exzellenz verbeugte sich wortlos.

Dann reichte die Herzogin-Mutter Dorothea noch einmal die Hand zum Kuß. „Auf Wiedersehen, mein Kind!" — Die Audienz war zu Ende.

Dorothea machte ihre zwei tiefen Verbeugungen, die eine war zur Greisin, die andre zum Herzog gewendet. Rückwärts, wie sie es einst bei der köstlichen Madame Torbillon gelernt hatte, ging sie zur Tür, ohne aufzuschauen. Aber auch ohne daß sie aufsah, fühlte sie wieder die dunkelblauen, schwermütigen Augen auf sich gerichtet, bis die Tür sich hinter ihr schloß.

* * *

Es begann eine merkwürdige Zeit für Dorothea.

Zuerst beschäftigte sie hauptsächlich, was der Herzog gesagt hatte über die Dichtung, indirekt doch auch über ihr Spiel. War's wirklich so, legte sie zu wenig Leidenschaft hinein? Man hatte ihr, gerade ihr, fast von Jugend auf soviel gesprochen vom schönen Maßhalten. Tat sie des Guten zuviel? Oder —

Ja — oder? Zum erstenmal eigentlich stieg in ihr ein Sinnen über die Grenzen ihrer Begabung empor. Oft genug hatte sie, wie jeder Künstler, mit sich gekämpft und mit ihren Aufgaben. Aber das war immer vorübergegangen, sie hatte es niedergerungen. Jetzt wollte es so nicht gehen. Fehlte es ihr wirklich an Temperament, daß sie sich nicht zu den höchsten Akzenten der Leidenschaft steigern konnte?

Sie ging in der Enge ihres Zimmers die Julia noch einmal durch, laut, zum Teil vor dem Spiegel. Es mochte schon sein, daß der Herzog mit seiner Auffassung der Rolle mindestens nicht unrecht hatte. Man mußte versuchen, dem nachzukommen.

Aber Dorothea fand selbst: ihr war das nicht gegeben, sie konnte sich wohl künstlich in eine Art von Ekstase versetzen, künstlerisch wirkte sie dann nicht mehr. Mehr noch: sie wurde unwahr. Es war nicht mehr Leben, was sie gab, es wurde Nur-Komödie. Ganz charakteristisch war's, einmal steckte Minna den Kopf durch die Tür und meinte: „Gnä' Fräulein, Sie schreien heute aber fürchterlich. Daß sich die Nachbarn nur nicht beschweren."

Nein, ihre Julia mußte schon so bleiben, wie sie war, trotz Serenissimus.

Und wie sie das vor sich hindachte, kam ihr ein befreiendes Lachen. Serenissimus! Weiß der Himmel, armer August Otto, wie ein Serenissimus schaust du nicht drein. Das häßliche Wort bitte ich dir ab. Wie ein frischer, lieber Mensch siehst du aus, nur daß deine Augen so traurig sind. Als ob dir das Glück karg im Leben gewesen wäre. Und ihr glitt Lessings Wort durch den Sinn: „Ein Fürst hat keinen Freund!"

Viel Freunde vielleicht, aber keinen Freund! —

Einmal — es war nach einer Vorstellung der „Braut von Messina", und sie hatte den Herzog in der Hofloge bemerkt — fragte sie Tante Rakolski: „Ist der Herzog unglücklich?"

Ihre Exzellenz schüttelte den Kopf. „Wieso denn, Diedelchen?"

„Er hat so traurige Augen."

„Erlaube mal, Diedel, was gehen dich die Augen des Herrn an?" Tante Pummelchen lachte, daß Liddy, Siddy und Piddy ganz erstaunt zu ihr aufsahen. Aber dann wurde sie nachdenklich, und schließlich meinte sie: „Traurig wohl nicht, aber etwas schwermütig, das mag stimmen. Es war nicht immer so. Der Herzog war ein fröhliches Kind und ein froher, junger Mann. Nun, scheint's, vereinsamt er. Hab ich's dir nicht schon gesagt: es wäre das beste, wenn er endlich heiratete."

„Ohne Liebe?"

„Aber du Schäfchen! Fürsten müssen fast immer ohne diese sogenannte Liebe heiraten. Ueberhaupt Liebe? Ich hab' hundert Ehen gekannt, die aus leidenschaftlicher Liebe geschlossen — und unglücklich wurden. Und fünfhundert Ehen, die ohne Liebe zustande kamen — und

glücklich geworden sind. Die Liebe kommt schon in der Ehe, wenn sich beide Teile nur nicht voneinander abgestoßen fühlen."

„Das ist aber schrecklich."

„Das ist gar nicht schrecklich, das ist nur natürlich. Es gibt ein altes, deutsches Wort: ‚Der Segen des Ehestandes kombt auß der Freundschaft auß!' Verstehst du das? Und die feinsinnige Ebner-Eschenbach hat einmal gesagt: ‚Jede gute Ehe wird Freundschaft!' Die Freundschaft, will das beides besagen, ist wichtiger für die Ehe als die Liebe, gar als die Leidenschaft. Und wenn das für uns gewöhnliche Sterbliche gilt, dann gewiß erst recht für die Fürsten."

Dorothea antwortete nicht mehr. Aber sie dachte an eine einsame Bank im Park draußen an der Elm. Nein, nein! Was die gute Exzellenz sagte, waren Worte. Nichts als Worte! Mit Worten ließ sich viel beweisen.

* * *

Merkwürdig oft war der Herzog jetzt im Theater.

Er saß dann meist nicht in der großen Hofloge, sondern in seiner kleinen Proszeniumsloge, ganz allein hinter dem halb zugezogenen Vorhang. Bisweilen sah ihn Dorothea gar nicht; sie hörte nur: Der ‚Herr' ist im Hause. Bisweilen aber, und immer öfter, bemerkte sie, daß der Herzog, sobald sie die Bühne betrat, die rotsamtene Portiere ein wenig zurückschob, und dann sah sie, in einer Spielpause, seine ernsten Augen auf sich gerichtet.

Einmal meinte Maurer, und sie fühlte aus seinen Worten einen eignen Unterklang heraus: „Serenissimus

sieht sich ja heute die gute Barnhelmin schon zum drittenmal an."

Und der Intendant erklärte bei einer Konferenz ein wenig mißgelaunt: „Die Oper scheint Allerhöchsten Orts ganz in Ungnade gefallen zu sein."

Gesprochen hatte Dorothea den Herzog seit ihrem ersten Debüt nicht wieder. Manchmal tat ihr das leid. Sie hätte gern wieder einmal sein Urteil gehört, zumal die Tageskritik in Gemar recht wenig gab und die beiden einzigen Männer von Beruf, auf deren Ansicht sie hier etwas hielt, Maurer und Ecker, merkwürdig zurückhaltend gegen sie waren.

Sie hätte überhaupt gern wieder einmal des Herzogs Stimme gehört. Daß sie es sich nur gestand!

Zweimal noch war sie in den Teesalon zur Herzogin-Witwe befohlen worden. Aber August Otto war nie anwesend gewesen.

So vergingen die ersten Monate. Weihnachten war vorüber und Neujahr, und der Herzog war auf einige Wochen zu den großen Hoffestlichkeiten nach Berlin gereist.

Es gab beruflich viel zu tun. Das war ein Segen. Auch allerlei gesellige Ansprüche stellten sich ein. Gottlob! Die Gedanken wurden dadurch ein wenig abgelenkt. Diese dummen, törichten Gedanken, die immer wieder auf ein Paar schwermütige Augen zurückkehrten. Und doch nur — das war das Aergerlichste —, weil die Augen im Antlitz eines hohen Herrn glänzten. Vielleicht nur, weil sie ein Rätsel aufgaben, das zu lösen so eigen reizte. Vielleicht nur, weil diese Augen das Mitleid wecken mußten.

Dann stand eines Abends der Herzog plötzlich vor ihr.

Es war nach dem Schluß einer Vorstellung der „Jungfrau von Orleans“. Die letzte Szene klang noch in ihrer Seele nach:

„Saht Ihr den Regenbogen in der Luft?“
Der Himmel öffnet seine goldnen Tore,
Im Chor der Engel steht sie glänzend da,
Sie hält den ew'gen Sohn an ihrer Brust,
Die Arme streckt sie lächelnd mir entgegen.
Wie wird mir? — Leichte Wolken heben mich —
Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide.
Hinauf! Hinauf! Die Erde flieht zurück —
Kurz ist der Schmerz — doch ewig währt die Freude!“

Zwei-, dreimal war sie gerufen worden. Nun ging sie nach ihrer Garderobe, um sich umzukleiden.

Daß der Herzog im Hause war, ahnte sie nicht. Sie glaubte ihn noch in Berlin.

So erschrak sie heftig, als er ihr entgegentrat. Ganz allein. Auch niemand der Kollegen, keiner der Bühnenarbeiter war zu sehen. Fast schien es, als hätte ein Wink des Herzogs all und jeden verscheucht. Vielleicht genügte auch schon der unausgesprochene Wunsch, den irgendeine Schranze von seinem Gesicht abgelesen haben mochte.

„Guten Abend, gnädiges Fräulein!“ sagte er. „Habe ich Sie erschreckt? Dann bitte ich um Entschuldigung. Ich wollte Ihnen nur danken. Leider konnte ich nur die letzten Aufzüge sehen, denn ich bin erst am Spätnachmittag zurückgekehrt. Aber gerade die letzten Szenen sind mir immer als die gewaltigsten erschienen. Ich war ganz im Banne der Dichtung. Nochmals: Ich danke Ihnen.“

Er hatte gegen seine Gewohnheit sehr schnell gesprochen, fast hastig, wie jemand, der eine starke innere Erregung durch lebhafte Worte zu verhüllen sucht.

„Eure Königliche Hoheit sind sehr gnädig.“

Indem sie es sagte, empfand sie den Satz als beschämend banal. Aber der höfische Ton gestattete in diesem Augenblick kaum etwas andres. Und dann — sie war ein wenig verwirrt. Die Begegnung war zu unerwartet.

Er lehnte sich leicht an die Wand. An ihm vorüberzuschreiten, wäre unmöglich gewesen. Ging ja auch nicht an. Dicht vor ihm mußte sie stehenbleiben, in ihrem weißen Gewand, den Panzer über der Brust. Den Helm hatte sie in der Hand, ihr Haar — sie verschmähte die Perücke — flutete ihr über den Nacken.

Da begann er wieder, nun in ruhigerem Tone: „Ich hatte solange nicht das Vergnügen, Sie zu sehen. Dies schreckliche Berlin hielt mich wider Willen fest. Pflichten, immer Pflichten! Und ich hatte so große Sehnsucht — Sehnsucht nach unserm stillen Gemar. Es geht Ihnen gut, Fräulein von Lindenbug?“

„Ich danke, Königliche Hoheit. Ich bin zufrieden.“

„Glücklich, wer das von sich sagen darf.“

Sie sah kaum auf. Aber sie fühlte wieder, wie sein Blick sie umfing, daß seine Augen ihr sagen wollten: Ich bewundere dich!

„Ich bin jedenfalls sehr froh, daß Sie sich bei uns wohl fühlen. Hoffentlich kommt man auch in bezug auf das Repertoire Ihren Wünschen entgegen. Sonst befehlen Sie, gnädiges Fräulein. Ich bin zwar nicht Fürst auf den Brettern, die die Welt bedeuten,

aber vielleicht könnte ich doch bei unserm allmächtigen Intendanten ein wenig für Sie ausrichten. Und das würde mir eine große Freude sein."

Sie verbeugte sich tief. Und wieder sagte sie: „Ich bin wirklich zufrieden, Königliche Hoheit."

„Wissen Sie, daß ich Sie lieber ein wenig unzufrieden wüßte? So, daß Sie mir Gelegenheit geben könnten, Ihnen einen Wunsch zu erfüllen. Aber so geht es uns immer: wo wir einmal unser Interesse erweisen möchten, begegnen wir einer Abweisung."

Der Panzer drückte plötzlich. Der Helm zog wie ein schweres Gewicht in der Hand. In dem engen Gang war es schwül. Kaum zu atmen — diese Bühnenluft! Und so einsam hier, wo sonst geschäftiges Leben hastete. Nur von fernher drang aus den Garderoben das Geplauder der Kollegen, der Statisten; dann und wann ein dumpfer Ton von der Bühne dazwischen; dort räumte man wohl auf.

„Das Leben hat mich dazu erzogen, Königliche Hoheit, mit Wünschen sparsam zu sein."

„Wenn man so jung und so schön ist, gnädiges Fräulein, hat man viele Wünsche frei an das Schicksal."

Sie schüttelte den Kopf. „Doch wohl nicht, Königliche Hoheit. Man muß sich abfinden mit dem, was das Schicksal bringt."

Er antwortete nicht gleich. Erst nach ein paar Sekunden sagte er: „Vielleicht haben Sie recht. Ich habe oft gegen das Schicksal anzukämpfen versucht, versuche es noch, und das Ende wird doch wohl Resignation sein." Dann schwieg er wieder. Sie hörte, daß er schwer atmete. Und als sie mit einem scheuen Blick

aufsah, sah sie, daß er den Kopf tief auf die Brust gesenkt hatte. Ein Gefühl heißen Mitleids stieg in ihr auf, sie mußte ihm etwas Gutes sagen. Der Augenblick riß sie fort.

„Königliche Hoheit, wir Frauen sind keine Kämpfer. Das fühlte ich gerade heute als Johanna. Uns gibt nur die Idee, eine Vision meinetwegen, auf kurze Zeit Kraft. Aber ein Mann darf, soll ringen — kämpfen. Es ist seine Mission auf dieser Erde, und wenn er von Gott hochgestellt ist, dann ist der Kampf erst recht seine Aufgabe."

Er sah auf. Ihre Blicke begegneten sich. Ueber sein Gesicht flog eine helle Röte. Er nickte lebhaft. Aber dann senkte er den Kopf wieder.

Und sie gereute schon, was sie gesagt. Wer gab ihr ein Recht, dieses Fürsten Egeria sein zu wollen? Und lauerte nicht vielleicht hinter der nächsten Wand ein Lauscher? Was würden die bösen Zungen tuscheln und zischen —

Das Blut stieg ihr in die Wangen. Ihr graute vor dem Kulissenklatsch.

Da sagte er plötzlich in leichtem, gesellschaftlichem Tone, aber sie fühlte, wie er sich dazu zwang:

„Uebrigens hätte ich fast vergessen, mich eines Auftrags zu entledigen. Ich fuhr heute von Halle aus zusammen mit meiner Mutter, und sie sprach davon, daß sie ihre kleinen Donnerstagabende ein wenig durch Lesen mit verteilten Rollen beleben möchte." Ein leises, ironisches Lächeln glitt um seine Lippen. „Sie verstehen gewiß, gnädiges Fräulein: die Tradition! Wenn wir auch Epigonen sind, man möchte doch den Großen nacheifern.

Nun, wenn meine gute Mama daran Vergnügen findet, warum nicht? Aber der langen Rede kurzer Sinn ist: dürfen wir auf Ihre freundliche Mitwirkung rechnen? Viel Freude kann ich Ihnen freilich nicht versprechen, denn unsre Gesellschaft — ich fürchte den ärgsten Dilettantismus."

Dorothea atmete erleichtert auf. Erleichtert, daß ihn ein „Auftrag" hinter die Kulissen geführt. Wenn eine kleine, ganz kleine Enttäuschung dabei mit unterlief, die konnte man schon in den Kauf nehmen.

„Wann darf ich die Befehle Ihrer Hoheit in Empfang nehmen?" fragte sie.

„Ja, am besten doch wohl schon morgen. Vielleicht um drei Uhr im Wittumspalais. Ich werde Mama benachrichtigen — nun aber will ich Sie nicht länger aufhalten, gnädiges Fräulein —"

Er machte eine leichte Verbeugung. Und dann hob er plötzlich die Hand. Sie konnte nicht anders, als die ihre hineinlegen.

Nur ein flüchtiges Berühren war es, aber sie empfand, wie seine Hand zuckte.

Da hastete sie auch schon an ihm vorbei, den Gang entlang, ihrer Garderobe zu. Und plötzlich wurde es um sie her lebendig. Ein paar Türen gingen. Frau Brandt, die heute abend die Isabeau tragiert hatte, steckte ihre spitze Nase aus der einen: „Ach, Fräulein von Lindenbug, ich wollte gerade zu Ihnen. Meine dumme Marie hat die Schminktücher vergessen — können Sie mir nicht aushelfen?" Ein Trupp Statisten versperrte den Weg. Dann sah sie auf einen einzigen Moment Maurer in einiger Entfernung. Vielleicht

täuschte sie sich: ihr war's, als zöge er eine spöttische Grimasse.

Es kam nicht viel Schlaf in ihre Augen in dieser Nacht.

* * *

Zwei Monate hindurch währten die intimen Donnerstagabende der Herzogin-Mutter. Bis Mitte März.

Ein „Wunsch" des Herzogs befreite Fräulein von Lindenbug ein für allemal an den Donnerstagen von ihren Verpflichtungen. Auf einen „Wunsch" des Herzogs mußte ihr Herr Ecker bei der Auswahl der zu lesenden Stücke zur Hand gehen. Auf einen „Wunsch" des Herzogs mußte ihr der Oberstallmeister für diese Abende eine Hofequipage zur Verfügung stellen.

Und die bösen Zungen am Theater, in der Stadt, im ganzen Ländchen begannen zu tuscheln. Es ahnte niemand, außer den Teilnehmern, wie harmlos es an den Donnerstagabenden im Wittumspalais zuging. Aeußerlich so bescheiden, wie einst bei der schöngeistigen Herzogin Amalia. Auch in dieser Beziehung war die Tradition Trumpf, fast bis ins Komische hinein: Tee, ein kleines Souper von zwei Gängen, ein paar Karaffen Rot- und Weißwein, einige Male den historischen Punsch, der sehr aromatisch, aber sehr dünn sein mußte.

Im grünen Salon ein großer Lesetisch, mit Kerzen darauf. Obenan die greise hohe Frau, die einzige oft, die mit jugendlichem Feuer ganz bei der Sache war. Drei, vier Damen, ebensoviel Herren; sorgsam ausgesucht, aber leider wenig begabt, oft mehr dem Zwang gehorchend als dem eignen Trieb. Die Tradition genügte denn doch nicht, Vergangenes neu aufleben zu lassen.

Man las fast nur, was die Patina der Klassizität trug: Schiller, Goethe, Lessing. Ein Versuch mit Shakespeare — mit dem „Sommernachtstraum“ — scheiterte ziemlich kläglich. Einige Kleinigkeiten von Kotzebue wurden dazwischengeschoben. Von „Neueren“ kamen einmal Freytags „Journalisten“ zur Geltung.

Der Herzog war stets anwesend. Aber er übernahm niemals eine Rolle. Er saß auch nicht mit am großen Tisch, sondern suchte sich meist einen Platz in der einen tiefen Fensternische. Nur an der Diskussion, die die Herzogin-Mutter, nachdem zwei oder drei Akte gelesen waren, eröffnete, nahm er dann und wann teil.

Dorothea hatte die Aufgabe, die Stücke auszuwählen, nach Rücksprache mit der hohen Frau die Rollen zu verteilen und jedes Stück mit einem kurzen Resümee einzuleiten. Ihr fiel meist auch die wichtigste Frauenrolle zu. „Es muß doch jemand das Ganze zusammenhalten,“ meinte die Herzogin-Mutter nicht mit Unrecht.

Die Donnerstagabende bereiteten Dorothea viel Arbeit, kosteten ihr viel Zeit, und sie hatte dabei die untrügliche Empfindung, daß sie ihr wenig Dank einbrachten. Die Fürstin war zwar, zumal im Anfang, äußerst gnädig und gütig; die befohlenen Herren und Damen der Hofgesellschaft aber blickten bald recht scheel auf den Eindringling, der mit sicherem Takt seine Stellung zu behaupten wußte und doch eben ein Eindringling blieb, die „Komödiantin“, trotz ihres adligen Namens.

Die Abende brachten Dorothea, je länger sie währten, immer mehr Verdruß. Auch Sorgen, elende Geldsorgen, wie sie überhaupt immer intensiver, immer dringender an ihre

Türe pochten. So einfach der Zuschnitt des Ganzen war, sie mußte doch ihre Toilette der Hofgesellschaft anpassen. Gerade sie konnte nicht allzuoft in derselben Robe erscheinen. Und auch ihre weibliche Eitelkeit ließ das nicht zu. Hinter den drei andern Damen empfindlich zurückstehen: Nein! Nein! Lieber mochte Herr Durieux mit seiner Rechnung warten, bis irgendein glückliches Ungefähr, ein lohnendes Gastspiel etwa, Hilfe brachte. Nicht nur zurückstehen wollte sie nicht: sie wollte auch stets von neuem reizvoll erscheinen.

Denn schließlich harrte sie doch jedes Donnerstags mit einer Ungeduld, die sie sich selber nicht eingestehen mochte, die sie aber auch vor sich nicht ableugnen konnte. Und jedesmal pochte ihr Herz, wenn sie die breite, teppichbelegte Treppe zum grünen Salon emporstieg.

Wenn man sie gefragt hätte: ‚Ist es Liebe, die du für den Herzog empfindest?‘, sie hätte aus innerster Ueberzeugung verneint, rückhaltlos, ohne zu zögern. Es wäre die Wahrheit gewesen, aber doch wohl nicht die ganze Wahrheit. Denn sie fühlte, daß das lebhafte Interesse, das sie empfand, Liebe werden konnte. Nur des einen letzten Funkens bedurfte es, der vom Herzen zum Herzen springen muß, um zu zünden. Noch war's nur ein leises Glimmen: es konnte heute, es konnte morgen zur Flamme auflodern.

Sie rang schwer mit sich. Eine fremde Unruhe hatte sie gepackt, schüttelte sie, ängstigte sie und beglückte sie zu gleicher Zeit. Manchmal durchforschte sie ihr Gewissen: Wenn August Otto nun nicht der Fürst wäre, würdest du anders für ihn empfinden? Verblendet dich die Eitelkeit? Bist du ehrlich gegen ihn, gegen dich

selber? Sie forschte und fragte und konnte nicht zur Klarheit kommen.

Er sprach selten direkt zu ihr. Es bot sich ja auch nur selten eine Gelegenheit dazu. Er fragte dann und wann nach ihrer Meinung, nach ihrer Ansicht über eine Auffassung, eine literarische Frage, verwickelte sie in eine kurze Debatte. Aber immer war der kleine Kreis der verstohlen Neugierigen dabei, immer die Mutter, und immer brach er bald ab, wie von einer geheimen Scheu beseelt. Wie konnte er anders?

Aber seine Augen sprachen zu ihr, sehnsuchtsvoll, wunschreich. Auf karge, knappe Momente schwand dann der Ausdruck der Schwermut aus ihnen, sie leuchteten auf, bis sich dann gleich wieder die Lider senkten, daß nur ja niemand den verräterischen Glanz erspähe.

Ein einziges Mal hatte er ihr eine direkte Aufmerksamkeit erwiesen.

Die Herzogin-Mutter war eine große Blumenfreundin. Der Obergärtner mußte die Jardinieren in ihren Gemächern täglich neu füllen.

Da hatte der Herzog eines Abends aus einem Rosenarrangement eine einzige voll erblühte, erlesen schöne La-Franceroſe herausgezogen und ihr überreicht. Wortlos —

Aber er fing wohl einen erstaunten, mißbilligenden Blick der Mutter auf. Sofort reichte er auch der Gräfin Mawinska und Fräulein von Dachhusen eine Rose mit ein paar Scherzworten. Und nur Dorothea fühlte, wie schwer ihm diese leichten Worte wurden.

* * *

Dorothea hatte alle Ursache, sich mit der einzigen Waffe, die ihr blieb, zu wappnen: mit ihrem Stolz. Gegen sich selber und gegen die Welt.

Täglich empfand sie schwerer, wie der Boden, auf dem sie stand, sich verschob, unter ihr bebte.

Am schmerzlichsten war es ihr, daß die Herzogin-Mutter sich sichtlich von ihr abwandte. Die hohe Frau war zuerst voll heller Begeisterung für „ihre Abende" gewesen; jetzt erlahmte ihr Interesse. Sie hatte zuerst die junge Schauspielerin sichtlich ausgezeichnet — nun war ihr Dorothea nicht mehr das „liebe Kind", sondern „Fräulein von Lindenbug". Der herzliche Ton war verklungen. Ja, Dorothea mußte sich sagen, sie wurde in dem Kreise, wurde von der Herzogin-Mutter nur noch geduldet. Vielleicht nur, weil die kluge Greisin fürchtete, durch ein schärferes Betonen ihrer Abneigung den entschiedenen Widerspruch des Sohnes herauszufordern, weil sie fürchtete, Oel in das Feuer seiner Leidenschaft zu gießen. Und er hatte früher schon einige Male gezeigt, daß er der „Herr" war.

Der Intendant begegnete Dorothea mit der ausgesuchten Höflichkeit des Hofmannes, der abzuwarten verstand, wie die Wetterfahne hoher Gunst sich wenden und drehen könnte. Aber auch hier war der herzliche Ton verklungen. Die Einladungen von Tante Rakolski wurden selten und seltener; das gute Pummelchen markierte eine leise Zurückhaltung und hatte ein eigen verlegenes, ein eigen frostiges Lächeln.

Außerordentlich entgegenkommend waren nur die Geschäftsleute der Stadt. Man drängte Dorothea den Kredit geradezu auf. Als sie einmal eine kleine Reparatur

an einer alten Brosche, einem Erbteil der Mutter, hatte, stellte der Hofjuwelier ihr seinen ganzen Laden zur Verfügung. Und als sie lächelnd ablehnte, lächelte auch er: „Aber, mein gnädigstes Fräulein —“ Es war ein Lächeln, das ihr das Blut ins Gesicht trieb.

Und auch die Kollegen und Kolleginnen hatten dies seltsame Lächeln, aus dem hier der Neid, dort die Devotion sprach. Auch Edgar Maurer lächelte, aber sein Lächeln hatte etwas Verzerrtes, bitter Ironisches, und bisweilen, wenn sie mit ihm zusammen spielen mußte, überschlich sie jäh die Angst: ‚Er haßt dich! Er könnte dir ein Leid antun. Der Tor — der Tor ist eifersüchtig.‘ Es kam vor, daß er sie in irgendeiner Rolle weit stürmischer an sich riß, als die Situation es forderte; es kam vor, daß er sie von sich stieß, als ob er sie beleidigen, sie mißhandeln wollte.

Dann gab er ihr eines Vormittags am Schluß der Probe ein Zeitungsblatt.

„Bitte, lesen Sie nachher, Fräulein von Lindenbug. Vielleicht — ich weiß es ja nicht, kann es nicht beurteilen — vielleicht interessiert Sie, was die Kritik über die Aufführung der ‚Roten Robe‘ sagt.“

Sie las und wußte im voraus, daß sie eine Malice lesen würde.

Seit einigen Wochen lag die Kritik des zweiten Blattes der Residenz in neuen Händen. Der Kritiker führte eine scharfe Feder.

„... Die Bäuerin Yanetta gab Fräulein von Lindenbug. Der Zufall fügte es, daß Schreiber dieser Zeilen die junge Schauspielerin vor etwa einem Jahre in einer kleinen Provinzstadt auf der Bühne einer

Schmiere sah. Sie hieß damals freilich schlicht Fräulein Linden, war aber der Stern der Truppe, was bei deren Unzulänglichkeit nicht viel sagen wollte. Immerhin berechtigte sie zu gewissen Hoffnungen. Seitdem scheint sie überraschend schnell Karriere gemacht zu haben. Zugelernt aber hat sie wenig oder nichts, wenn man von der äußeren Routine absieht. Die baskische Bäuerin Yanetta, eine Glanzrolle französischer Tragödinnen, ist eine Glutgestalt voll wilder, südländischer Leidenschaft. Fräulein von Lindenbug aber machte aus ihr eine Karikatur. Denn Leidenschaft muß echt sein, sonst wirkt sie komisch. Sie wirkte komisch — auf mich wenigstens. Keine Spur von Temperament, alles Mache. Mache, Mache, Mache! Eine leidlich gute Salondame mag die Lindenbug sein. Solchen Rollen ist sie einfach nicht gewachsen. Die Intendantur macht einen Fehlgriff nach dem andern, indem sie das Fräulein in allen nur erdenkbaren Rollen beschäftigt, das heißt, wenn sie dankbar sind. Aber vielleicht kann, darf der Herr Intendant nicht anders. Wir sind ja Hoftheater!!! Und es pfeifen ja die Spatzen auf den Dächern, was sich hierzulande der hohen und höchsten Protektion erfreut. Uebrigens kein schlechter Geschmack, denn kund sei's und zu wissen: sie ist die Schönste im ganzen Land. Aber nur schön — schön — schön! So schön etwa, wie einst Madame Jagemann war, die auch einen Fürsten bezauberte. Man schlage nur die Chronika nach!"

Und Dorothea weinte, weinte bittere Tränen.

Was der Mann über ihre Yanetta schrieb, war ihr heute gleichgültig. Vielleicht hatte dieser Herr Fritz Spritze, der vom Neumöller Tageblatt zum Gemarer

Generalanzeiger avanciert war, sogar nicht einmal unrecht. Die Rolle der Janetta lag ihr nicht, entsprach wirklich nicht ihrem Temperament. Sie hatte Exzellenz Rakolski das gar nicht verhehlt, doch der Intendant war nun einmal plötzlich modern, modern um jeden Preis geworden.

Aber die Schlußsätze rissen ihr das Herz wund. Maurer hatte gewußt, was er ihr antat, als er ihr dies Blatt in die Hand drückte. Dies Blatt, das nun in tausend und aber tausend Exemplaren in die Oeffentlichkeit kam, so daß heute schon Hinz und Kunz es schwarz auf weiß, kaum verblümt, lesen konnten: das schöne Fräulein von Lindenbug ist die Herzensfreundin des Herzogs!

Daß das sein durfte! Daß sie sich nicht wehren konnte! Daß sie kein Mann war, den Verleumder vor die Pistole zu fordern.

Nicht auf die Straße mehr würde sie sich trauen.

Aber nein! Weshalb denn? Hatte sie nicht ihren Stolz! Und ihr reines Gewissen! Mochte man sie doch mit Kot bewerfen: der mußte von ihr abgleiten, der konnte sie nicht beschmutzen! Und wer anständig gesinnt war, konnte diesem elenden Gewäsch nicht Glauben schenken. Mitleid nur mußte man mit ihr haben, verteidigen mußte man sie!

Hoch richtete sie den Kopf auf. Mit Verachtung wollte sie strafen, wo man sie beleidigte. Sie und den Herzog —

Doch als sie eine halbe Stunde später nach Minna rief, kam niemand. Und als sie hinausging, fand sie die alte, treue Seele in Tränen, und vor ihr lag das unglückselige Blatt. Und Minna jammerte nicht um

ihre arme Herrin, sie hatte kein andres Wort, als immer wieder: „Gut nur, daß das unsre liebe gnädige Frau nicht erleben brauchte —"

Am Abend war Komödie.

Wirklich Komödie: „Der Probepfeil" von Oskar Blumenthal. Sie gab die Beate, die sieghaft aus allen Intrigen als glückliche Braut hervorgeht.

Schal und abgeschmackt kam ihr die Komödie vor, heute noch mehr als sonst. Sie wußte, daß sie gleichgültig spielte und schlecht. Im letzten Akt noch dazu voreingenommen und zerstreut. Hatte ihr doch Maurer, der den jungen Helmut gab, mit bewußter Absichtlichkeit zugeraunt: „Haben Sie Hoheit gesehen? Er sitzt ganz hinten in seiner Loge."

Sie spielte schlecht. Aber das merkwürdig dicht besetzte Haus war so beifallslustig ihr gegenüber, wie nur je. Und der Beifall widerte sie heute an. Sie fühlte ja: er gilt der „interessanten" Person, der „schönen" Lindenbug!

Endlich „hatte" Helmut seine Beate, und die intrigante Hortense war abgetan. Das Stück war zu Ende.

Gerade, als der Vorhang zum letztenmal gefallen war, stürzte der Intendant auf die Bühne, sichtlich erregt. Er hielt Maurer, der schon halbwegs im Abmarsch war, fest und rief halblaut: „Bitte — bitte — meine Herrschaften! Seine Königliche Hoheit wünschen Sie zu sprechen, gleich, im Konversationszimmer."

Man eilte dorthin.

Es bildete sich — Schauspieler sind in solchen Dingen sehr gewandt — fast unwillkürlich etwas wie

eine Art Gruppe und, ohne daß sie es hindern konnte, kam Dorothea in deren Mitte zu stehen.

Da erschien auch schon der Herzog, vom Oberst von Huglin, dem ersten Flügeladjutanten, gefolgt.

In großer Uniform, mit dem Stern des Hausordens auf der Brust, schritt er schnell auf die Schauspieler zu. Er sah sehr blaß aus, aber als er zu sprechen begann, ergoß sich eine Blutwelle über sein Gesicht.

„Meine Damen und Herren!" sprach er, ein wenig hastend, doch mit scharfer Betonung. „Ich habe Sie bitten lassen, noch einen Augenblick zu verweilen. Euer Exzellenz darf ich wohl bitten, etwaige unberufene Hörer zu entfernen —"

Der Intendant verneigte sich. „Königliche Hoheit zu Befehl. Es ist bereits geschehen!"

„Sie werden voraussichtlich ohne Ausnahme schon Kenntnis haben von dem schmählichen Angriff, den sich ein Bube auf die Ehre einer Ihrer Kolleginnen erlaubt hat. Unsre Gesetze erschweren es leider, solche Schmähungen in der eigentlich richtigen Weise zu ahnden, man kann kaum anders, als sie mit Verachtung strafen. Mir mußte aber unendlich viel daran gelegen sein, vor Ihnen jenes elende Zeitungsgewäsch als das zu kennzeichnen, was es ist: als eine niederträchtige, erbärmliche Verleumdung. Ihnen, mein gnädigstes Fräulein" — er wandte sich direkt an Dorothea — „möchte ich persönlich den Ausdruck meines innigsten, aufrichtigsten Bedauerns zu Füßen legen. Wollen Sie mir gestatten, Ihnen hiermit das Kreuz der Frauenklasse des von meinem hochseligen Vater gestifteten Hausordens zu übergeben — ein Kreuz" — er schloß mit erhobener

Stimme — „ein Ehrenzeichen, das noch nie eine Unwürdige getragen hat. Ich danke Ihnen, meine Damen und Herren.“ Noch einmal neigte er das Haupt, wandte sich kurz und ging.

Dorothea stand in tiefster Verwirrung, in der Rechten das geöffnete Etui, aus dem das blau-weiße Band herabflatterte.

Es war so schön. So edel war es. Kaum daß sie den Tränen wehren konnte.

Die Kollegen umdrängten sie. Jeder hatte ein liebenswürdiges Wort. Rakolski gratulierte.

Und in demselben Augenblick hätte Dorothea vor Schmerz aufschreien mögen. Jäh empfand sie: wenn der Herzog lieber geschwiegen hätte! Großer Gott, wenn er doch geschwiegen hätte! All die Glückwünsche, all die Schmeicheleien, die nicht aufhören wollten, waren ja Lug und Trug. Die gute, edle Absicht August Ottos hatte ja nur das Gegenteil erreicht von dem, was er gewollt: es glaubte ihm ja niemand!

Sie reckte zwar den Kopf und lächelte stolz. Aber sie wußte: ihr Stolz wurde ihr nur als Hochmut und ihr Lächeln als Heuchelei gedeutet.

Und als sie dann ging, da hörte sie hinter sich tuscheln und zischeln, und ihr war es, als vernehme sie eine häßliche Stimme: „Nun, was nicht ist — wenn es nicht ist — kann ja noch werden!“

* * *

Es war in diesen Tagen des Leids, daß Dorothea, seit längerer Zeit zum erstenmal, einen Brief ihrer jungen Verehrerin aus Brochum, der hübschen Margaret

Wignam, erhielt. Das Mädelchen war anhänglich und treu wie Gold, und ihre Episteln hatten immer etwas eigen Liebes, Frisches, das wohltun mußte.

Diesmal aber freilich rührte dieser Brief in Dorothea allerlei seltsame Erinnerungen und Empfindungen auf.

Die Rheinländerin schrieb:

„Unser Bert ist zu Vaters Freude auf dem besten Wege, ein gemachter Mann zu werden. Ordentlich Respekt kriegt man vor ihm. Er hat eine famose Stellung bei den Helioswerken und ist nach kurzer Zeit Vertrauensperson geworden. Jetzt — und nun kommt's — jetzt baut er eine große Elektrizitätszentrale — so heißt das Ding, glaube ich — auf einer Herrschaft im Holsteinschen und hat sich mit dem Besitzer mächtig angebiedert. Der aber — es muß ein interessanter Mann sein — der, meint Bert — muß Dich kennen. Er heißt von Kastrop, und das Hauptgut heißt Schneeholm. Ja also, unser Bertchen schreibt, der Freiherr hätte ihn zuerst furchtbar komisch angeguckt, so, wie man jemand ansieht, von dem man meint: ‚Gesehen mußt du das Kerlchen doch schon haben, aber wo?‘ Gell — verstehst Du? Na, und da ist's denn schließlich herausgekommen: am Niederwalddenkmal ist's gewesen, wo ihr, Bertchen und Du, das Goethesche Mariagespiel gespielt habt. Drollig — was? Und das Drolligste, daß der Freiherr das Spiel sozusagen für Ernst genommen zu haben scheint. Du und unser Bertchen! Verschossen war unser Bertchen ja sicher in eine gewisse Schöne, aber unser Bertchen als Ehemann? Zum Kobolzschießen —“

Kastrop!

Ludolf Kastrop — und draußen im Park an der Elm die einsame Bank, wo der tote Bruder ihr heiße Liebesworte ins Ohr geflüstert, wo sie an seiner Brust gehangen hatte — der unglückliche Konrad, dem in der Entscheidungsstunde der Bruder sich versagt hatte —

Nein — nicht mehr schmähen!

Das hatte sie sich schon einmal geschworen, das schwur sie sich jetzt aufs neue: mochte Ludolf Kastrop sein, wie er wollte, ohne zwingende Gründe hatte dieser Mann den Bruder nicht im Stich gelassen.

Und ihr kam im Wirrwarr ihrer Gedanken ein merkwürdiger Wunsch: wenn du doch diesen Ludolf von Kastrop zum Freunde hättest, daß er dir raten könnte, aus deines Herzens Nöten dich zu lösen. Es war ja lächerlich, es war Unsinn, sie sagte es sich selber. Aber Gedanken und Wünsche sind zollfrei. Sie hatte ihn zurückgestoßen, sie hatte ihn wohl bis auf den Tod beleidigt, diesen Ludolf von Kastrop — aber Vertrauen, unbedingtes Vertrauen hätte sie doch zu ihm fassen können.

Wenige Tage später kam durch Karl Oskar Braune ein lockendes, lohnendes Gastspielanerbieten für Mannheim, wo plötzlich die erste Liebhaberin schwer erkrankt war. Der Intendant machte große Augen, als sie um Urlaub bat. Er hatte sein „Unmöglich" schon auf der Zunge. Doch dann überlegte er wohl, ob der Wunsch von Fräulein von Lindenbug nicht ein verschleierter allerhöchster Wunsch sei: man wollte vielleicht den Klatsch sich verbluten lassen. So wurde sein „Unmöglich" zu einem liebenswürdigen „Ja".

Es war eine Wohltat, ein Himmelsgeschenk, das Dorothea gerade jetzt mit diesem Gastspiel geworden. Sie atmete freier, sobald sie in der Eisenbahn saß; jede Meile, die sich zwischen sie und Gemar legte, gab ihr etwas von der alten Sicherheit zurück.

Schnell vergingen die zehn Tage, in denen sie achtmal mit starkem Erfolg auftrat. Mit erleichtertem Herzen und — zum erstenmal: mit einem wohltuend beschwerten Portemonnaie dachte sie die Rückreise anzutreten. Der Frühling war ins Land gekommen, die Sonne lockte verführerisch; Dorothea plante einen leichtsinnigen Umweg über Wiesbaden, als sie plötzlich eine Depesche der Intendantur heimrief:

„Allerhöchste Gäste erwartet. Festvorstellung ‚Minna Barnhelm' Donnerstag befohlen. Drahtantwort, wann hier."

Es wurde eine staubige, heiße Fahrt. Und gerade so, wie auf der Reise von Gemar gen Westen sich ihr Herz aufgerichtet hatte, so sank es wieder, als sie gen Osten fuhr.

In Frankfurt hatte sie sich einige Zeitungen gekauft, doch sie blieben unbeachtet liegen. Dorothea starrte zum Fenster hinaus auf die sonnenübergleißten Hänge und Fluren, Wälder und Felder, aber sie sah alle Wunder des Lenzes nur mit den äußeren Augen, ihre Seele wollte nichts davon wissen. Dann sank endlich die Dämmerung, und bei dem matten Schein der Kupeelampe griff sie nach den verstaubten Zeitungen neben sich. Vielleicht lenkten die ihre Gedanken ab.

Sie blätterte und blätterte. Zuerst suchte sie selbstverständlich nach den Rubriken „Kunst und Wissenschaft",

wie die eine Zeitung, „Theater“, wie die zweite, „Vor und hinter den Kulissen“, wie die dritte zu überschreiben pflegte. Nichts Neues, nun ja, die Saison morte rückte ja näher, die Sommerzeit. Dann kam doch eine Notiz, die sie überraschte, sie stutzen machte:

„Sicherem Vernehmen nach hat Herr Edgar Maurer, das ausgezeichnete Mitglied des Gemarer Hoftheaters, seinen dortigen Kontrakt nicht erneuert, ist vielmehr zum 1. Oktober an das Königliche Schauspielhaus in Berlin engagiert. Man kann der Königlichen Bühne nur zu diesem Revirement, das eine wesentliche Verstärkung ihrer künstlerischen Kräfte bedeutet, gratulieren. Die Engagementsverhandlungen wurden durch die persönliche Vermittlung des Geheimen Kommissionsrats Karl Oskar Braune nach Ueberwindung vieler Hindernisse zum Abschluß gebracht.“

‚Karl Oskar Braune hat natürlich die Notiz selbst in das Blatt lanciert. Sein Stil ist unverkennbar,‘ dachte Dorothea.

Maurer in Berlin! Nun, dann war er wohl am Ziel seiner Wünsche, seines Strebens.

Wunderlich: vor einigen Monaten hätte die Nachricht Dorothea doch schmerzlich berührt. Sie verdankte Maurer mancherlei; immer wieder hatte er Einfluß auf ihr Vorwärtskommen genommen, hatte auch ihre künstlerische Entwicklung gefördert. Es hatte eine Zeit gegeben, in der sie sich sogar für seine Persönlichkeit lebhafter zu interessieren begann.

Nun war er ihr ganz fern gerückt, weltenfern. Ja, sie atmete erleichtert auf. In den letzten Monaten hatte es Augenblicke gegeben, wo sie sich vor ihm fast

fürchtete. Vielleicht liebte er sie — insoweit seiner schwankenden Natur überhaupt ein tieferes Herzensempfinden gegeben war. Sei nicht ungerecht, sagte sie sich selber — er mochte eifersüchtig sein, und das konnte ihm immerhin als eine Entschuldigung dienen. Aber dann schrie es in ihr: ‚Nein — nein! Wenn er dich wirklich geliebt hätte, so würde er zu dir gestanden haben gegen alle Verleumdungen. Anstatt dessen hat er dich beleidigen lassen, hat dich selbst beleidigt, hat dich geschmäht, mit Wort und Blick.‘

Er mag ein großer Künstler sein — ein großer Mensch ist er nicht!

Es ist ganz gut, daß unsre Wege sich scheiden —

Eine Weile saß sie und sann der Nachricht nach. Nun wieder in milderer Stimmung: ‚Ein großer Künstler ist er doch! Ein starkes Talent, vielleicht ein Genie. Wir in Gemar verlieren viel mit ihm, aber in Berlin erst wird er ganz zur Geltung kommen. Ich gönne es ihm — trotzdem er ein kleiner Mensch ist. Nicht nur mir gegenüber —‘ Und sie dachte an seine Rücksichtslosigkeiten in Neumöller, sie gedachte seines Benehmens gegen den armen, unglücklichen Willibald Sickel —

Der Zug ratterte und ratterte durch das Land. Im Mondlicht flogen die Telegraphenstangen draußen vorüber. Dann und wann leuchteten aus dem fahlen Schein die hellen Lichter eines Dorfes, eines Städtchens auf.

Wohl eine Stunde lagen die Zeitungen unberührt auf Dorotheas Schoß. Dann griff sie doch wieder nach ihnen. Und da fiel ihr Auge fast sofort auf eine

andre Nachricht, die sie ganz anders traf, als die über Maurers Fortgehen aus Gemar:

„Seine Majestät der Kaiser trifft heute, von der Wartburg kommend, in Gemar ein. Seine Anwesenheit dort erhält eine besondere Bedeutung dadurch, daß gleichzeitig auch der Herzog von Altenstein mit Familie erwartet wird. Wie man uns berichtet, ist der Herzog von seiner jüngsten Tochter, der Prinzessin Elisabeth, begleitet. Wir haben Grund zu der Annahme, daß dieser Besuch in Verbindung steht mit dem heißen Wunsch des ganzen Herzogtums Gemar, seinen Fürsten endlich vermählt zu wissen. Die Thronfolge im Herzogtum ist bisher ungesichert, denn der einzige Agnat, Prinz Leopold, des Herzogs Vetter, ist, wie bekannt, seit Jahren geistig umnachtet und somit regierungsunfähig. Eine gesetzliche Regelung der Frage, welche die konservative Partei im Landtag schon vor zwei Jahren anregte, wurde von der Regierung abgelehnt. Wie uns ein Telegramm aus Berlin weiter meldet, soll der Kaiser sich für das Zustandekommen der Heirat sehr interessieren. Die Prinzessin Elisabeth von Altenstein ist kürzlich zwanzig Jahre alt geworden und erregte auf den Berliner Hofbällen des letzten Winters durch ihre blonde Schönheit und ihre außergewöhnliche Anmut großes Aufsehen."

Die Zeitung flatterte zu Boden.

Das also war das Ende —

* * *

Dorothea hatte einen schweren Kampf in der Einsamkeit ihres Wagenabteils durchgerungen. Aber als sie in Gemar durch die festlich geschmückten Straßen ihrer

Wohnung zufuhr, lag ein Lächeln auf ihren Lippen. Ein wehmütiges Lächeln freilich, aber das Lächeln eines sicheren, guten Entschlusses.

Am nächsten Abend war die Galavorstellung vor den Allerhöchsten Herrschaften.

In letzter Stunde war das Programm umgestoßen worden. Anstatt „Minna von Barnhelm" wurde „Die Jungfrau von Orleans" angesetzt. Am Vormittag fand noch eine Probe statt, und man erzählte sich im Konversationszimmer, daß die Abänderung auf besonderen Wunsch des Kaisers stattgefunden hätte.

Im Gefolge des Kaisers war auch Exzellenz von Hülsen, der Generalintendant der Kaiserlichen Schauspiele, in Gemar eingetroffen; er wohnte in der Loge des Intendanten der Probe bei. Es war ein wenig ungewöhnlich und überraschend. Der alte Wenkstern, der den Thibaut gab, bemerkte die hohe Gestalt gleich im ersten Auftritt an der Brüstung der Loge und raunte Dorothea zu: „Exzellenz Hülsen — was will er bei uns? Sich den großen Edgar ansehen — den kannte er doch schon?"

Dorothea achtete nicht sonderlich darauf. Ihr war eigen befangen zumute, aber wahrlich nicht des seltenen Gastes halber. Der innere Kampf, den sie gestern ganz und glückhaft durchgerungen zu haben meinte, lastete doch noch auf ihr. Die Aussicht, heute abend vor der Kaiserlichen Majestät zu tragieren, mochte hinzukommen. Das „große, schwarze Loch" des Zuschauerraumes gähnte sie wie unheimlich, unheilverkündend an. Während der letzten Stunden hatte sie der seltsamen Empfindung nicht Herr werden können: ‚Aber du weißt ja kein Wort

von der Rolle der Johanna.' Ihr war's, als sei die ausgelöscht in ihrem Gedächtnis. Mühsam hatte sie die wundervollen Schillerschen Verse noch einmal durchmemoriert. Hier fehlte ein Verbindungsglied, dort ein Satz; wiederholt mußte sie das Buch zu Hilfe nehmen, und als sie zum Theater gefahren war, hatte sie, die sonst so Sichere, fast angstvoll gedacht: ‚Wenn nur heute unser guter Kastengeist mich nicht im Stiche läßt.'

Als sie aber erst auf der Bühne stand, als die ersten Worte gefallen waren, fand sie sich wieder, fast, als löste diese merkwürdige Theaterluft ihr Gedächtnis aus:

„Gebt mir den Helm!
Mein ist der Helm, und mir gehört er zu!"

Und ihr schönes Organ wuchs und schwoll:

„Vor Orleans soll das Glück des Feindes scheitern,
Sein Maß ist voll, er ist zur Ernte reif.
Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen
Und seines Stolzes Saaten niedermähn.
Herab vom Himmel reißt sie seinen Ruhm,
Den er hoch an die Sterne aufgehangen —"

Exzellenz von Hülsen hatte den Vorhang der Loge ein wenig vorgeschoben. Er sah und lauschte aufmerksam. Neben ihm saß Rakolski. Dann und wann wechselten sie einige Worte.

Dann kam der große Monolog der Johanna:

„Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr treulich stillen Täler, lebet wohl —"

Der Generalintendant beugte sich vor, weit und weiter —

„Braune hat mich schon wiederholt auf Ihre Lindenbug aufmerksam gemacht, liebe Exzellenz!“ sagte er. „Das ist in der Tat ein selten schönes Menschenkind. Spricht auch vorzüglich.“ Es war ein uneingeschränktes Lob, und doch lag für Rakolskis feinhöriges Ohr etwas wie eine leise Einschränkung darin.

Eigentlich war ihm das ganz lieb. Seine Stimmung war nicht sonderlich: die plötzliche Abänderung der Vorstellung hatte ihm viel Mühe und manchen Verdruß gebracht. Der Herzog war überhaupt in letzter Zeit nicht besonders gnädig gegen ihn gewesen. Die Herzogin-Mutter auch nicht. Vor ein paar Tagen hatte sie ziemlich unfreundlich geäußert, und natürlich hatte man es ihm hinterbracht: „Nun hat sich Rakolski den Maurer einfach von Berlin fortkapern lassen — ohne irgendwelchen Widerstand zu versuchen.“ Edgar Maurer: als ob der zu halten gewesen wäre, mit seinen Ansprüchen, bei seiner Eitelkeit. Aber das fehlte gerade noch, daß auch die Lindenbug dem großen Kollegen aus dem Wasserkopf des Deutschen Reiches in die Augen stechen sollte! Gerade sie — gar nicht auszudenken wäre das gewesen. Ein Glück, daß Hülsen diese unausgesprochene Einschränkung seiner Anerkennung beliebte. Sie mußte ihm doch nicht recht gefallen. Uebrigens dieser Braune, dieser Herr Geheime Kommissionsrat — es grenzte fast an Perfidie, wie der seine Netze spann.

„Wollen wir nicht frühstücken gehen, Exzellenz?“

„Ich möchte doch gern noch bleiben, wenn es Ihnen recht ist, lieber Rakolski.“

Während der nächsten Szenen am Hofe war Exzellenz von Hülsen ziemlich unaufmerksam. Aber sobald

die große Erzählung Johannas vor dem König und dem Erzbischof an die Reihe kam, spannte sich sein markantes Gesicht wieder.

„Ehrwürd'ger Herr, Johanna nennt man mich.
Ich bin nur eines Hirten niedre Tochter,
Aus meines Königs Flecken Dom Remi —"

„Ueberraschend gut gesprochen. Wirklich, Braune hat recht. Ich vermisse allerdings eins — das starke Temperament scheint mir zu fehlen."

„Das sagt auch die Kritik, Exzellenz."

„Ah bah — die Kritik! Was sagt die Kritik nicht alles."

Exzellenz von Hülsen lehnte sich weit zurück, wie überlegend, nachsinnend.

Und Rakolski sann auch nach, überlegte. Ihm war plötzlich die Erinnerung gekommen an eine andre Aufführung der Johanna, vor etwa drei Monaten. Damals hatte diese unglückselige Geschichte eigentlich ihren Anfang genommen, als der Herzog ihm gesagt hatte: „Ich möchte Fräulein von Lindenbug ein paar Augenblicke allein sprechen." Eine unglückselige Geschichte, daran war nun einmal nichts zu ändern. Der Diedel konnte man dabei gewiß nichts vorwerfen, vielleicht mußte sie einem sogar leid tun. Und der Herr? Das Schlimme war eben, daß der's so ernst nahm. Eine wirkliche Leidenschaft? Vielleicht! Und heute abend würde da drüben in der großen Hofloge die hübsche, blonde Prinzessin sitzen, die zukünftige Herzogin. Ja — wer weiß: zukünftige Herzogin? Wenn die Diedel Lindenbug nicht wäre — gewiß! Gestern hatte die Herzogin-Mutter nach der Galatafel ihn beiseite

genommen: „Im Vertrauen gesagt, Sie hätten sich Fräulein von Lindenbug auch nicht gerade zurückzudepeschieren brauchen, lieber Rakolski —“

Der Monolog Johannas —

„Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz —“

Als Dorothea geendet, stand Exzellenz von Hülsen auf. „Wollen wir nicht draußen ein wenig auf und ab gehen? Man wird steif vom ewigen Sitzen.“

Schweigend schritten sie zuerst durch die halbdunklen Korridore. Dann blieb der Generalintendant plötzlich stehen. „Eigentlich befinde ich mich in einer recht peinlichen Situation Ihnen gegenüber, Exzellenz. Da habe ich Ihnen den Maurer genommen, und nun — Aber ich will mit offenen Karten spielen. Also hören Sie, bitte: gestern vormittag empfing mich die Herzogin-Mutter. Sie wissen wohl, daß sie eine besondere Gönnerin meines Vaters war, vielleicht darf ich sagen, Freundin. Ein Teil ihres Wohlwollens ist auch auf mich entfallen. Sehen Sie: und da hat mich Ihre Königliche Hoheit in besonders eindringlicher Weise auf Ihre Lindenbug aufmerksam gemacht. Ich wollte zuerst nicht reagieren, obwohl ich eine tüchtige, junge Kraft für ihr Fach recht gut brauchen könnte. Mir war es peinlich, nachdem ich eben Maurer engagiert hatte. Die Herzogin-Mutter ließ aber nicht nach. Nun, mir ist ja auch allerlei zugetragen worden, und wenn ich es auch für Gewäsch halte — wir beide kennen ja diesen giftigen Klatsch —, schließlich mußte ich den Wunsch Ihrer Königlichen Hoheit doch verstehen. Ich versprach also, mir die Lindenbug heute früh anzusehen. Ganz

ehrlich gesagt: für eine geniale Künstlerin halte ich sie nicht. Es fehlt das Tipfelchen auf dem i, es fehlt das große Feuer. Aber sie ist immerhin weit über dem Durchschnitt, ist blendend schön, hat ein wundervolles Organ und scheint gescheit. Ja also — wenn es nicht unsrer Freundschaft einen unheilbaren Riß zufügen sollte: ich würde gern auf sie reflektieren und ihr gute Bedingungen stellen —"

Er schwieg.

Und Rakolski schwieg auch.

Sie schritten wieder wortlos nebeneinander her durch das Rund des langen Korridors hinter dem ersten Rang.

Leicht wurde dem Intendanten der Entschluß nicht. Im Gegenteil: bitter schwer. Da hatte man nun endlich einmal für verhältnismäßig geringes Gehalt eine Künstlerin, die allgemein gefiel, die vielseitig verwendbar war, nie Schwierigkeiten machte — und sollte sie verlieren. Doch das war das wenigste. Schließlich gönnte man ja der Diedel den Aufstieg auch. Gerade ihr. Aber der Herr — der Herzog! Es konnte sozusagen Kopf und Kragen kosten. Dann war da auf der andern Seite die Herzogin-Mutter. Und es war diese ganze inf— Hofclique, der die Diedel längst verhaßt war. Und es war schließlich das Interesse des ganzen Landes —

Er stöhnte leise auf.

Exzellenz von Hülsen blieb wieder stehen. „Ja, wenn Sie nicht wollen, lieber Rakolski —"

„Ach, Exzellenz — wenn Sie in meiner armen Intendantenseele lesen könnten!"

„Kann ich. Das Zündhölzchen nicht zwischen zwei, sondern mehreren Feuern. Unser Beruf mit seinen Dornen.“

„Schließlich weiß ich auch nicht, ob Fräulein von Lindenbug will.“

„Ah bah! Sie wird keine Törin sein. Ich biete ihr — nun, sagen wir, neuntausend Mark — über alles andre mag später verhandelt werden.“

Rakolski stöhnte wieder. Gegen das große Berliner Portemonnaie war schwer aufzukommen.

„Ich will mit ihr sprechen,“ sagte er dann mit einem jähen Entschluß.

Und damit schieden sie. Rakolski aber ging langsam, ganz langsam den Weg bis zur Bühnentür zurück und stieg langsam, ganz langsam die schmale Treppe hinunter. Er schwankte noch immer. Es war doch ein gefährliches Spiel — es konnte wirklich Kopf und Kragen kosten.

Die Probe neigte ihrem Ende zu.

Eine Weile stand der Intendant noch hinter der ersten Kulisse. Schade — jammerschade! Aber für die Diedel war es am Ende ein Glück. Wie sie es wohl aufnehmen würde? Ob sie einen andern Traum geträumt hatte? Ein Wunder wäre es nicht! Wenn sie ja sagte, ging es vielleicht an den Hals. Wenn sie aber nein sagte und der Herzog erfuhr nachher, daß er selber den Vermittler abgegeben — Gott gnade ihm —

Und da stand sie nun, mit dem Helm in der Hand, und wollte gerade zur Garderobe gehen.

Er hatte, seit sie in Gemar engagiert war, sie noch nie beim Vornamen genannt. Heute sagte er ihr leise: „Fräulein Diedel, ich muß Sie sprechen. Muß —

gleich! Wenn Sie sich abgeschminkt haben, bitte, kommen Sie auf ein paar Augenblicke in mein Zimmer. Bitte, liebes Kind!"

Dann war er selbst erstaunt, daß Dorothea, ohne auch nur einen Moment zu zögern, zustimmte. Sie erschrak zwar heftig bei der überraschenden Mitteilung. Auf eines Atemzuges Länge dachte sie an Edgar Maurer, an alle wieder auflebenden Peinlichkeiten eines Zusammenwirkens mit ihm; aber gleich schlug doch mächtig wie eine brausende Welle das Wort in ihre Seele: das Königliche Schauspielhaus wirbt um dich, die Bühne, wo der Döring und die Frieb, Kahle und die Jachmann, die Erhard und die Niemann groß wurden, der heute die Poppe und Matkowsky angehören! Und doch gab nicht das allein den Ausschlag — ihr schien es wie eine Himmelsfügung, daß sie jetzt, gerade jetzt von Gemar scheiden sollte. Es war wie eine Antwort von oben auf ein stilles Gelübde, das sie gestern getan hatte.

Fast ein wenig verletzt war die gute Exzellenz. „Also so leicht wird Ihnen das Scheiden, Fräulein von Lindenbug?" Nun war aus dem Diebelchen wieder das Fräulein von Lindenbug geworden. „So leicht — das hätte ich doch nicht gedacht." Er konnte auch maliziös sein: „So leicht die Loslösung aus allen hiesigen Verhältnissen?"

„Ich werde stets an Gemar mit innigem Danke zurückdenken, Exzellenz, und nicht zuletzt an alle Ihre Güte —"

Da war er schon wieder versöhnt. „Großer Gott, was wird meine Frau sagen? Die hat immer Ihre

Stange gehalten, Fräulein Diedelchen, immer, auch wenn — na, Sie sind ein kluges Mädelchen und ein tapferes Menschenkind. Mir schwant so etwas — ja — hier, geben Sie mir mal die Patschhand, nun nicht mehr als dem Intendanten, so wie einst: dem alten Onkel Rakolski — ja — und möchte doch alles zu Ihrem Glück ausschlagen!"

* * *

„Eine wahrhaft fürstliche, eine wahrhaft erlauchte Gesellschaft, vor der wir heute zu spielen die Ehre haben," versicherte der alte Wenkstern. „Seine Majestät fehlen zwar noch. Aber der Herzog ist schon da, die Herzogin-Mutter und — das muß doch wohl die Prinzeß Elisabeth sein — hm — hübsch, sehr hübsch! Wollen Sie auch mal sehen, hochedle Johanna?"

Ja — sie wollte auch einmal durch das kleine Loch im Vorhang blicken. Nur auf einen Augenblick, mit pochendem Herzen.

Eine blonde Schönheit. Ein liebliches, zartes Oval, von zwei schlichten Flechten gekrönt. Ein feines Profil, ein Paar gute Augen — wie eine Momentaufnahme empfand sie das alles — nichts Schales, nichts leer Höfisches in der ganzen Erscheinung — ein junges Weib, das glücklich machen kann.

Da tönte auch schon die Klingel des Inspizienten, und zugleich klangen jenseits des Vorhangs die Fanfaren auf: der Kaiser hatte die große Hofloge betreten.

„Majestät hatte besonders gebeten, nicht auf ihn zu warten," wußte der alte Wenkstern wieder geschäftig zu berichten. „Daher haben unsre Herrschaften auch

schon vor ihm Platz genommen. Sitzt meine Halskrause eigentlich richtig, Maurer?"

„Großartig! Nun, Fräulein von Lindenbug, haben Sie sich auch die zukünftige Landesmutter angeschaut?"

Dorothea achtete nicht darauf. Sie ging schnell hinter die Kulissen zurück, ihres Stichwortes zu warten.

‚Heute abend' — das wußte sie — ‚heute abend werde ich gut sein. Ich werde schön aussehen, ich werde mit Begeisterung spielen. Den Funken fühl' ich heute in mir. Zum Abschied —'

Zum Abschied — aber sie dachte dabei nicht an Gemar.

Eine glänzende Vorstellung! Seine Majestät selbst hatten es schon nach dem zweiten Akt auszusprechen geruht. Wie ein zündender Blitz flog das Kaiserwort durch das ganze ehrwürdige Haus. Es war eine seltsam gehobene Stimmung heute in ihm: die Anwesenheit des Kaisers — die junge, reizende Prinzessin, auf der so viele Hoffnungen ruhten — ja, und der Widerhall all unsrer alten Traditionen, die Erinnerung an unsre klassische Zeit — so raunte man hier, so raunte man dort — ja, und heute hat's der Rakolski wirklich mal gut gemacht, allerhand Achtung — und der Maurer und die Lindenbug – Seine Majestät haben ganz recht, wie immer: eine glänzende Vorstellung!

Während des Spiels mußte man auf die Bühne sehen — und es lohnte, die Lindenbug sah nicht nur blendend aus, sie hatte heute auch ihren besonders guten Tag — ja, aber in den Zwischenakten, da durfte man verstohlen nach der großen Hofloge schauen. Ohne den Takt zu verletzen, selbstverständlich; wir sind ja doch

gut erzogene Leute! Aber Seine Majestät sieht man nicht alle Tage! Die alte Herzogin strahlt förmlich, wenn der Kaiser mit ihr spricht. Na ja — und sonst soll sie manchmal 'n bissel despektierlich über Berlin reden. Aber heute — sie sieht überhaupt aus, als hätte sie die Erfüllung ihres heißesten Herzenswunsches in sicherer Aussicht, manchmal guckt sie das Prinzeßchen ordentlich wie mit zärtlichen Mutteraugen an. Uebrigens ist der Herzog auch guter Stimmung, scheint's — die Sache wird wohl in Ordnung sein, und demnächst lesen wir's im Staatsanzeiger. Gottlob, es tat auch not, nach all dem Getratsch und Gewäsch. Denn es war sicher nur ein Gewäsch — wo würde man die Lindenbug denn sonst gerade heute spielen lassen? Und überhaupt, ihr soll wirklich gar nichts vorzuwerfen sein. Tadellos — tadellos! Ihre Exzellenz, Tante Pummelchen, soll das auch gesagt haben — hat sich übrigens heute höllisch herausgemacht, die gute dicke Dame, violetter Samt und hofmäßig dekolletiert —

Dann, vor der letzten Szene, entstand in der großen Hofloge etwas wie ein leises Flüstern. Seine Majestät hatten den Generalintendanten, der bisher im Hintergrunde gestanden, herangewinkt. Vielleicht wegen Maurer; der ging ja nach Berlin. Schade — aber etwas Gutes müssen die Spreeathener doch auch mal haben, und das ist nun mal so ihre Art: sie nehmen's, wo sie's kriegen können. Ob sich denn der Herzog Maurers Verlust so zu Herzen nimmt? Ach, Unsinn! Aber er sieht wirklich plötzlich fast wie ungnädig aus. Was ihr euch auch immer gleich einbildet? Ein bissel abgespannt mag er sein. — Großartig jetzt die Lindenbug —

„Höre mich, Gott, in meiner höchsten Not.
Hinauf zu dir, in heißem Flehenswunsch,
In deinen Himmel send' ich meine Seele.
Du kannst die Fäden eines Spinngewebs
Stark machen wie die Taue eines Schiffs;
Leicht ist es deiner Allmacht, ehrne Bande
In dünnes Spinngewebe zu verwandeln —
Du willst: und diese Ketten fallen ab —"

— — — — — — — — — — — — —

„Das ist mein König! Das sind Frankreichs Fahnen!
Doch meine Fahne seh' ich nicht — wo ist sie?
Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen,
Von meinem Meister ward sie mir vertraut,
Vor seinen Thron muß ich sie niederlegen,
Ich darf sie zeigen, denn ich trug sie treu —"

Seine Majestät der Kaiser hatten sich erhoben und das Zeichen zum Beifall gegeben. Das Haus raste. Wieder und wieder mußte der Vorhang sich heben.

Plötzlich stand der Intendant neben Dorothea. Er war leichenblaß. „Kommen Sie schnell, Diedel — liebe Diedel — in Ihre Garderobe! Der Herzog — Seine Hoheit will Sie sprechen. Sofort! Himmel, Himmel, muß der Kaiser auch gerade nach Ihnen fragen, und natürlich meldet Hülsen sofort, daß Sie — schnell, Diedel — der Herzog — so habe ich den Herrn überhaupt noch nie gesehen! Das ist totale Ungnade! Diedelchen, liebes Diedelchen, Sie müssen verständig sein —"

Auf eines Atemzugs Länge war ein Frohlocken in ihr. Aber gleich darauf war sie ruhig.

„Ich kann den Herzog in meiner Garderobe nicht empfangen. Ich will auch nicht, Exzellenz!"

Dabei hatte der Intendant sie aber schon den schmalen Gang entlang geführt. „Aber, Diedelchen,

seien Sie nicht klein. Nur heute nicht! Denken Sie auch an meine weißen Haare. Ich flehe Sie an! Rasend ist der Herzog. Gerade, daß er's über sich gewann, sich einigermaßen in guter Form von Seiner Majestät zu beurlauben. Muß ja auch gleich wieder ins Palais. Diebelchen — ah —"

Da stand der Herzog vor ihnen.

Und Rakolski stieß die Tür auf, mit einer ganz, ganz tiefen Verbeugung.

Mit einem Male waren sie beide in der engen Garderobe allein. Dorothea wußte kaum, wie es gekommen, geschehen war. Sie hörte nur, wie eine dienstwillige Hand von außen die Tür ins Schloß drückte, und dann hörte Sie des Herzogs flehende Stimme: „Verzeihen Sie —"

Sie selber stand wortlos.

„Fort wollen Sie? Fort?"

Sie antwortete nicht.

„Ich kann mir vorstellen, wie man Sie geschoben und gedrängt hat! Die Klugen — die Superklugen! Aber ich werde zwischen sie fahren. Gericht will ich halten! Bin ich denn ein Kind, bin ich eine Marionette? — So sprechen Sie doch! Ihr Schweigen tut mir so weh!"

„Was soll ich sagen, Königliche Hoheit —"

„Ob man Sie wieder beleidigt hat?" stieß er heiß hervor. „Weshalb Sie fort wollen?!"

„Es ist am besten, ich gehe, Königliche Hoheit."

„Am besten?!" Er lachte kurz auf. „Ist denn Ihr künstlerischer Ehrgeiz so groß, zieht Berlin so übermächtig?"

„Und wenn es das wäre?“

Wieder lachte er. „Ich weiß es besser: Sie gehen um meinetwillen — Dorothea, wie können Sie so mitleidlos sein! Als ob Sie nicht wüßten, daß in all den letzten Monaten mein ganzes Sein sich nach Ihnen sehnte, daß ich nur an Sie dachte, daß jeder Tag mir wie verloren dünkte, an dem ich Sie nicht sehen konnte!“

Sie war zusammengezuckt, als er sie beim Vornamen nannte. Das Blut strömte ihr zum Herzen, während er sprach. Krampfhaft umklammerte ihre Hand den goldenen Helm der Johanna.

Mitleidlos hieß er sie. — Zum erstenmal hob sie die Augen und sah ihm in das erregte Gesicht.

„Dorothea —“

Langsam wich sie zurück, bis an die Rückwand des engen Raumes. Dann schüttelte sie traurig den Kopf. „Mitleidlos — nein, nein! Aber es muß sein — Königliche Hoheit, es muß sein. Und nun, bitte, nun lassen Sie mich —“

Auf ein paar Atemzüge war ein Schweigen zwischen ihnen. Und vor Dorothea zog noch einmal gleich Bildern das Erlebte des vergangenen Winters vorüber: die Abende im Theater, die Abende im Wittumspalais, jedes Begegnen mit ihm, jedes Wort, das zwischen ihnen gewechselt worden war, wie an seiner verhaltenen Leidenschaft auch ihr Interesse erwacht war. Interesse? Mehr wohl — eine herzliche Zuneigung. In diesen Augenblicken jedoch wurde ihr recht klar: vielleicht hätte unter andern Verhältnissen aus dieser Zuneigung die Liebe herauswachsen können — vielleicht! Jetzt aber wußte ihr Herz nichts von Liebe —

Da sprach er in ihre Gedanken hinein: „Dorothea, ich bitte um Ihre Hand —"

Ganz ruhig, plötzlich, ganz überlegt hatte er es gesagt.

Der Helm der Johanna klirrte zu Boden.

Und August Otto kam auf sie zu, faßte die beiden Hände der Willenlosen und drückte sie innig. „Liebe Dorothea," sprach er weiter, „mein Entschluß mag Ihnen jäh erscheinen, als eine Momentswallung. Sie irren! Er ist reiflich erwogen, seit Wochen schon. Sie wissen, daß ich Ihnen nicht den Platz an meiner Rechten bieten kann. Aber was tut das? Sie und ich sind doch über Aeußerlichkeiten erhaben. Und was ich Ihnen biete, ist das Glück. Was Sie mir geben sollen, ist das Glück. Ich füge mich allen Ihren Wünschen in bezug auf Ihre äußere Stellung, und ich werde diese Stellung in jeder Weise zu wahren wissen. Wehe, wer es wagt, Sie mit scheelen Augen anzuschauen — Dorothea — liebe Dorothea!"

Noch immer stand sie erschüttert. Es klang doch mächtig in ihr auf. Sie fühlte, wie ehrlich August Otto es meinte; fühlte seine tiefe, wahre Liebe. Es tat so wohl — und es tat so wehe. Denn der Funke sprang nicht von Herz zu Herz. Vielleicht wartete sie unbewußt auch jetzt darauf. Aber da war immer nur Zuneigung — und Mitgefühl — und Dankbarkeit —

„Ich verstehe, warum Sie zögern, Dorothea. Ich weiß, was dieser Entschluß für ein stolzes Mädchen bedeuten muß. Ein Sichbescheiden liegt immerhin darin. O — ich fühle das mit Ihnen. Aber sehen Sie doch nur um sich. Wir sind ja nicht die einzigen, die sich

ein Glück neben dem Throne gewonnen haben. Die Vorurteile zerbrechen in unsrer Zeit. Da ist mein Oheim in Memmingen, da ist der Thronfolger an der Donau. Doch warum sie alle aufzählen —"

Nun endlich hatte sie sich die innere Kraft zurückgewonnen. Nun endlich wußte sie, was sie ihm antworten mußte. Er war es wert, daß sie ihm die volle Wahrheit sagte. Und wenn ihm diese Wahrheit Schmerzen brachte: er war ein Mann, er würde zu überwinden wissen.

Sie ließ ihm ihre Hände. Sie sah ihm offen in die Augen. Aber sie schüttelte langsam den Kopf: „Ich kann nicht —"

„Dorothea!"

„Mein Herz ist so voll von Dankbarkeit, Königliche Hoheit. Aber — ich kann nicht unwahr sein — ich empfinde nichts als eine innige und aufrichtige Freundschaft — wenn Königliche Hoheit den Ausdruck gestatten wollen —"

„Freundschaft — ja, Dorothea, Freundschaft ist die Basis der Liebe."

Wieder schüttelte sie den Kopf. Und sie lächelte traurig. „Es kann nicht sein, Königliche Hoheit — so weh es mir tut — es kann nicht sein."

Ganz langsam entwand sie ihm ihre Hände.

Aber wie sie nun sah, daß sein Haupt tief hinabsank, griff sie wieder nach seiner Rechten, und sie sprach weiter: „Königliche Hoheit, wenn Sie einst dieser Stunde gedenken, werden Sie meinen Entschluß segnen. Denn dann wird längst, längst — ich fühle das, und es ist mir selber wie ein Trost — dann wird Ihnen ein

andres Glück erblüht sein. Ein Glück, auf der Pflicht gegründet. Das mag hart klingen, Pflicht ist ja wohl immer ein herbes Wort. Aber die Pflicht gibt nun einmal der Welt Gesetze. Und wer die Pflicht recht zu fassen weiß, der meistert sie auch. Sie erhebt ihn und befreit ihn — und führt ihn so doch zum Glück. Aus ganzem Herzen erflehe ich heute ein reiches Glück für Sie — für Ihr Haus — für Ihr Land! Ja, für Ihr Land — aber vor allem für Sie, Königliche Hoheit — für den guten, edlen Mann, dem ich armes Mädchen heute weh tun mußte, und für den ich doch das Beste und Schönste vom Himmel herabholen möchte —"

Er antwortete nicht. Seine Rechte bebte in ihren Händen. Einmal sah er auf, sah mit einem tieftraurigen Blick sie an — und beugte den Nacken wieder.

Plötzlich hob er ihre Hand und küßte sie leidenschaftlich. Und dann sprach er mit schwerer Stimme: „Die Pflicht also! Das ist der Rest!"

„Das ist die Zukunft, Königliche Hoheit, die Zukunft mit ihrem Segen!"

„So scheiden sich unsre Wege, Dorothea. Lassen Sie mich noch einmal Sie so nennen, Ihnen zu sagen, daß Sie immer auf einen Freund zählen können." —

„Ich danke innigst, Königliche Hoheit."

Er reckte sich. Es war wie ein gewaltsames Aufrütteln.

„Die Pflicht — die Pflicht ruft mich ja wohl schon heute. In einer Viertelstunde werde ich lächeln müssen. Verstehen Sie, was das heißt? Lächeln und Konversation machen, meinen Gast unterhalten und den Liebenswürdigen spielen —"

„Nicht bitter sein, Königliche Hoheit!"

„Nein — nein! Es ist ja Pflicht! Pflicht!"

Er hob die Hand, glitt einmal über Stirn und Schläfen, wie nach einem Schmerz tastend.

Dann sagte er hastig: „Leben Sie wohl, Fräulein von Lindenbug!" Und noch einmal: „Leben Sie wohl — Dorothea!"

Und ging.

Die Tür schloß sich. Draußen im engen Korridor hallten die Schritte.

Dorothea lauschte ihnen nach, bis sie verklangen, bis die Sperre aufgehoben war, ein Trupp Statisten schweren Tritts den Gang entlang zog mit Lachen und Plaudern.

Da erwachte sie aus ihrem Traum.

Die Tränen schossen ihr aus den Augen. Aber ihr Herz war froh und frei.

Achtes Kapitel.

Unmittelbar, ehe Dorothea nach Berlin übersiedelte, traf sie ein schwerer Schlag. Minna erkrankte und starb. Sie wollte nicht mit in die große Häuserwüste, hatte sie schon Wochen vorher gesagt, sie wollte in Gemar bleiben. Dorothea hatte es nie ernst genommen, nun wurden die Worte der alten, treuen Seele doch wahr, wenn auch wohl anders, als sie selber gedacht.

Nur wenige Tage lag sie, bis fast zum letzten Atemzuge bei vollem Bewußtsein, bis zuletzt mit all ihren Gedanken und Sorgen bei dem „gnä' Fräulein". Sie war keine leicht zu pflegende Kranke, wie sie auch nie

eine ganz bequeme Dienerin gewesen war. Aber Dorothea wich nicht von ihrem Bett und hörte mit rührender Geduld die sich immer wiederholenden, schließlich fast ins Fieberhafte gesteigerten Reden an, in denen Minna ihre Abneigung gegen „all den Speelerskram“ rückhaltloser denn je zum Ausdruck brachte.

Manchmal mußte Dorothea wohl lächeln, ein trübes Lächeln, das sie jetzt oft hatte. Nicht selten aber empfand sie doch auch die bitteren Wahrheiten, die hinter den hastenden Worten der Kranken standen. „Gnä' Fräulein, gnä' Fräulein — was ist mich denn dabei herausgekommen? Gesund sind Se gewest und frisch, und nu sind Se immer in der Rag' und haben an nischt nich mehr rechte Freud'. Aber Schulden ha'n wer — Schulden wie 'n Major. Gott verzeih's mer: ich muß immer an den seel'gen gnä' Herrn denken. Un' Erfolg? Wenn ich schon bloß das Wort hören tu'! Da schrein und klatschen ein paar wie toll und verrückt, un' 'n andern Morgen steht im Käsblatt: gar nix kann die Lindenbug. Rein nix kann se. Jeder dumme Junge darf sich 'ne Extrakritik — so heißt's ja woll? — 'ne Extrakritik leisten. Un' jeder dumme Junge kann 'nen Haufen Dreck nehmen und schmeißen, und ganz stille halten müssen Se! ‚Die Geliebte vom Herrn Herzog‘ — auf der Straße ha'n se's fast ausgerufen. Un' glauben Se man ja nich, gnä' Fräulein, daß das nu in Preuß'sch-Berlin besser wird. Im Gegenteil — Kontrolleur! Da kommt der Neid erst recht un' die Sorgen, wenn schon zehnmal ein paar Groschen mehr da sind. Nee — ich mach' nich mit — ich will das Elend nich mit meine arme, alte Augens mit ansehn tun.“

Ganz zuletzt griff sie immer aufs neue nach Dorotheas Hand. Ein wenig wirr schien nun doch, was sie mit fast erstickender Stimme raunte: „Ein' recht guten Mann wünsch' ich dem gnä' Fräulein — un' bloß man fort von de Speelerei —" Dann sah sie wohl nicht mehr ihr gnä' Fräulein am Bett sitzen, sondern Dorothea war ihr wieder das Kind geworden, das sie auf den Knien geschaukelt hatte, war wieder Klein-Diedelchen. „Diedelchen, vergiß nich meine alte Brieftasch'. Die mit den Perlen drauf — gnä' Frau hat sie mir mal geschenkt — Diedelchen — liebes Diedelchen —"

Am Abend vor der Abschiedsvorstellung drückte Dorothea der alten, treuen Magd, die ihr in schweren Tagen nicht selten zur Freundin geworden war, die Augen zu. Und während Minna auf der Bahre in der Kapelle des Friedhofs ruhte, mußte sie hinaus vor die Rampe — Schauspielerlos! Hatte die Conrad in Berlin doch das „Hannele" spielen müssen, während die eigne Mutter im Sterben lag.

Schauspielerlos! Aber auch Schauspielerglück, daß die Welt mit Leid und Schmerz vor dem Darstellenden versinken kann, wenn der Vorhang aufgeht, das „große, schwarze Loch" sich vor ihm auftut, der Geist über ihn kommt, und er in seiner Rolle alles, alles, was irdisch ist, vergessen kann.

Noch einmal raste das ausverkaufte Haus Dorothea Beifall zu, als sie, eine wahrhaft hoheitsvolle Iphigenie, über die Bühne schritt. Der Hof war vollzählig vertreten, bis auf den Herzog, der seit Wochen in Lappland jagte. Blütengeschmückt war die Garderobe, Blumen

und Kränze häuften sich am Schluß vor Dorothea. Dann stand sie noch einmal im Teesalon vor der Herzogin-Mutter. Es war fast, als wollte die hohe Greisin ihr etwas besonders Liebes erweisen, es war vielleicht, als leiste sie ihr im stillen eine Abbitte. Sie fand die gütigsten Worte, sie sprach vom Wiedersehen, sie wünschte Dorothea viel, viel Glück, und dann löste sie, wie in einer plötzlichen Eingebung, eine Brillantbrosche von ihrem Kleide: „Mein liebes, braves Kind — zum Andenken an eine alte Frau, die Sie sehr gern hatte."

Draußen vor dem Hause staute sich die Menge. Als Dorothea aus dem Seiteneingang trat, brach ein Jubeln aus, ein Hoch- und Hurrarufen — „Auf Wiedersehen!" — „Hierbleiben!" Der dicke Theaterportier hatte Mühe, ihr den Weg bis zum Wagen zu bahnen, und dann kamen zwei Feuerwehrmänner und schoben die Kränze und Blumenspenden ihr in das Kupee nach. Kaum rühren konnte sie sich und mußte immer und immer wieder sich verneigen und danken.

Dabei graute ihr vor ihrer einsamen Wohnung. Ihr war's, als ginge der Tod noch immer in den schon halb ausgeräumten Zimmern um.

Aber als sie die Tür aufschloß, war der Korridor erleuchtet, und drinnen stand Tante Pummelchen am gedeckten Teetisch. „Du solltest, du durftest heute abend nicht allein sein," meinte Ihre Exzellenz. „Da habe ich mich bei dir eingeladen, und morgen bist du mein Gast. Liddy, Siddy und Piddy freuen sich schon darauf — und übrigens, nicht zu vergessen, der Fritzle auch. Ja — mein Fritzle — der wird nun auch bald gehen —"

Bis spät in die Nacht saßen sie zusammen und sprachen über Vergangenheit und Zukunft.

Auch über den Herzog. „Meine wackere Diedel, Hand aufs Herz — hast du ihn geliebt?"

Sie errötete wie ein ganz junges Ding.

„Fritzle hat mir erzählt, daß der Herr dich damals, als der Kaiser hier war, noch einmal sprach —"

Dorothea neigte den Kopf. Und dann sagte sie: „Ich würde keinem andern antworten als dir, Tante Rakolski. Und auch dir wohl nur heute. Ja, es gab Stunden, in denen ich selber glaubte, ich liebte ihn. Aber es war doch anders. Ich hatte ihn eben nur lieb. Verstehst du den Unterschied? Darum bin ich auch leichter darüber hinweggekommen, als ich zuerst fürchtete." Sie sann einen Augenblick nach. „Vielleicht bin ich überhaupt nicht zu einer vollen, ganzen Liebe geschaffen, Tante Rakolski — vielleicht haben die recht, die mir auch als Künstlerin das Letzte, Höchste, die große Leidenschaft, absprechen — vielleicht hängt das eine mit dem andern eng zusammen —"

Ihre Exzellenz lachte. „Wenn nur erst der Rechte kommt!" Aber sie brach ab, als glaubte sie selber nicht, daß ihrer Diedel je der Rechte kommen könnte.

Dann sprachen sie von Minna und ihrem Sterben. Und dabei erinnerte sich Dorothea plötzlich der Brieftasche, der Minnas letzte Worte gegolten hatten. Der praktische Sinn von Tante Pummelchen regte sich. Was sollte eigentlich mit Minnas kleinem Kram werden? Hatte sie Verwandte, Erben?

Sie gingen hinüber in die Kammer. Dorothea fröstelte. Das Fenster stand noch weit auf, und die

Herbstluft wehte von den Bergen kühl herein. Und auf das Sterbebett hatte eine mitleidige Hand nur flüchtig eine große Decke gebreitet. — Alte, gute Minna —

Rührend ordentlich lagen ihre paar Sachen in der kleinen Kommode. Obenauf im obersten Fach die Brieftasche mit der Perlenstickerei auf dem Deckel. Ein altes, abgegriffenes Ding, das Minna aber als Andenken gewiß hoch und in Ehren gehalten hatte.

Dorothea hätte sie nicht anrühren mögen, aber in Tante Pummelchen war die Neugier wach geworden.

Ein Bogen Papier steckte in der Hülle.

Darauf stand, mit Datum und voller Unterschrift, in ungelenken, aber deutlichen Schriftzügen:

„Gestern habe ich Nachricht erhalten, daß meine einzige Schwester in dem Herrn entschlafen ist, ohne Kinder. Ich hab' weiter keine Verwandten gehabt. Darum soll meine liebe Herrin, Fräulein Dorothea von Lindenbug, meine Erbin sein. Das Sparkassenbuch steckt hierbei. Und ich wünsche dem lieben gnä' Fräulein viel Glück und Segen für das ganze Leben."

Tante Pummelchen lächelte. Aber als sie dann die Tasche umwandte und das vergilbte Sparkassenbuch fand und die Schlußsumme las, erstarb das Lächeln auf ihrem runden Gesicht, und die Rührung packte sie.

Es waren gegen dreitausend Mark, die sich Minna in ihrem langen, fleißigen Leben erspart hatte.

* * *

„Du bist ein Stehauf!" hatte einst Frau von Lindenbug zu Dorothea gesagt, als sie noch die kurzen Backfischkleider trug.

„Was ist das, Mama: ein Stehauf?"

„Ein Stehauf — kennst du den nicht? Drüben in der Servante steht solch Ding, ich will es dir zeigen."

Es war ein Gläschen mit rund geschliffenem Boden und einer eigentümlichen Schwergewichtsverteilung. Wie man es auch hinlegen mochte, es richtete sich immer wieder von selber auf. Die Urgroßmütter liebten solche Scherze; in der Biedermeierzeit, als man noch zu Wagen nach Karlsbad reiste, brachte wohl jeder Kurgast seinem Herzensschatz einen „Stehauf" aus den böhmischen Bädern mit.

Ein Stehauf also sollte Diedelchen gewesen sein. Und Dorothea wartete nun sehnsüchtig darauf, ob sich das Mutterwort auch noch jetzt an ihr bewähren würde — nun in Berlin.

Sie hatte ja eigentlich allen Grund, mit ihrer bisherigen Laufbahn zufrieden zu sein. Es gab nicht viele unter ihren Kolleginnen, die gleich schnell „hochgekommen" waren. Man mußte schon aus dem einseitigen Gesichtswinkel Minnas auf die Bühne und ins Leben schauen, um sich mit Pessimismus vergiften zu lassen.

Wie im Fluge war es gegangen: die Schmiere, das mittlere Stadttheater, das kleine Hoftheater — und nun die erste Bühne im Deutschen Reich. Die erste — mindestens die vornehmste. Und auf allen Stufen hatte sich freudiger, herzlicher Beifall eingestellt, war der Erfolg nicht ausgeblieben. Die vereinzelten Mißklänge waren stets verhallt, in der großen „Versenkung" des Vergessens verschwunden.

Trotzdem, es wollte Dorothea mit dem „Stehaufsein" nicht recht glücken. Seit Gemar war, so schien

es ihr selber, etwas zerbrochen in ihr. Die feste, frohe Zuversicht, der Glaube an sich selbst war erloschen. Und wie sie ihn auch anzufachen suchte, die Asche wollte nicht recht zünden.

Vielleicht täuschte sie sich, oft nannte sie sich ungerecht: ihr war es, als wehte ihr aus den Berliner Verhältnissen eine eigne kühle, fast frostige Luft entgegen. Man empfing sie nicht gerade unfreundlich, aber man empfing sie wie eine Fremde. Sie selber empfand: Du wirst gleich einem Eindringling angesehen.

Sie hatte auch bei Karl Oskar Braune ihren Besuch gemacht, und der Theatergewaltige führte sie sofort seiner kleinen, gestrengen Gebieterin zu. Frau Mechthildes war eitel Wonne. Schon am nächsten Tage sollte, mußte Dorothea in der wunderschönen Villa in der vornehmen Rauchstraße speisen: ganz im engsten Kreise, hieß es, und es wurde ein Diner von zwanzig Personen. Der einzige Bekannte aber unter diesen Direktoren, Kritikern, dramatischen Dichtern, Kollegen, Kolleginnen war — Edgar Maurer.

Er hatte schon in Gemar in den letzten Monaten das frühere gute Einvernehmen mit Dorothea wiederherzustellen versucht; mit einem leichten Scherz das eine Mal, mit einer verhüllten Abbitte zum andernmal. „Sie wissen doch, Gnädigste, wie Schleiermacher das Wesen der Eifersucht umschreibt? Er sagt, daß sie mit Eifer sucht, was Leiden schafft. Ich habe die tiefe Wahrheit des Wortes erkannt —“

Dorothea war nicht auf seine Bemühungen eingegangen. Er hatte sie zu sehr verletzt, in ihrer Frauenehre, in ihrer weiblichen Würde. Auch heute blieb sie

kühl und abweisend. Man hatte sie bei Tisch zusammengesetzt, wohl weil man sie für befreundet hielt; aber sie wich der Unterhaltung mit ihm aus, so sehr sie nur konnte, und wandte sich ihrem Nachbar zur Rechten zu, Herrn Rollinder, dem Dramaturgen des „Deutschen Theaters", der der jungen, stolzen Schönheit vom ersten Augenblick an huldigte. Es tat nichts, daß er ihr dies auf seine Weise bewies: er würdigte sie nämlich eines sehr langatmigen Einblicks in seine Auffassung der Regie Shakespearescher Dramen.

„Der große Brite ist der tiefste Kenner der geheimnisvollen Natur," sagte er unter anderm. „Darum müssen wir von der Bühne herab die Steine zum Publikum sprechen und die Bäume zu ihm reden lassen. Die Natur muß lebendig werden —"

„Und wir armen Schauspieler?" fragte sie dazwischen.

„Der wahrhafte Künstler hat sich dem Ganzen unterzuordnen. Auch er ist nur ein Mittel zum Zweck. Und der höchste Zweck ist die Stimmung. Stimmung, meine Gnädigste!" Er setzte mit einem Ruck den Kneifer fester auf den Nasenhöcker. „Stimmung ist alles!" Dabei trank er ein Glas Sekt nach dem andern und fischte sich aus dem Entensalmi nur die Trüffelstücke heraus, wahrscheinlich auch, um in die rechte Stimmung zu kommen.

Nachher nahm Frau Mechthildis ihren jüngsten Gast zur Seite, in ihr Allerheiligstes, ein kleines, mit rosa Seide ausgespanntes, in rosa Licht getauchtes Boudoir.

Es ging nicht ab ohne einen Kuß auf die linke und einen zweiten auf die rechte Wange.

„Was habe ich mich immer für Sie interessiert, Sie wunderschönes, Sie liebes Menschenkind! Ueber Ihre Erfolge in Gemar — in meiner einzig geliebten Vaterstadt. Ich weiß alles — alles weiß ich: Sie brauchen mir gar nichts zu sagen —“

Frau Mechthildis war in der Zwischenzeit noch puppenhafter geworden, aber auch „völliger“, und da sie sich bedenklich schnürte, so wurde ihr oft der Atem kurz. Sie unterbrach sich dann, schnaufte ein paarmal wie ein Kinderlokomotivchen, blinzelte und spann ihr Garn weiter.

„Sie edles Mädchen! O ich, die ich so vielfach in den Sumpf schauen muß, ich weiß es zu ehren, wenn eine meines Geschlechtes sich rein erhielt unter den tausend Gefahren, die die Bühne heute bietet. Sie sind groß gewesen, mein liebes, liebes Fräulein von Lindenbug. Wie oft habe ich Ihrer gedacht, und immer wieder habe ich Karl Oskar eingeschärft: vergiß mir unsre Lindenbug nicht. Nun — nun — hat er's nicht erreicht, hat er's nicht gut gemacht? Ja, Exzellenz Hülsen gibt etwas auf uns —“

Das Kinderlokomotivchen strömte wieder Dampf aus, und dann ging die Fahrt ein Stückchen weiter.

„Nun haben wir Sie endlich hier. Wie habe ich mich gefreut! Es gibt eben Menschenkinder, die man vom ersten Augenblick an liebhat. Und nun müssen Sie recht viel bei uns, bei mir sein. Ich bin ja so einsam mitten in dieser großen, weiten, flutenden Welt. Ja — kommen Sie nur immer zu mir, auch wenn Sie einmal mühsam und beladen sind. Das wird ja nicht ausbleiben. Leicht wird man es Ihnen hier gewiß nicht machen. Ich weiß ja — ich weiß ja.“

Noch nicht zwei Worte hatte Dorothea erwidern können. Sie saß neben dem Püppchen auf einem ganz winzigen, rosaroten Sofa und mußte all den Redeschwall wehrlos über sich ergehen lassen, unsicher, was an dem Ueberschwang der Empfindungen echt — ob überhaupt etwas daran echt war.

„Haben Sie sich bei Tisch gut unterhalten? Ja, mit Rollinder — ich sah es. Ein geistreicher Mann, aber zu modern, viel zu modern. Von unsern alten, guten Gemarer Traditionen hält der selbstverständlich gar nichts. Es muß immer etwas Neues sein, und das Neueste ist ihm immer das Beste und das einzig Richtige, weil's eben neu ist. Ja — aber mit Maurer habe ich Sie eigentlich gar nicht sprechen sehen — Ich weiß — ich weiß. Natürlich, wenn man so viel zusammen gearbeitet hat, mag einem, sozusagen, der Gesprächsstoff dünner werden. Wir hätten daran denken können. Oder — oder — haben Sie etwas gegeneinander? Nein — nun, das beruhigt mich. Denn, wissen Sie, ganz unter uns gesagt, ich möchte mir den Edgar Maurer nicht als Gegner wünschen. Ein bedeutender Künstler, ohne Zweifel, aber ein Fuchs. Aber das ganz unter uns, liebes, liebes Fräulein von Lindenbug. Karl Oskar würde mich sonst umbringen. Ja — und nun müssen wir wohl nach vorn. Grünfull wollte noch spielen, und die Wyß-Smoller soll uns eins ihrer Kinderlieder singen. Haben Sie die schon gehört? Herzig, sage ich Ihnen, herzig —"

Der große Grünfull meisterte sein Cello wunderbar, und Frau Wyß-Smoller sang wirklich herzig. Aber in der Seele Dorotheas wollte heute keine Begeisterung aufkeimen.

Und sie kam auch nicht in der nächsten Zeit.

Vor allem fehlte Dorothea die Beschäftigung. Sie war seit dem ersten Tage, an dem sie die Bühne betreten, fast immer „im Dienst" gewesen; war sie nicht am Abend beschäftigt, so brachte der Tag sicher Proben, und des Memorierens und Studierens war kein Ende. Nicht selten hatte sie sich nach mehr Ruhe, nach einer Periode des Ausspannens gesehnt. Nun hatte sie die Ruhe — mehr als genug! Man sandte ihr keine Rolle, man — man verlangte nicht nach ihr.

Zuerst hatte sie es nicht so arg empfunden. Da nahm das Wohnungssuchen ihre Zeit in Anspruch, und als sie endlich eine kleine Wohnung im Westen gefunden hatte, suchte sie eine Zofe, und als sie die gefunden hatte, ein frisches Ding mit hellen Augen, erkannte sie sehr bald, daß „Fräulein Sophie" zwar sehr schön reden, aber sonst gar nichts konnte. ‚Gute, alte Minna,' dachte sie oft, wenn sich über dem Anlernen Stunde auf Stunde vertrödelte. ‚Gute, alte Minna!' Wie oft hatte sie das überhaupt in den letzten Wochen in tiefer Dankbarkeit vor sich hingesagt, als das Häuflein quittierter Rechnungen vor ihr wuchs und wuchs.

Aber die Zeit des Einrichtens und Einlebens ging vorüber, und — keine Rolle kam. Es war, als sei sie vergessen. Als sie einmal zum Oberregisseur ging, um sich zu beschweren, lächelte der hohe Herr gnädig: „Nur Geduld, Fräulein von Lindenbug. Wir sind ja noch in der stillen Saison." Doch auch als die ersten Neueinstudierungen, ja als eine Novität, eines der unvermeidlichen Salonlustspiele, an die Reihe kam, erhielt Dorothea keine Rolle. Wieder ging sie zum

Oberregisseur, und wieder lächelte er: „Ja, Fräulein von Lindenbug, bei unserm riesigen Personal! Ich bitt' Sie, jedes Rollenfach ist ja bei uns dreifach, vierfach besetzt. Aber nur Geduld, nur Geduld! Exzellenz hat Sie nicht vergessen."

Langsam und öde schlichen die Tage. Und wenn Dorothea anfangs gern, fast an jedem Abend, in die Schauspielerloge gegangen war oder sich ein Billett zu einem andern Theater erwirkt hatte, so verlor auch das bald seinen Reiz. Ihr war's, als flüsterten die Kolleginnen hinter ihrem Rücken: „Mal wieder eine, die man um ihrer Schönheit willen engagiert hat, und nun getraut man sich nicht, sie herauszubringen, wozu wohl gute Gründe vorliegen werden."

Einmal, als sie ihre Gage in Empfang nahm, traf sie Maurer. Er war wieder sehr verbindlich, fast zu artig: „Aber man sieht Sie ja gar nicht, gnädiges Fräulein!"

Sie zog die Achsel hoch, und ein bitteres Lächeln wollte sich nicht unterdrücken lassen. „Ich habe es schlechter getroffen als Sie, Herr Maurer. In jeder Woche sah ich Sie ein paarmal — mich scheint man kaltstellen zu wollen. Uebrigens gratuliere ich Ihnen zu Ihrem Mortimer neulich." Sie war ehrlich genug, ihre Ueberzeugung nicht zu verschweigen. „Wir alten Gemarer können stolz sein auf diese Leistung."

Es lohte über sein Gesicht.

„Fanden Sie mich wirklich gut? Ich danke Ihnen — lang ist's her, daß ich eines freundlichen Wortes von Ihnen gewürdigt wurde. So tut es mir doppelt wohl."

Sie gingen zusammen aus dem Hause und einige hundert Schritte die Charlottenstraße hinauf. Und Dorothea hatte die Empfindung, während sie mit ihm sprach: endlich doch mal wieder ein Mensch! So vereinsamt war sie. Es schien ihr selbst fast, als wäre die Stunde des Ausgleichs mit Maurer gekommen. Anschlußbedürftig, hilfsbedürftig, wie sie geworden, sehnte sie sich nach einer Hand, die sich ihr entgegenstreckte. Sie wußte ja, es bedurfte nur noch eines liebenswürdigen Wortes ihrerseits. Vielleicht würde sie es gesprochen haben, wenn sie nicht Maurers heiße Augen immer auf sich ruhen gefühlt hätte. Vielleicht hätte sie auch diese Scheu überwunden, wenn er nicht unvorsichtig gewesen wäre.

„Wo wohnen Sie eigentlich, gnädiges Fräulein?"

Sie nannte Straße und Nummer.

Er schwieg ein paar Augenblicke, um dann plötzlich zu sagen: „Wann darf ich Sie einmal besuchen?"

„Herr Kollege, ich kann keinen Herrenbesuch empfangen." Die Anwandlung, die über sie gekommen, war schon mit seiner Frage und ihrer Antwort erloschen.

Maurer lachte scharf: „Aber, ich bitt' Sie. Wir sind doch vom Bau! Und einst, einst hab' ich doch in Ihr Heim eindringen können — im schönen Neumöller."

„Da lagen die Verhältnisse auch anders, Herr Maurer. Hier — nein!"

Er sah sie wieder an, und sie fühlte förmlich die herausfordernde Ironie seines Blickes.

„Fräulein von Lindenbug, kennen Sie das Dichterwort: Wer sich der Einsamkeit ergibt, ist bald allein?"

„Jawohl — ich kenne es. Aber ich werde auch in der Einsamkeit ich bleiben."

„Ein stolzes Wort. Und dennoch: Sie brauchen einen Freund. Sie kommen allein nicht zum Ziel.“

Dorothea war stehengeblieben. Unauffällig, als warte sie auf die elektrische Bahn. Um ihre Lippen spielte wieder ihr stolzestes Lächeln, und der Nacken steifte sich.

„Meinen Dank, Herr Kollege — ah, da kommt ja endlich mein Wagen.“

Ganz kurz neigte sie den Kopf zum Abschied, fast wie eine Fürstin einen Untergebenen gehen heißt.

Aber dann, als sie in der Ecke ihres Wagens saß, stieg es heiß in ihr auf. Ein Gefühl lastender Ungewißheit, der Sorge fast, überkam sie. Sie wußte nur zu gewiß: sie hatte sich einen Mann, der einst ihr Bundesgenosse war, zum Feinde gemacht. Und dennoch: wenn sie sich selber fragte, wie sie anders hätte handeln sollen, sie hätte nicht Rat gewußt. Denn hinter den scheinbar harmlosesten Worten Maurers stand immer ein Wunsch, ein Begehren, das für sie gleichbedeutend mit schwerster Beleidigung war.

Und wieder schlichen die Tage. Nicht, daß Dorothea es nicht gegeben gewesen wäre, sich selbst zu beschäftigen. Sie hatte ja ihre Bücher, sie liebte die Kunst, wurde eine fleißige Besucherin der Museen, belegte einige Vorträge in der Universität, andre in der Humboldtakademie. Nein, die Langweile brauchte sie nicht zu fürchten. Nur unter dem Ueberfluß an freier Zeit litt sie, an dem Gefühl, ihrem Beruf entfremdet zu werden. Ueber zwei Monate durfte sie sich jetzt Mitglied des Königlichen Schauspielhauses nennen und war noch nicht einmal aufgetreten.

Sie las sehr viel, las auch die Tageszeitungen. Und da stieß sie eines Morgens auf den Namen Ludolf von Kastrop. Eigentlich sahen ihn zuerst nur ihre Augen außerhalb jedes Zusammenhangs. Sie lächelte vor sich hin: merkwürdig doch, daß sie diesen Mann nie vergessen konnte! Die himmelhohe Jugendleidenschaft für den Bruder war mehr und mehr in den Hintergrund ihres Fühlens gerückt, war zu einer schönen Erinnerung geworden, verklärt durch einen Heldentod. Die Neigung der reiferen Blütezeit, die ihr Geinar gebracht, hatte sie selbst erstickt, und daß das ohne schwere Schmerzen möglich gewesen, bewies ihr immer aufs neue, wie es eben nur Neigung, nicht Liebe gewesen war. Für Edgar Maurer hatte sie sich wohl interessiert — aber sie schied eine Welt. Kein andrer Mann hatte Spuren in ihrem Herzen, nicht einmal tiefere Spuren in ihrem Gedächtnis hinterlassen. Nur Ludolf von Kastrop konnte sie nie und nimmer vergessen. Und wenn er einmal für kurze Zeit aus ihrem Sinn zu verschwinden schien, immer wieder tauchte er auf. Im Wachen und auch im Träumen. Und immer wieder sagte sie sich: ‚Dein Herz weiß nichts von ihm. Aber ich möchte die eine Begegnung mit ihm auslöschen können, die im Lesezimmer des kleinen Hotels zu Tenburg, die Viertelstunde möchte ich tilgen aus seiner und meiner Erinnerung. Denn da meinte ich groß zu sein, indem ich ihn beleidigte, und ich war doch nur klein und armselig.‘

So saß sie und sann über das Zeitungsblatt hinweg, bis sie dann endlich wirklich las und fand, was seinen Namen in das Blatt gebracht hatte.

Es erstaunte sie nicht: er war Landtagsabgeordneter. Es würde sie auch nicht erstaunt haben, wenn sie gehört oder gelesen hätte, daß er Unterstaatssekretär, Minister geworden wäre, oder daß er in irgendeinem fernen Weltteil eine große Entdeckung, oder daß er eine Erfindung von der höchsten Bedeutung gemacht hätte.

Für morgen stand eine von ihm angeregte, von seiner Fraktion eingebrachte Interpellation auf der Tagesordnung: „Welche Stellung gedenkt die Regierung einzunehmen zur Sicherung des bedrohten Deutschtums in der Nordmark?“

Politik hatte Dorothea eigentlich nie interessiert. Auch diese Interpellation interessierte sie wenig. Das war Männersache. Gerade daß sie wußte, ganz im allgemeinen, um was es sich handelte, um die Frage: „Deutsch oder Dänisch“ für das nördliche Schleswig.

Aber ganz jäh schoß in ihr der Wunsch auf, ihn, Ludolf von Kastrop, auf der Rednertribüne zu sehen, ihn zu hören, aus irgendeinem Eckchen der Zuschauerloge heraus, ungekannt und ungesehen von ihm.

Warum auch nicht? Sie hatte ja Zeit! Zeit, Zeit, Zeit, mehr als sie brauchte und wünschte.

Ganz früh am nächsten Tage war sie im Abgeordnetenhause, schickte dem Bureauchef ihre Karte und erhielt einen Platz. Das Haus war noch wenig gefüllt; ein leichtes, gleichgültiges Redegeplänkel über eine andre unwichtige Angelegenheit füllte die erste Stunde, bis dann die Stimme des Präsidenten erscholl: „Das Wort hat der Abgeordnete für Neumöller-Heide zur Begründung der Interpellation über die Stellung der

Regierung zum Schutz des bedrohten Deutschtums in Nordschleswig."

Es gab zunächst eine starke Enttäuschung für Dorothea. Sie hatte gemeint, es müßte tiefe Stille und gespannteste Aufmerksamkeit eintreten. Nichts von alledem: die Abgeordneten schienen so wenig Sinn für diese Frage zu haben wie für die vorher verhandelten. Sie unterhielten sich, sie standen in kleinen Gruppen beieinander, sie erledigten scheinbar auf ihren Pulten Privatkorrespondenz.

Dann sah sie plötzlich seine hohe Gestalt auf der Rednertribüne, sah sein scharf geschnittenes Gesicht, hörte seine dunkle Stimme. Und schon nach seinen ersten Worten zuckte sie in freudiger Erregung zusammen, denn sie fühlte instinktiv, daß er sofort das Haus fesselte. Die summenden Gespräche verstummten, die Augen richteten sich auf den Redner.

Wuchtig sprach er, ohne sonderliches Pathos, aber mit einer Beredsamkeit, die in jedem deutschen Herzen einen Widerhall wachrufen mußte. Das war der Auftakt. Dann kam die Begründung in strengster Sachlichkeit, auf ein umfassendes Studium, auf eigenste Anschauung und Erfahrung gestützt.

Ein paarmal unterbrachen heftige Zwischenrufe. Ein kleiner Lärm entstand um die Gruppe der Dänen, denen sich einige linksstehende Abgeordnete zugesellt hatten. Manchmal dachte Dorothea: das ist ja fast wie bei uns im Theater! Manchmal bangte sie um ihn. Aber sie sah dann sein ruhiges Gesicht, sah sein stolzes Lächeln und fühlte seine Ueberlegenheit, fühlte wieder recht deutlich: er ist ein Mann! Ein ganzer Mann!

Er sprach ziemlich lange und schloß mit kraftvollen Worten, die das Deutschtum als Kulturmacht obenan stellten und von der schlecht beratenen an die gut zu beratende Regierung appellierten. Lauter Beifall klang auf. Der Minister erhob sich und erklärte sich zur sofortigen Beantwortung bereit.

Aber was der Herr dort am Ministertisch sagte, interessierte Dorothea gar nicht. Sie wartete das Ende seiner etwas nüchternen Auseinandersetzung nicht ab. Ihr war es, als ob eine innere Stimme riefe: ‚Laß dir den schönen Eindruck nicht verkümmern!‘ Und so ging sie.

Für eine Episode nahm sie es nur. Aber sie freute sich dieser. Sie freute sich des Erfolges, den am nächsten Morgen die Zeitungen verzeichneten. Einen ganzen Packen Blätter kaufte sie. Es war auch fast wie bei der Theaterkritik. Es gab Nuancen, es gab Schattierungen. Aber im allgemeinen hatte Ludolf von Kastrop, wie man bei der Bühne sagte, eine „gute Presse“. Das eine Blatt sprach von ihm als von dem „kommenden Manne“, das andre gab der Ueberzeugung Ausdruck, daß hier, was selten geschehe, sich schon in der „Jungfernrede“ der „geborene Parlamentarier“ gezeigt hätte. In der Kreuzzeitung stand ein Ueberblick auf seinen Lebenslauf. Es erstaunte Dorothea, als sie las, daß Kastrop seinen Besitz nur unter großen Schwierigkeiten hätte behaupten können, daß er erst durch eine intensive Wirtschaftsführung die Herrschaft Schneeholm rentabel gemacht hätte. Einen unsrer hervorragendsten Landwirte nannte ihn die Zeitung.

Unmittelbar darauf ging der Landtag in die Weihnachtsferien, gleichzeitig erhielt Dorothea ihre erste Rolle.

Es war wiederum eine bittere Enttäuschung.

Man mutete ihr zu, eine unbedeutende Figur in einer unbedeutenden Novität zu übernehmen. Ein Gesellschaftsfräulein, das nicht viel mehr zu tun hatte, als hübsch auszusehen und Ja und Amen zu sagen.

Zuerst wollte sie die Rolle zurückweisen. Dann biß sie die Zähne aufeinander. Es mochte vielleicht klüger sein, nicht die Schmollende und nicht die Trotzende zu spielen.

Aber schon auf der Arrangierprobe gereute sie der Entschluß. Denn da stand Maurer, der den ersten Liebhaber gab, mit ironischem Lächeln und benutzte die nächste Gelegenheit, um ihr zuzuraunen: „Wie ich das aber bedaure! Warum sind Sie nicht zu mir gekommen — ich hätte das mit Leichtigkeit anders deichseln können. In Gemar die Iphigenie — und hier Grete Maltern!"

Sie antwortete nicht. Sie spielte. Zu machen war aus der Rolle nichts. Vielleicht war sie auch unlustig, so sehr sie sich zu beherrschen suchte. Jedenfalls aber sah sie bei den Kollegen und den Kolleginnen nur verwunderte Gesichter, und nach der Premiere wußte sie, daß der Abend für sie völlig bedeutungslos vorübergegangen war. Nur ein einziger Kritiker nahm Notiz von ihr: „Fräulein von Lindenbug, der ein guter Ruf vorausgeht, gab die Gesellschaftsdame der Gräfin. Sie ist eine blendende Erscheinung; mehr aber wüßte ich von ihr nicht zu sagen."

„Mehr aber wüßte ich nicht zu sagen!" Der gute Mann hatte ganz recht. Und auch die andern Kritiker und Kritikaster wußten nicht mehr, aber meist noch

weniger zu sagen, als Dorothea in den nächsten Wochen noch in einigen geringfügigen Episodenrollen beschäftigt wurde.

Immer tiefer fraß die Bitterkeit in ihrer Seele. Im Gefühl ihrer Ohnmacht ging sie zu Karl Oskar Braune und fragte ihn um Rat. Doch auch der Theatergewaltige zuckte die Achseln: „Geduld, meine Allerschönste, Geduld! Geduld ist ein Wunderkräutlein. Ihre Zeit wird schon noch kommen. Oder wollen Sie fort? Torheit — ich bitt' Sie. Schauen Sie doch in Ihren Kontrakt! Wollen Sie die zehntausend Mark Konventionalstrafe zahlen? Schönstes Kind, nur solche Sachen nicht tragisch nehmen. Stecken Sie Ihre gute Gage ein — und amüsieren Sie sich. Und kommen Sie häufiger, als Sie das tun, zu meiner allzu getreuen Mechthildis. Dann fällt doch auch ein Strahl Ihrer Sonne auf mich."

Geduld! Ja, gab es denn nicht auch für die Geduld eine Grenze?

Ein ganz kleines Weihnachtsbäumchen hatte sich Dorothea angeputzt. Aber als die Lichter brannten, sah sie tränenden Auges auf den Schimmer im Tannengrün, und langsam, ganz langsam löschte sie ein Wachskerzlein nach dem andern aus. Sie fühlte sich so namenlos einsam, so tief unglücklich, so betrogen um all ihr Hoffen, um jeden Erfolg ihres Strebens. Es fehlte nicht viel, und sie hätte die Bühne und alles, was mit ihr zusammenhing, gehaßt.

Von all den Kolleginnen, die sie bisher in Berlin kennen gelernt hatte, war sie eigentlich nur einer einzigen ein wenig nähergekommen, der trefflichen Gramm, der

köstlichsten aller komischen Alten. Die hatte ihr ein paarmal freundlich die Hand gedrückt, hatte, als sie einmal neben ihr in der Loge saß, ein paar gütige Worte mit ihr gewechselt.

Zwischen Weihnacht und Neujahr faßte Dorothea in ihrer grenzenlosen Verzweiflung den Entschluß, der lieben alten Dame einen Besuch abzustatten. Sie mußte, mußte irgendeinem Menschen ihr Herz ausschütten.

Die Gramm saß wie ein Großmütterchen beim Kaffeetisch am warmen Ofen, freute sich des Besuchs — „solche liebe, junge Augen schau' ich immer gern" —, holte eigenhändig noch eine Tasse und schnitt ein mächtiges Stück Dresdner Weihnachtsstolle ab. Aber Dorothea konnte keinen Bissen hinunterzwingen, und dann schossen ihr jäh die Tränen aus den Augen. Wie ein Kind schluchzte sie.

Und wie ein Mütterchen hörte ruhig die alte Gramm zu, bis der Anfall vorüber. „Weinen Sie sich nur aus, Kind. Das tut immer am wohlsten." Als sich Dorothea endlich gefaßt hatte und um Entschuldigung bat und gehen wollte, faßte die Greisin sie, wie sie's nannte, „am Schlafittchen" und hielt sie fest: „Tränen sind gut, aber sich aussprechen ist die höhere Weisheit. Heraus also mit der Sprache, mein Fräuleinchen!" Etwas eigen Resolutes hatte sie, die alte Gramm, die nun an die sechzig Jahre tragierte und nimmer müde wurde.

So sprach Dorothea. Ganz offen, ganz rückhaltlos. Und die Greisin nickte dann und wann und schüttelte dann und wann den weißen Kopf.

„Ja, mein gutes Kind," sagte sie endlich, „das ist das geliebte, das vermaledeite Theater. Hol's der

Geier — aber es ist doch über alle Beschreibung schön. Und wer das rechte Theaterblut hat, der kommt über alles Schwere, über alle Enttäuschungen weg, weil ihn eben die eine Stunde — Sie verstehen schon, die eine Stunde, wo er in das große dunkle Loch starren darf, wenn der Fetzen hoch gegangen ist — weil ihn die eine Stunde für alles entschädigt. Fragt sich nur, ob Sie das rechte Theaterblut haben? Ich sah Sie ja nur in den kleinen Rollen, über die Sie so unglücklich sind, ja — aber unsereiner hat so sein eignes Urteil auch solch geringen Aufgaben gegenüber! Und sehen Sie, ich fand Sie immer verständig, klug, im Vollbesitz aller äußeren Mittel — nur ohne das rechte Temperament. Ruhig, mein Kind, ruhig! Wollen's mal abwarten, vielleicht täusch' ich mich auch — ja, und dann dürfen Sie nicht gleich alles für bösen Willen halten. Der Chef hat Sie, wenn ich recht unterrichtet bin, als Ersatz für die Liftler engagiert, die damals sehr krank war, so daß man an ihrem Aufkommen zweifelte. Nun aber ist sie wieder kreuzgesund und puppenlustig und würde Exzellenz die Augen auszukratzen versuchen, wenn er ihr auch nur eine Rolle fortnehmen wollte. Und dann: bei uns ist nun mal Ueberfluß an Personal. Und dann: Berlin ist nicht Gemar, Gemar ist nicht Berlin. Und dann — und dann — und dann: ich könnte die Reihe noch lange fortsetzen. Schließlich aber kommt's doch immer auf dasselbe heraus, auf den alten Erfahrungsgrundsatz: wir Speelersleute, ob wir nun in Buxtehude oder in Berlin tragieren, müssen immer auf einen Glücksfall warten. Der kommt — oder der kommt nicht. Mancher stirbt darüber." Plötzlich nahm sie das kollegiale

‚Du' an, das in Schauspielerkreisen so leicht und so viel gebraucht wird. „Du, Kind, Du bist noch so jung, Du kannst wirklich warten."

So wartete Dorothea also —

Aber manchmal dachte sie schmerzlich der guten, alten Gramm nach: ich hab' wohl nicht das rechte Theaterblut, sonst müßte mir auch das Warten leichter werden. Und öfter noch kam es über sie wie tiefe Sehnsucht: sie wußte selbst nicht recht, wonach?! Nach einem stillen Erdenwinkel, in dem es liebe Menschen gab und täglich neue Pflichten, denen man gern nachlebte; nach dem Handdruck eines teilnehmenden Freundes, nach ein paar guten Worten, nach einem heiteren Lachen.

Das heitere Lachen wenigstens sollte ihr früher erklingen, als sie selber gehofft.

Mit flinken, jungen Schritten kam es die Treppe herauf, schellte gar kräftiglich, brauste in den Korridor, sauste in das Zimmer —

„Da sind wir, Gret' und Bert! Da hast du uns: Bert und Gret'! Geliebtes Diedelchen, wie freu' ich mich! Gleich laß dich mal anschauen —"

„Jawohl, da haben Sie uns, Gret' sowohl wie den Bert. Der möcht' Sie auch anschauen dürfen. Fräulein Doro — Fräulein Diedel, können wir nicht sofort wieder Mariage à la Goethe spielen. Ich —"

„Wirst du wohl, du großmächtiger cher frère! Ist das eine Art, mit einer Königlichen Hofschauspielerin umzugehen! Respekt, mein Junge! Hat sich was zu mariagen. Gell, wir heiraten überhaupt nimmer, wir modernen Frauen."

„Bis halt der Rechte kommt. Jawohl — kennen wir, Jungfer Naseweis aus Brochum. Was einem solch Kiekindiewelt über den Kopf wächst —"

Zum Mitreden kam Dorothea zunächst gar nicht. Wollte auch gar nicht. Wollte nur rechts und links die treuen Hände drücken, wollte die jungen Stimmen und das helle, frohe Rheinländer-Lachen hören.

„Vater läßt grüßen. Hotel Adlon — fein, fein! Wir haben nämlich Konferenzen, Diedel, mit Großbanken, Diedel, wir sollen nämlich gegründet werden!"

„Wir wollen aber nicht gegründet werden, es sei denn —"

„Es sei denn, daß es heidenmäßig viel Moneten gibt."

„Laß du doch bloß Fräulein von Lindenbug mit dem Geschäft zufrieden, das ist Männersache. Verstandez-vous. Und richt' dein Sprüchlein aus!"

„Ja — also! Vater läßt herzlichst grüßen, die ‚Unvergeßliche' nämlich. Und Vater hat uns geschickt — gestern sind wir erst angekommen —, um dich in ein Auto zu packen und zu entführen."

„Jawohl: zu entführen. Das erste vernünftige Wort, Gret', was heute über deine Korallenlippen kommt."

„Danke! Und zwar gleich sollst, mußt du mit uns kommen, zu Tisch. Denn wir haben natürlich den Zettel nachgesehen — du spielst ja heute nicht, du hast also wohl Zeit."

„Ja, Gret', ich hab' Zeit; viel, viel Zeit. Kinder, wie freue ich mich! Pardon, Herr Bert — das Kinder bezog sich nur auf Gret'."

„Ich will aber meinen Teil auch haben. Das ist mir eine schöne Art, erst geben und dann nehmen. Gatte

soll ich nicht sein — jeder Schmeichelname wird mir entzogen."

„Aber, Herr Dr.-Ing., ich hab' doch solchen Respekt vor Ihnen."

„Ach was — Respekt! Erlauben Sie mir wenigstens, daß ich noch einmal in kindlicher Verehrung die schönsten aller Frauenhände küsse."

Das Scherzen hatte bei diesen fröhlichen Menschenkindern kein Ende. In ihrem Ankleidezimmerchen, während sie schnell das Kleid wechselte, hörte sie immerfort ihr übermütiges Lachen, im Auto flogen die schnellen Worte wie beschwingte Federbälle herüber und hinüber —

Wie das wohl tat! Wie das wohl tat! —

Und dann war sie plötzlich in einem großen Hotelsalon, und der alte Herr Wignam kam mit ausgestreckten Händen auf sie zu. Und jenseits stand, mit dem Rücken an eine Kredenz gelehnt, Ludolf von Kastrop —

Das Blut flutete ihr jach ins Gesicht.

Und auch über sein Gesicht zuckte es.

Aber sie fühlte sofort: heute, hier, ist es an dir, gutzumachen. Lösch' das eine aus deiner und seiner Erinnerung! Daß es tot sei und vergessen.

Sie trat an ihn heran, sie reichte ihm die Hand. Sie sprach kein Wort, aber sie wußte: er mußte sie auch ohnedem verstehen.

Und er verstand sie.

Etwas Hinterlist von der jungen Rheinlandsbrut war doch im Spiel gewesen. Sie waren so hellhörig, die beiden, so geschickt im Kombinieren. Aus halben Worten, aus halben Andeutungen nur hatten sie's sich zusammengereimt, daß es zwischen Kastrop und Dorothea

etwas auszugleichen gab, ein Mißverständnis aus der Welt zu schaffen. Und da nun Bert mit Kastrop zufällig von Schneeholm aus herübergekommen war, da Kastrop auch im Hotel Adlon wohnte, da gestern abend noch die Bekanntschaft mit Papa Wignam zustande gekommen war, so schmiedeten die beiden ihr Komplöttchen. Und was bei andern täppisch gewesen wäre, ihnen glückte es.

Vielleicht freilich hatten sie sich etwas ganz, ganz andres gedacht. Vielleicht waren sie enttäuscht, daß es zu gar keiner dramatischen Szene kam. Vielleicht dachten sie aber auch: was nicht ist, kann ja noch werden.

Vorläufig freilich saßen die, um welche sie ihre listigen Fäden geschlungen, als zwei sehr ernsthafte Menschen bei Tisch, und für den Uebermut mußte das Geschwisterpaar allein sorgen. Denn dem alten Herrn Wignam mochte das Geschäft, das ihn nach Berlin führte, doch gewaltig im Kopfe herumgehen. Er war schweigsamer, als sonst seine Art.

Aber Gret' und Bert lachten und redeten und wollten, daß mindestens Dorothea auch mit ihnen täte. Mit dem Lachen: das brachten sie nicht fertig. Doch berichten und erzählen: ja. Nur daß das auch wieder ernster wurde, als Gret' und Bert wohl geglaubt hatten. Denn Dorothea konnte nicht anders, sie mußte hier offen sein. Offen und ehrlich, gerade hier, gerade jetzt. Sie fühlte zwei Augen auf sich ruhen, die das heischten, durchdringend klare, ernste Augen, die keinen Lug und keine Eitelkeit duldeten.

Doch als sie dann gesagt hatte, was sie zu sagen hatte von all den Enttäuschungen der letzten Zeit, da

kam der Champagner, und Papa Wignam hob sein Glas: „Solche Tage machen wir alle durch, Fräulein von Lindenbug. Solche Tage schmerzen, aber sie sind des Lebens beste Lehrmeister. Und wer sie sich richtig zu deuten versteht, dem bringen auch sie Glück. Auf Ihr Glück, auf eine frohe Zukunft, liebes Fräulein von Lindenbug, wollen wir unsre ersten Gläser leeren!"

Auch Kastrop stieß mit ihr an. Ihre Hand zitterte ganz leise.

Die junge Rheinlandsbrut jubelte: „Hoch soll sie leben! Hoch — dreimal hoch!"

„Ich erkenne Ihren Herrn Sohn gar nicht wieder," sagte Kastrop lächelnd zu dem alten Herrn. „Bei mir war er immer der ernste Fachmann. Nein, das ist nicht ganz richtig: ein ernster Mann überhaupt."

„Ja — so ist unsre Jugend am Rhein." Wignam hielt sein Glas in der Hand und sah in die schäumenden Perlen. „Ernst und froh, wie die Stunde es heut. Und so ist's uns Alten recht, waren wir doch selber auch nicht anders."

„Ich habe eine so schwere, düstere Jugend gehabt, daß ich mich kaum erinnere, damals je fröhlich mit den Fröhlichen gewesen zu sein. Aber heute geht mir das Herz auf, wenn ich so frohes Lachen höre."

Er sah hinüber zu den Jungen und sah dann auf Dorothea. Aber ihr schönes Gesicht war ernst wie das seine.

Dann mischte sich Bert in das Gespräch. Er fragte: „Wann sprechen Sie im hohen Hause, Herr von Kastrop? Vater hat Ihre große Rede gelesen und möchte Sie gern hören."

„Es wird in den nächsten Wochen kaum zu Redeschlachten kommen. Der Etat steht auf der Tagesordnung, und da kämpfen nur die Spezialisten des Budgets."

Nun sprach der alte Herr von der Nordmark. Er kannte sie nicht, erbat über dies und das Aufklärung, und Kastrop stand willig Rede. Da sagte Dorothea plötzlich:

„Das haben Sie damals wirklich überzeugend entwickelt, Herr von Kastrop."

„Haben Sie meine Rede gelesen, gnädiges Fräulein?" fragte er erstaunt.

„Ich war im Hause —"

Als sie es gesagt hatte, gereute es sie fast, denn sie fühlte, daß sie errötete wie ein junges Ding von siebzehn Lenzen.

Auf eines Atemzugs Länge sah er sie starr an. Dann neigte er ein wenig den Kopf und fuhr in seinen Auseinandersetzungen fort.

Es wurde ziemlich spät, als man endlich aufbrach. Albert Wignam holte Dorotheens Mantel aus der Garderobe. Er bestand darauf, sie „durch alle Fährnisse der Weltstadt" sicher nach Hause zu geleiten, als „heiligstes Recht" nahm er es in Anspruch. „Ich will doch nicht ganz umsonst eine Stunde mit Ihnen Mariage à la Goethe gespielt haben."

Bis in das Vestibül ging Kastrop mit. Und während Albert sich um eine Droschke bemühte, fragte er mit einem jähen Entschluß, wie Dorothea empfand: „Was führte Sie ins Abgeordnetenhaus, gnädiges Fräulein?"

Die Frage hatte wieder etwas Ungewöhnliches an sich, etwas ganz Unverbindliches, fast Herrisches. Aber sie wirkte heute nicht mehr verletzend auf Dorothea, wie einst seine Art in dem kleinen Gasthof zu Tenburg.

Nur peinlich war ihr die Antwort. So zögerte sie. Aber dann brach die Empfindung übermäßig in ihr durch: Du darfst nicht lügen! Du mußt die Wahrheit sagen!

„Ich — ich wollte Sie sprechen hören, Herr von Kastrop."

„Also — Neugier?"

Da sagte sie heiß: „Warum tun Sie mir weh? Ich habe Ihnen doch vorhin so vieles stumm und still abgebeten. Nein — nicht aus Neugier. Wahrhaftig nicht. Ich wollte — ich wollte Sie kennen lernen. Ich wollte auch damit gutmachen —"

Zur Antwort kam er nicht. Denn gerade jetzt erschien Albert wieder, winkte und winkte: „Auf nach Valencia!"

Nur auf ihre Hand neigte sich Kastrop. Dann wandte er sich schnell und ging den breiten Gang nach den Fahrstühlen entlang.

* *
*

Bertchen Wignam hatte eine schweigsame Fahrtgenossin, und all sein guter Humor verfing nicht recht. Erst als er von Kastrop und von Schneeholm zu erzählen begann, horchte sie auf, fragte auch ein paarmal dazwischen und brach wieder jäh ab, wenn Albert den Majoratsherrn mit jugendlicher Begeisterung rühmte: seine Energie, seine Umsicht, seinen rastlosen Fleiß, seine soziale Fürsorge.

Einmal, fast am Ziel der Fahrt, faßte sich Albert ein Herz: „Gestrenge, Gütige — sind Sie der Gret' und mir auch nicht böse?"

Da wehrte sie heftig ab: „Nein! Nein! Wie können Sie das nur glauben!" und sank wieder in ihr Schweigen zurück. Aber auf ihren Lippen lag ein ganz, ganz leises Lächeln. —

Und es kam die Nacht, und es kam der Morgen.

In der Nacht hatte sie selig geträumt. Aber als der trübe Wintermorgen in ihr Zimmer schien, wußte sie nichts mehr von dem Traum, und ihr graute vor dem Tag. Es würde ein Tag werden, wie alle andern jetzt, und ihm würden weitere Tage folgen, bleifarben wie der dort draußen — und der Zufall, der sie gestern mit Ludolf Kastrop zusammengeführt, kehrte gewiß nie wieder. Nie — niemals!

Manchmal schauerte sie zusammen: ja, was war das denn? Weshalb sehnte sie denn solch einen Zufall herbei? Ihn sehen, ihn sprechen? Ja — warum denn? Sie liebte ihn doch nicht! Sie — ihn? Es war ja Torheit der Sinne. Sie hatte ihn achten gelernt — sie bewunderte ihn vielleicht — sie hatte ihr Unrecht eingesehen — sie — sie —

Doch dann kam immer wieder etwas ganz Neues über sie, etwas nie Geahntes, nicht zu Begründendes, nimmer zu Definierendes. Etwas, worüber man auch gar nicht nachsinnen dürfte. Nein — nein, nicht nachsinnen. Sich dort drüben in den Lehnstuhl setzen, der noch von Mütterchen stammte, ganz tief hinein, und die Augen schließen und warten. Warten — vielleicht kam doch der Traum wieder —

Manchmal schrak sie dann auf. Er ist so herrisch — ich glaube, er könnte nie bitten. Er ist so herb — ich glaube, er will mich demütigen. Ich bin aber keine Katharina, bin keine bezähmte Widerspenstige. Nein — nein! Ich will gebeten sein! Gebeten — Ludolf — Und wieder sanken die Lider herab — und der Traum kam — und sie lächelte selig —

Und da lag ja wohl die Morgenzeitung. Ob etwas darin stand, von ihm? Wo sind denn nur die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses versteckt? Immer das Wichtigste bringen diese dummen Redakteure an den heimlichsten Stellen unter. Ach so — hier. „Auf der Tagesordnung steht der Etat des Finanzministeriums" — nein, so etwas Langweiliges, Oedes — Zahlen, Zahlen und nochmals Zahlen — Und hier, darüber: aus Gemar? Ei, sieh' einmal an: „Heller Jubel im ganzen Ländle, der Herzog verlobt!" Guter August Otto — ja, ich konnte dir doch nun einmal das Glück nicht bringen — Du mußt nicht böse sein — sieh' einmal, in meinem Herzen, da lagen wohl schon unbewußt andre Keime — ja — aber ich wünsche dir viel Glück und Segen — eine Glückliche wünscht dir Glück —

Draußen schellt es —

Nein! Nein! Er kommt nicht. Das ist nicht seine Art.

Aber zusammengezuckt ist sie doch, und mit einem Male ganz wach und ganz klar.

Ein Rohrpostbrief. Eine etwas zittrige Damenhandschrift darauf:

Gnädiges Fräulein!

Mein Neffe Kastrop bittet Sie durch mich um eine Unterredung in meinem Hause. Wenn Sie keine

andre Zeit bestimmen, würden wir Sie um zwei Uhr nachmittags erwarten. Wollen Sie liebenswürdigerweise dies Ungewöhnliche dieser Bitte mit den besonderen Verhältnissen entschuldigen. In ausgezeichneter Hochachtung

Ihre ergebenste
Klara von Zielendorf, Fasanenstr. 8.

Da war wieder der leise Schauer bei dem sicheren Gefühl: Der Brief ist nach seinem Diktat geschrieben! Der Mann stand dahinter mit dem festen, dem fast herrischen Willen.

Es tat weh — und es tat doch wohl —

Aber bitten mußt du mich, Ludolf — bitten mußt du mich — ich bin keine Katharina — ich kann keine bezähmte Widerspenstige sein —

* * *

Ein kleiner, altfränkischer Salon.

Die alte, zierliche Dame mit den weißen Haaren, weiß wie die Mullvorhänge an den Fenstern, ist soeben hinausgerauscht.

Dorothea steht an dem winzigen Schreibtisch. Das Herz ist ihr schwer und beklommen. Die frohe Zuversicht ist im Wanken. Es war doch wohl nur ein Traum.

Und die Tür geht.

Kastrop hat sein ernstes Gesicht. In der Hand hält er einen Packen Briefschaften. Er verbeugt sich ehrerbietig.

„Meinen Dank, gnädiges Fräulein, daß Sie groß genug dachten, meine Bitte zu erfüllen. Ich glaube, Ihnen eine Erklärung zu schulden — Ihnen und mir.

Es wird nicht in zwei Minuten abzumachen sein. Wollen Sie nicht gütigst Platz nehmen?"

Er blieb stehen.

„Gnädiges Fräulein, in unsrer ersten unglücklichen Unterredung erwähnte ich nur kurz meinen armen Bruder. Sie schnitten mir damals das Wort ab — ich gestehe heute, daß Sie recht hatten, daß ich die denkbar unglücklichste Form gewählt hatte. Ohne es zu wollen, habe ich Sie verletzt. Ich bitte Sie um Verzeihung. Sie haben mich für einen hartherzigen Bruder gehalten, vielleicht halten müssen. Und doch waren Sie in einem Irrtum befangen. Ich habe meinen Bruder sehr, sehr geliebt, ich habe für Konrad mehr Opfer gebracht, als ich vor mir selber verantworten durfte. Die Beweise wollen Sie, wenn es Ihnen beliebt, aus diesen Briefen ersehen. Sie werden daraus auch erkennen, daß mein bedauernswerter Bruder bei allen glänzenden Eigenschaften leider ein Mann ohne festen Charakter war, ohne Halt, unzuverlässig, ein Verschwender. Sie werden auch sehen, daß — aber ersparen Sie mir, Ihnen das alles weiter auszuführen. Der Tod hat gesühnt, und an uns ist es nicht, zu richten."

Er hatte rasch hintereinander gesprochen, wie um eine Unterbrechung auszuschließen. Nun legte er die Briefe auf den Tisch vor Dorothea.

Das Herz tat ihr weh zum Brechen. Sie stöhnte schmerzlich auf.

Nein und tausendmal nein! Sie konnte diese herbe, herrische Art nicht ertragen — und wenn ihr Glück darüber noch einmal in Scherben ging!

Mit einem jähen Entschluß schob sie die Schriftstücke zur Seite.

„Was sollen mir diese Briefe, Herr von Kastrop?“ sagte sie, und ein Laut des Weinens mischte sich in ihre Worte. „Ich glaube Ihnen, ohne sie — glaube Ihnen alles — ich —“ Sie stockte. Und plötzlich sprang sie auf — nur beseelt von dem einen Gedanken: Fort! Fort von hier! Und blieb doch und schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte laut auf.

Da fühlte sie zwei weiche, zarte Männerhände, die ganz sanft die ihren lösten.

„Fräulein von Lindenbug,“ hörte sie, „weinen Sie um den Verstorbenen? Ihm ist wohl —“

Sie schüttelte den Kopf. Sie wollte sprechen, wollte ihm sagen, aber sie brachte kein Wort hervor.

„Es mußte das eine klar zwischen uns werden. Schmerzte es so sehr?“ Seine Stimme klang nun gar nicht mehr hart, sie war zart und weich, wie seine Hände es waren.

Wieder schüttelte sie den Kopf.

„Können Sie jetzt verstehen, wie ich es damals meinte — in meiner ungeschickten, groben Art, daß ich es gut meinte, wenn ich auch in der Form fehlte?“

Da sah sie ihn an. Und sie neigte den Kopf.

„Dorothea — es ist heute wie damals und ist doch wohl ganz anders —“ Er hatte noch immer ihre Hände nicht freigegeben, hielt sie in den seinen, und die schlossen sich fester und fester um sie. „Ich habe in meinem Leben nicht viele Uebereilungen begangen, damals aber war ich verblendet und unklug. Wir sind heute wohl beide ruhiger, sind innerlich freier und weiter.

Aber mein Herz empfindet wie damals — Dorothea, ich bitte Sie — Dorothea, ich liebe Sie —“

Und nun klang der Glockenton in seiner Stimme wie klingendes Erz, und plötzlich fühlte sie, daß er ihre Hände freiließ, aber sie im gleichen Atemzug umfaßte und an sich zog und küßte. Und sie lag an seiner Brust und küßte ihn wieder. Wie heute morgen im Traum — er hatte ja gebeten, der harte, herrische, der geliebte Mann. — — —

Der Frühabend dämmerte. Da hielt im stiebenden Schnee der Wagen vor Dorotheas Tür, Kastrop sprang heraus, half seiner Braut aussteigen, und sie huschten durch die weißen Flocken in den Hausflur, nur zu einem letzten Abschiedswort für heute, zu einem seligen: „Auf morgen!“

Aber gerade als sie hinter der Glastür standen, trabte ein Depeschenbote hinter ihnen drein, pochte an die Portierloge, fragte etwas und kam dann auf Dorothea zu: „Fräulein von Lindenbug?“

Ein Rohrpostbrief. Kastrop lachte — o, wie merkwürdig fröhlich konnte er doch lachen! „Sieh' einmal an — da steht ja in der Ecke ‚Königliche Angelegenheit‘. Wir sind ja gewaltig vornehm.“

Sie riß den Umschlag auf. Es wallte über ihr Gesicht. Und dann reichte sie ihrem Bräutigam den Zettel: „Lies — bitte.“

Er las:

Fräulein Liftler plötzlich wieder erkrankt. Ersuchen Sie, morgen die Julia zu übernehmen. Probe elf Uhr. Drahtantwort erbeten. Königliches Schauspielhaus.

Dorothea sah in sein Gesicht, sah, wie seine Augenbrauen sich zusammenzogen, wie die zwei schweren, finsteren Falten sich noch tiefer in seine Stirn gruben.

„Du willst es nicht?“ fragte sie bebenden Herzens.

Er faltete das Telegramm zusammen und schob es in den Umschlag.

„Ich sagte dir schon, es ist mein Wunsch, daß du nie — nie wieder auftrittst —“

„Ludolf — aber daran habe ich gar nicht gedacht: ich bin ja kontraktlich verpflichtet.“

„Kontrakte lassen sich lösen.“

„Ja — aber ich muß eine hohe Konventionalstrafe zahlen — zehntausend Mark.“ Es kam ganz verzagt heraus.

Da lachte er, und es war wieder das frische Lachen, das sie heute schon so oft gehört hatte: „Du geliebter Kindskopf, dazu wird schon noch Rat werden.“

„Ludolf, es demütigt mich. Ich bin so arm wie eine Kirchenmaus.“

„Was mein ist, ist dein. Kein Wort darüber, ich bitte dich — du schreibst also ab?“

Sie rang mit sich. Es war ein schwerer Kampf. Dann neigte sie den Kopf. „Um deinetwillen, Ludolf —“

Seinem scharfen Auge war ihr Ringen nicht entgangen. „Liebe Dorothea,“ sagte er warm. „Es wurde dir sehr schwer. Ich danke dir doppelt. Aber warum wurde es dir eigentlich so schwer? Nach dem, was du gestern, bei Wignams, sagtest, habe ich wirklich angenommen, daß die große Leidenschaft für die Bühne, wenn ich's so ausdrücken darf, bei dir längst erloschen ist.“

„Es ist so, Ludolf,“ gab sie lebhaft zurück. „Aber du sollst immer die ganze Wahrheit von mir wissen. Sieh', ich habe hier Enttäuschung auf Enttäuschung erlebt. Man hat mich auf jede Art zurückgesetzt, als ob ich eine Anfängerin wäre. Und nun plötzlich die Julia. Ich darf sagen, eine meiner besten Rollen. Sei gerecht! Ist es nicht menschlich erklärlich, daß der heiße Wunsch in mir aufstieg, einmal noch, gerade nur dies eine Mal noch ihnen allen zu zeigen, daß ich doch etwas konnte. Es wäre ein schöner Abschied für mich gewesen. Doch du hast entschieden, und ich füge mich — bei Gott, ohne Bitterkeit. Ja, das Opfer erscheint mir jetzt schon winzig klein gegen all deine Güte und Liebe.“

Sie hatte seine Hand ergriffen und hielt sie fest. Er sah ihr tief in die Augen. Auch in ihm war nun der schwere Kampf. Doch nur auf ein paar Atemzüge. Dann nickte er ihr zu und lächelte: „Da hätte ich wahrhaftig beinahe aus purem Fanatismus eine häß-liche Dummheit begangen. Warum soll ich dir den Triumph nicht gönnen? Selbstverständlich spielst du, und ich werde dich noch einmal auf der Bühne sehen und werde tüchtig Beifall klatschen — und dann — nicht wahr, Dorothea, dann ist Schluß! Der Vorhang sinkt — und ein neues Leben beginnt!“

* * *

Neugierige Gesichter auf der Probe. Ein Zischeln und ein Tuscheln, ein Aufschauen dann und ein Auf-horchen. „Ausgezeichnet!“ raunte Romeo — Maurer — einmal. „Geben Sie's ihnen, zeigen Sie's ihnen. Doch

endlich wieder meine alte Partnerin.“ Allmählich wuchs das Interesse bei den Kollegen zum Staunen. Wer hätte das gedacht? Und dabei gab sich die Lindenbug augenscheinlich gar nicht mal ganz aus. Markierte freilich nicht, aber hielt doch zurück, wie ein guter Spieler seine besten Trümpfe. Wenn das die Liftler sehen könnte, sie würde bis heute abend noch gesund! „Sehr gut, Fräulein von Lindenbug,“ meinte nach der großen Balkonszene der Geheimrat und putzte sich den Kneifer. „Hm — man kennt sich doch nicht aus. Beim Theater kommt eben immer alles anders.“

Schließlich pochte die alte, gute Gramm, die die Amme gab, eine ihrer Glanzrollen, an die Garderobentür: „Gratuliere, liebe Lindenbug. Gratuliere und revoziere: Du hast ja doch Theaterblut! Prächtig deine Julia Schau, schau, du liebes Kind, da haben wir halt den Glücksfall, von dem ich immer gesprochen habe — den Glücksfall —“

Und dann kam der Abend. Und da kam doch das große Herzpochen wieder: Wird's dir auch gelingen? Wirst du's auch gutmachen? Wirst du sie packen und fortreißen? Den ganzen Nachmittag hatte sie memoriert und wieder memoriert — nun war doch die Sorge da: fehlen dir auch keine Zwischenglieder? Und dann war über allem andern die größte Sorge da, eine Sorge, die eine unendliche Seligkeit in sich schloß: heute sieht er dich, heute hört er auf dich, heute mußt du ihm gefallen, heute wirst du ihm, ihm allein das Hohelied der Liebe spielen.“

Hoch rauschte der Vorhang. Noch einmal sah sie in das gewaltige, schwarze Loch, und es durchschauerte sie.

Und nun hob das Spiel an und ward ein Singen und Triumphieren, von Szene zu Szene wachsend. Wie diese Julia selber wuchs von Szene zu Szene.

Einmal sah sie ihn. Und ihr war's, als leuchteten seine Augen.

Edgar Maurer —

Ja, war der Mann denn toll? Vielleicht noch nie hatte er den Romeo so glänzend gespielt, so hinreißend, so leidenschaftlich.

Aber was bildete er sich ein? Er spielte ja mit ihr, als wäre —

Auch das war ein kleiner Triumph in dem großen, eine Revanche: „Mäßigen Sie sich ein wenig, Herr Kollege. Daß Sie es nur wissen — in der Fremdenloge links sitzt mein Bräutigam — ich bin seit gestern die Braut des Freiherrn von Kastrop auf Schneeholm —"

Ein Raunen war's nur, in einer Szene stummen Spiels, und dann ging der Akt weiter. Aber sie sah, daß Maurer erbleichte unter der Schminke, daß er seine Zähne aufeinanderbiß — sie hörte, wie er stockte, auf den Mann unten im Kasten lauschen mußte.

Was tat's!

Sie spielte ja nur mit Maurer, sie spielte nicht für ihn. Ihre Julia galt dem geliebten Manne dort in der Loge — allein ihm galt das Hohelied der Liebe —

„Willst du schon gehn? Der Tag ist noch so fern.
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang.
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub', Lieber, mir, es war die Nachtigall —"

Und nun sank der Vorhang zum letztenmal, nachdem ein Beifall, wie er in diesem Hause selten ist, Romeo und Julia wieder und wieder vor die Rampe gerufen.

Die Kollegen und Kolleginnen umringten Dorothea, nur Maurer stand abseits. Es war ein Glückwünschen, als ob der deutschen Schauspielkunst eine neue Größe entdeckt worden wäre. Der alten, guten Gramm standen die Tränen in den Augen: „Und da hab' ich ihr gesagt, sie hätte kein rechtes Theaterblut —"

Dorothea aber gedachte der klugen Worte, die einst der Herzog in Gemar ihr im kleinen Teesalon gesagt. Jetzt erst verstand sie, was ihr bisher gefehlt, und was ihr nun plötzlich geworden war, wie eine Offenbarung, heute, wo sie zum letztenmal auf der Bühne stand: das Feuer der Leidenschaft, die große, heilige Flamme.

Es war doch ein schöner, ein herrlicher Abschied — und ihre Seele war voll Dank, daß sie diese Weihestunden noch gehabt.

Dann, als sie die Garderobe verließ, traf sie auf Karl Oskar Braune. Er, der überall Zutritt hatte, mußte auf sie gewartet haben. Er war sehr erregt: „Schönste, Allerschönste — großartig! Meine Mechthildis ist einfach futsch. Ja — und was haben Sie mir neulich gesagt? Daß Sie fort wollen. M. w. — machen wir. Denken Sie sich: Direktor Schlenther war im Hause. Ist begeistert. Ich habe schon alles eingefädelt: Hofburgtheater. Nun, wie stehe ich da? Mein Auto wartet unten, wir fahren zu Adlon, und in einer Stunde —"

„Lieber Herr Rat, erschrecken Sie nicht: ich bin heute zum letztenmal aufgetreten. Seit gestern bin ich die Braut des Herrn von Kastrop auf Schneeholm. Aber Dank — Dank und schönste Grüße an Ihre Frau Gemahlin."

Und nun stürmte sie die Treppe hinunter.

Unten stand Ludolf.

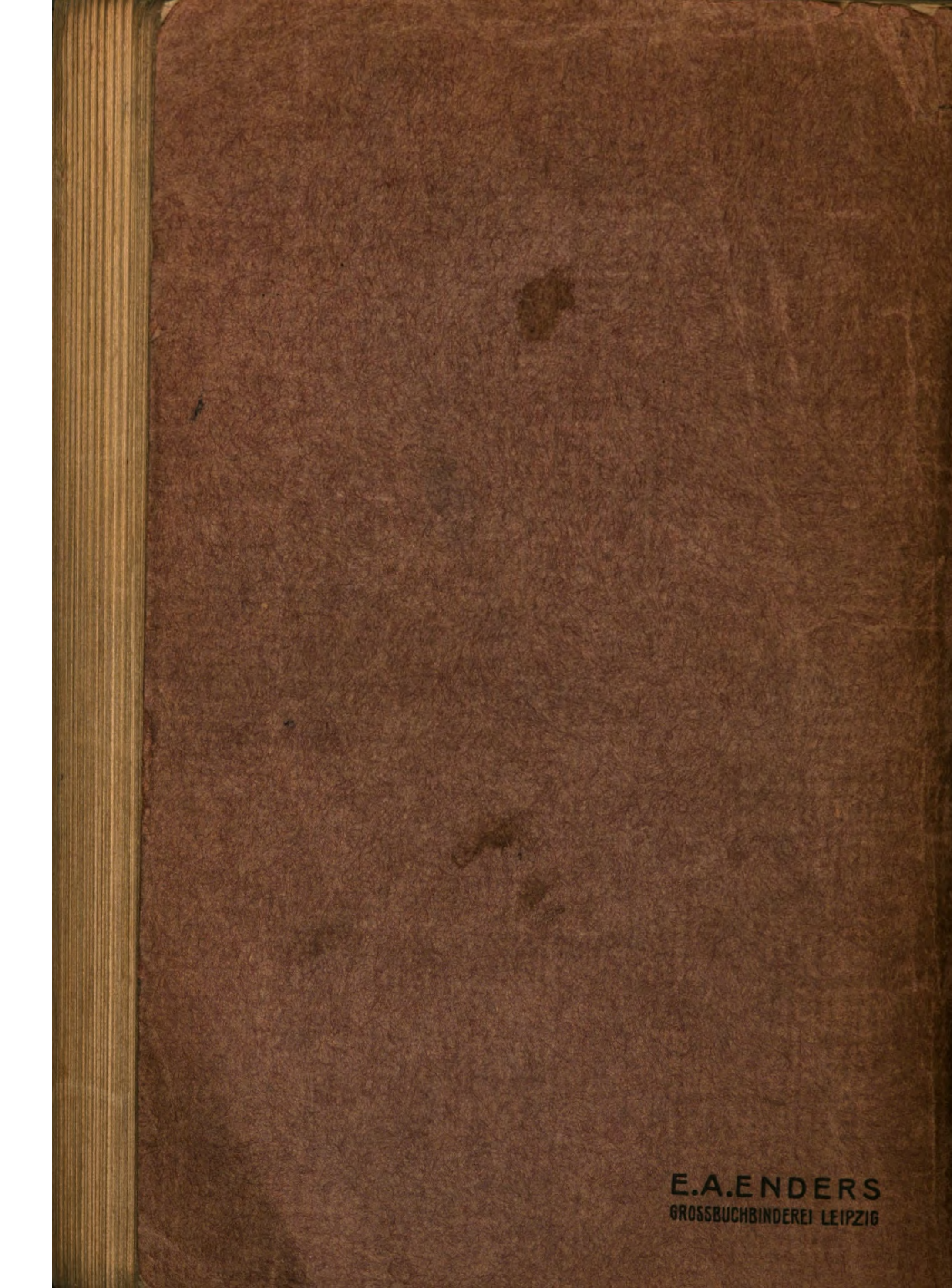
In seine Arme flog sie hinein, an seine Brust. Und sie jubelte ihm zu: „Nun nimm mich, Ludolf! Ade, du bunte Welt! Nun gehöre ich dir, Ludolf, nur dir und unserm Glück!"





Die Romane der beliebten Schrift-
stellerin
Emile Erhard
(Baronin von Warburg
geb. Freiin von der Goltz)
sind mehrere Jahre lang vergriffen ge-
wesen. Die Herausgabe ihrer Haupt-
werke in einer vornehm und modern
ausgestatteten
wohlfeilen Ausgabe
ist überall mit Freuden begrüßt worden.
Bisher erschienen:
Die Rose vom Haff.
Ein Hofroman.
Geheftet 4 Mk., gebunden 5 Mk.
(Die frühere Ausgabe kostete 15 Mk.)
Gräfin Ruth.
Ein Offiziersroman.
Geheftet 3 Mk., gebunden 4 Mk.
(Die frühere Ausgabe kostete 9 Mk.)
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder,
wo eine solche nicht bekannt ist,
gegen Einsendung des Betrages nebst 20 Pfg.
Porto für jeden Band vom Verlage
W. Vobach & Co. in Leipzig.




E.A.ENDERS
GROSSBUCHBINDEREI LEIPZIG